

saarbrücker hefte

Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft

107

Sommer 2012
EUR 7,80



Vermasselt

Umbenennung der Bouser Höhe
vorerst gescheitert

Verbohrt

Saarbrücker Professor auf rechten
Irrwegen

Vergeigt

Kulturpolitischer Neuanfang fällt aus

Verzeichnet

Nauwieser-Viertel-Kultur eingefangen

Verkohlt

Ende des Bergbaus an der Saar

Versammelt

Regionalautoren unter einem Dach
archiviert

Sozialpolitik

Defizite der Pflegesituation

Kunst

In Buenos Aires und im Krankenhaus

Galerie

Malerei von Leslie Huppert

Literatur

Erzählungen von Hans Therre und
Frauke Verlinden

Rezensionen

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e. V.

Redaktion:

Julian Bernstein, Mirka Borchardt, Bernhard Dahm, Achim Huber (v. i. S. d. P.), Bernd Nixdorf,
Dietmar Schmitz, Herbert Temmes

Redaktionsadresse:

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telefon/Fax: (0681) 58 54 18
e-mail: info@saarbruecker-hefte.de

Postadresse:

Saarbrücker Hefte, Postfach 102616, 66026 Saarbrücken

Internet:

www.saarbruecker-hefte.de

Verlag:

Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken
Telefon: (0681) 416 33 94, Fax: -95, e-mail: info@pfau-verlag.de

Herstellung:

Druckerei und Verlag Steinmeier, Deiningen

Layout:

Sigrid Konrad

Verkaufspreis:

Einzelheft EUR 7,80

Jahres-Abo EUR 11,80 (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendungen von Manuskripten an die Postfachadresse der Redaktion.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Georg Bense, Julian Bernstein, Mirka Borchardt, Dirk Bubel, Wilfried Busemann,
Bernhard Dahm, Sabine Graf, Klaus Ludwig Helf, Hans Horch, David Lemm, Uwe Loebens,
Susanne Nimmegern, Ulrich Pantle, Ekkehart Schmidt-Fink, Delf Slotta, Herbert Temmes,
Hans Therre, Fabian Trinkaus, Frauke Verlinden

Abbildungen:

Mirka Borchardt (Borchardt), Hartmann Jenal (Dahm), David Lemm (Hans Therre), Martin
Luckert/Institut für aktuelle Kunst (Graf), Ulrich Ludat (Borchardt), André Mailänder/Institut
für aktuelle Kunst (Graf), Röhrig Universitätsverlag und Stadtarchiv St. Ingbert (Nimmegern),
Ekkehart Schmidt-Fink (Nauwieserviertel), Stadtarchiv der Kreisstadt Neunkirchen, KKV Uni-
tas Neunkirchen (Trinkaus), Privatarchiv Delf Slotta, Herbert Temmes (Literaturarchiv)

Titelabbildung:

Ekkehart Schmidt-Fink

ISSN 0036-2115

ISBN 978-3-89727-479-2

Für freundliche Unterstützung danken wir
der Oberbürgermeisterin der Landeshauptstadt Saarbrücken, Saarland Sporttoto GmbH
und unseren Werbepartnern

saarbrücker
hefte

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft*

107

Inhalt

Editorial	5	Expertenkultur
Saarländische Zustände	7	<i>Bernhard Dahm</i> Der Kilimandscharo und andere deutsche Höhen
	12	<i>Hans Horch</i> Ein Dankschreiben
	16	<i>Julian Bernstein</i> Das braune Prinzip In einem kruden rechten Pamphlet sorgt sich der Saarbrücker Germanist Günter Scholdt um das »Volksschicksal«
Kulturpolitik	21	<i>Uwe Loebens</i> Wer will noch mal, wer hat noch nicht Ein neuer Kulturminister und die altbekannte Konzeptlosigkeit
Sozialpolitik	25	»Personal, Personal, Personal« Ein Gespräch mit Harald Kilian, Vorsitzender der Saarländischen Pflegegesellschaft, zur Situation der Pflege im Saarland
Viertelszenen	30	<i>Ekkehart Schmidt-Fink</i> Die Hängematte der Saarbrücker Bohème
Literatur	37	<i>David Lemm</i> Wenn der alte Steppenwolf erzählt Der literarische Übersetzer Hans Therre – ein Hausbesuch
	42	<i>Hans Therre</i> Von einem, der auszog
	47	<i>Frauke Verlinden</i> Das Phantom der QuattroPole, die Köchin und das Eigenleben der Figuren
	54	Sammeln für die Nachwelt oder: Bewahren und sichtbar machen Ein Gespräch über das Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsaß mit Sikander Singh und Hermann Gätje
Kunst	60	<i>Sabine Graf</i> Die Hypothek des Hippokrates – oder: Was Kunst im Krankenhaus anrichtet Eine Betrachtung über das Verhältnis von Kunst und Medizin
	64	<i>Mirka Borchardt</i> Versuch, einige Plätze in Buenos Aires zu erfassen Der Saarbrücker Künstler Ulrich Ludat als Artist in Residence

- Galerie 68 Leslie Huppert – Malerei
- Industrie-
geschichte 73 *Delf Slotta*
Mensch und Bergbau – Kunst, Kultur und Tradition
Anmerkungen zum Ende des Steinkohlenbergbaus im Saarland
- 89 *Fabian Trinkaus*
Neunkircher Hüttenfrauen
Arbeit und Leben von Frauen in der Eisen- und Stahlindustrie 1880
bis 1935
- 95 *Susanne Nimmegern*
Frauen kochen Stahl
Erwerbsbedingungen von Frauen auf der St. Ingberter »Schmelz« in
den Jahren 1849 bis 1945
- Rezensionen 107 Philippe Claudel, Die Untersuchung (*Dirk Bubel*)
- 108 Stefan Woltersdorff, Literarisches Lothringen (*Georg Bense*)
- 110 Marlen Dittmann, Die Baukultur im Saarland (*Ulrich Pantle*)
- 112 Peter Winterhoff-Spurk, Unternehmen Babylon (*Klaus Ludwig Helf*)
- 114 Daniel Kirch, Sonderpolitikzone Saarland (*Wilfried Busemann*)

Expertenkultur

Ein launiges Sommerheft hätte es werden sollen. Irgendetwas über saarländische, vornweg Saarbrücker Feierfreuden, jedes Wochenende ein noch größeres Fest, Vergnügungsangebote ohne Ende, mit Sommer-Spektakeln, -musiken, -theater, -kino, *Sommer am Fluss*. Und vielleicht einmal nichts über die Mittelstadt Völklingen.

Daß es anders kommen würde, ahnten wir bereits im April. Da bekannte Völklingens Ex-OB Hans Netzer öffentlich, nun, nach Lektüre von Heft 92 dieser Zeitschrift (immerhin von 2004, darin der Artikel *Röchlings Verbrechen* von Hans Horch) sei für ihn lückenlos belegt, »um welch einen Rassisten und Nazi-Unterstützer es sich bei Hermann Röchling gehandelt hat. Das menschenverachtende Wirken und Verhalten ist hier bestens dokumentiert.« Wohl weniger die unwiderlegbaren historischen Tatsachen als die eine Tatsache, daß sich in Völklingen ein prominenter (wenn auch Ex-) Politiker von Röchling abwandte, machte nun ernsthafte lokalpolitische Anstrengungen zur Umbenennung des nach diesem benannten Stadtteils – alternativlos. Das vorläufige Ergebnis: ein wankelmütiger Stadtrat.

Welchen Einfluß das Schreiben des Generaldirektors des Weltkulturerbes Völklinger Hütte, Grewenig, an den Völklinger Stadtrat hierbei hatte, steht zwar dahin. Trotzdem war spätestens dieser Brief Anlaß genug für uns, die jüngsten Ereignisse und die belegte Nachkriegsgeschichte kommentierend und dokumentierend wiederum aufzugreifen. Wie Bernhard Dahm und Hans Horch in ihren Beiträgen zeigen, wird kalkuliert ein diffuses Bedrohungsszenario aufgebaut, um einer Stadt Angst zu machen vor dem Verlust ihres letzten verbliebenen Alleinstellungsmerkmals. (Erst nach Redaktionsschluß hatten wir Einblick in ein Schreiben der Deutschen UNESCO-Kommission, die bei aller diplomatischen Zurückhaltung deutlich die behauptete Gefährdung des Welterbestatus zurückweist – und hoffentlich öffentliche Beachtung findet.) Ein Raunen im Stil der fünfziger Jahre über »die dunklen Seiten der Vergangenheit« (Grewenig) ist dagegen das äußerste, was der Kunsthistoriker sich zu den nationalsozialistischen Exzessen vor Ort abringen kann. Und es kann einen gruseln vor dem falschen Pathos, wenn man bei ihm liest, was in Völklingen »nie vergessen« werden sollte.

Klagend bis alarmistisch wird regelmäßig reagiert, wenn wieder einmal allzu viele Zeitgenossen, ob politisch desinteressiert, naiv, gleichgültig oder schon trotzig ablehnend, die Abgründe deutscher Geschichte des 20. Jahrhunderts partout ausblenden oder beschönigen wollen. Politische Kultur und zivilgesellschaftlicher Konsens scheinen dann ramponiert, wenn nicht bedroht. Wirklich zum Verzweifeln ist es jedoch zu be-

obachten, wie sie darin von ernannten und selbsternannten Fachleuten und Experten bisweilen angeleitet und unterstützt werden. Zuletzt wurde den Bürgern – nicht nur in Völklingen – von Experten der Verbrechensaufklärung signalisiert, Brände in Wohnungen und Läden türkischstämmiger Mitbürger gingen auf die mafiösen Strukturen ihrer Lebensverhältnisse (»Parallelgesellschaften«), wechselweise auf versicherungsbetrügerische Absichten zurück, stünden aber garantiert in keinem Zusammenhang mit rechtsextremistischen Aktivitäten, die es ja vor Ort auch gar nicht gebe. Nun sind es geradezu unterirdisch argumentierende Experten, die – bereits mit weiteren Experten, Expertisen und Symposien drohend – leichtfertig und ignorant den geschichtsvergessenen Bürgersinn zugleich instrumentalisieren und weiter anstacheln. Ein Skandal ist das allemal.

Äußerst unerfreulich ist auch, was Julian Bernstein in einem Besprechungsessay über den ehemaligen Leiter des hiesigen Literaturarchivs, Günter Scholdt, zu berichten weiß. Der hat sich mit einem trüben Gesinnungsbüchlein offensichtlich vollends in das Milieu einer intellektuell aufgerüsteten Neuen Rechten begeben.

Uwe Loebens hat für uns abermals die Entwicklungen rund um den notorischen Vierten Pavillon beobachtet und kann hier und in der saarländischen Kulturpolitik insgesamt beim besten Willen keine neuen Konzepte entdecken, mit denen sich die aktuelle Landesregierung ernstlich von ihren Vorgängerinnen unterscheiden würde.

Die entspannteren, bisweilen vergnüglichen Beiträge des vorliegenden Heftes bewegen sich vor allem im weiten Feld der Kultur selbst, die bei uns weiterhin nicht zu kurz kommen wird. Aspekte der Bildenden Kunst machen unsere Autorinnen diesmal global zwischen Saarbrücken, Homburg/Saar und Buenos Aires aus. Akteure und Beobachter der Literatur bewegen sich eher zwischen Gonnesweiler, Paris, Dudweiler und der sogenannten Großregion im allgemeinen. Und ein ganzes Saarbrücker Stadtviertel wird in seiner eigensinnigen Kultur nicht nur beschrieben, sondern auch mit dem Zeichenstift erfaßt.

Vieles ist geschrieben worden zum endgültigen Ende des Bergbaus an der Saar in diesem Sommer. Wir bieten die Gelegenheit, sich in kondensierter Form – noch- oder erstmals – einen historischen Gesamtüberblick zu verschaffen und zudem einmal näheres über das vermeintliche Randthema der Frauenarbeit in der Eisen- und Stahlindustrie zu erfahren.

Schließlich seien unsere Leserinnen und Leser auf die neue Internetseite der *Saarbrücker Hefte* hingewiesen, die – noch im Auf- und Ausbau befindlich – künftig detaillierte Überblicke zu den Inhalten einzelner Ausgaben und vermehrt auch die Möglichkeit zum Download von Artikeln bieten wird. Adresse wie bisher: www.saarbruecker-hefte.de

Achim Huber



Der Kilimandscharo und andere deutsche Höhen

Von Bernhard Dahm

Am 14. Juni 2012 hat der Völklinger Stadtrat mit 27 zu 22 Stimmen einen Antrag auf Umbenennung der Hermann-Röchling-Höhe vertagt. Begleitet war die Sitzung von teilweise tumultartigen Mißfallensäußerungen von Befürwortern der Beibehaltung des Namens, die von CDU, FDP und NPD Unterstützung erfuhren. Der Völklinger Oberbürgermeister Klaus Lorig hatte sich schon wenige Tage vor der Stadtratssitzung ostentativ auf die Seite der Gegner der Umbenennung gestellt.

Im Vorfeld der Stadtratssitzung war allen Mitgliedern des Kommunalparlaments der in den *Saarbrücker Heften* veröffentlichte Artikel von Hans Horch, *Röchlings Verbrechen oder: Der deutsche Imperialismus vor Gericht*,¹ von Seiten der Stadtverwaltung zugänglich gemacht worden. In Reaktion hierauf erklärte Thorsten Krieg, Mitglied einer Pro-Röchling-Bürgerinitiative: »Ich bin kein Geschichtsfreak, ich lebe im Heute.«² Krieg demonstriert geradezu militant geistige Borniertheit. Die Ergebnisse der Geschichtsforschung interessieren nicht. Um dann gegebenenfalls noch einmal jammern zu können, man habe von alledem nichts gewußt?

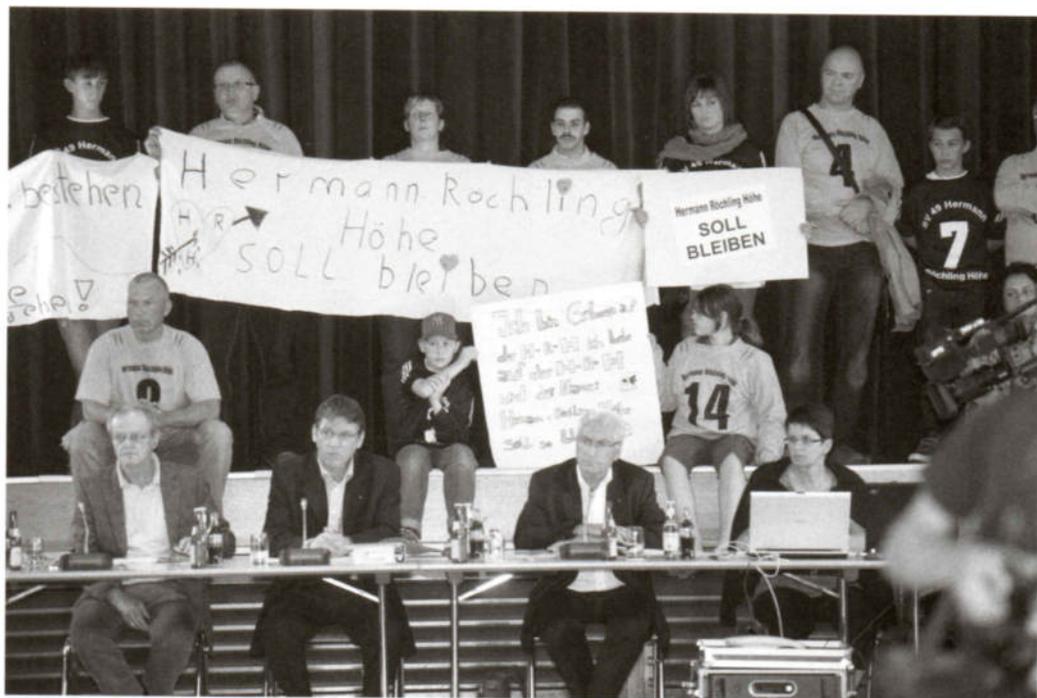
Schon 1956 konnte, wer wollte, in der Hüttenstadt wissen, welche Rolle Röchling während der beiden Weltkriege und in der NS-Zeit gespielt hatte. Bekannt waren sein Antisemitismus und sein Franzosenhaß ebenso wie der Umstand, daß er nach beiden Kriegen als Kriegsverbrecher verurteilt worden war, weil er in seinen Werken völkerrechtswidrig Kriegsgefangene als Arbeitskräfte unter unmenschlichen Bedingungen schufteten ließ. Auch war damals bereits bekannt, daß weitere Angehörige der Familie Röchling sowie führende Vertreter der von ihr geleiteten Firma nach beiden Kriegen ebenfalls wegen Kriegsverbrechen verurteilt worden waren.

Verborgen geblieben ist auch nicht, unter welch fürchterlichen Bedingungen Zwangsarbeiter in den Röchling-Werken zum Einsatz kamen. Bekannt war auch, daß die von dem

im Völklinger Werk angesiedelten Schnellgericht wegen Bagatelvergehen verurteilten Zwangsarbeiter in der Regel, neben der tagtäglichen Arbeit unter erschwerten Bedingungen im Eisenwerk, im Arbeitserziehungslager Etzenhofen mißhandelt und schikaniert wurden. Und was die so gerühmte soziale Einstellung der Familie Röchling anbelangt, wissen wir aus deren eigenen Quellen, daß die von der Firma erbrachten sozialen Leistungen lediglich dazu dienten, die Beschäftigten zu größerer Arbeitsleistung anzuspornen.³ Das war der Mehrheit des Völklinger Stadtrats vollkommen gleichgültig. 29 seiner Mitglieder stimmten am 13. August 1956 dafür, die von den Alliierten 1945 verfügte Umbenennung des Stadtteils wieder rückgängig zu machen und diesen – wie bereits 1942 schon einmal geschehen – nach dem in der Stadt omnipräsenten Patriarchen zu benennen. Ausweislich der Sitzungsniederschrift sollte der erneute Namenswechsel an die Verdienste Röchlings im Rückgliederungskampf 1935 und in der Zeit vor der Volksbefragung 1955 für das Deutschtum an der Saar erinnern. Geltend gemacht wurde damals auch die »soziale Einstellung« Röchlings »gegenüber den Arbeitern«.

Welcher Zeitgeist in Völklingen während der Abstimmung von 1956 geherrscht hat, sei an dem Mitglied der DPS-Fraktion, Dr. Heinrich Blatt, illustriert. Dieser unterrichtete damals am früheren Staatlichen Realgymnasium für Jungen und heutigen Albert-Einstein-Gymnasium unter anderem das Fach Erdkunde. Von ihm erfuhr der Verfasser dieses Beitrags noch Anfang der siebziger Jahre, daß der Kilimandscharo der höchste Berg Deutschlands sei – in Deutsch-Ostafrika. Dr. Blatt war an der Schule Repräsentant von Zucht und Ordnung und rückte auch nach 1968 nicht davon ab, die Schüler vor einer Unterrichtsstunde zunächst einmal exerzieren zu lassen.

Solches Denken scheint in Völklingen auch heutzutage noch Konjunktur zu haben. Dieser



Ein Herz für Kriegsverbrecher

Eindruck muß angesichts des Fanatismus, mit dem pro Hermann Röchling gestritten wird, entstehen. Auch 2012 ist Röchling bei vielen Völklingern sakrosankt. Jedwede Kritik am ehemaligen Wehrwirtschaftsführer gilt als Sakrileg. So macht auch Heinrich Schüssler (CDU), früherer Bürgermeister in Völklingen, in einem in der SZ am 14. Juni veröffentlichten Leserbrief Kritikern des Kommerzienrats zum Vorwurf, Pharisäer zu sein. Sie hätten keine Skrupel gehabt, Jahrzehnte bei Röchling »zu arbeiten, Geld zu verdienen und alle Vergünstigungen«, die er bot, »anzunehmen«. ⁴ Da ist es wieder, dieses: *Wes Brot ich eß, des Lied ich sing*. Ein derartiges vordemokratisches Gedankengut hätte dem in Völklingen Gehuldigten sicherlich gefallen. Dieser Geist hat denn auch über die Jahrzehnte verhindert, die Rolle Hermann Röchlings in Völklingen zu thematisieren. Wer es trotzdem wagte, wurde bestenfalls beschimpft. In anderen Fällen wurden Prügel angedroht. Noch im Juni dieses Jahres wurde einem unserer Redakteure, als dieser während der Fahrt mit dem Linienbus in den umstrittenen Ortsteil einen Mitpassagier auf die Vergangenheit Röchlings ansprach, geantwortet, in früheren Jahren hätte man so einen wie ihn aus dem Omnibus geworfen. Und das CDU-Mitglied des Völk-

linger Stadtrates Ignaz Schuh hat in einer E-Mail einem der bekannten Röchling-Gegner, Dr. Christoph Gottschalk und dessen Mitstreitern nahegelegt, »den Wohnort zu wechseln«, wenn sie den Namen »Hermann Röchling« nicht mehr ertragen könnten. ⁵ Diejenigen, die repressiv über lange Jahre hinweg eine Diskussion über den Namen des Stadtteils verhindert haben, werfen nunmehr als Argument gegen die Umbenennung die Frage auf, wieso, wenn die Vergangenheit Hermann Röchlings schon so lange bekannt sei, erst jetzt die Forderung nach der Umbenennung auf die Agenda gebracht werde und fordern Demokratie und die Durchführung einer Bürgerbefragung ein. Aus dem Geschehen um die beiden Stadtratsitzungen im August 1956 und nun im Juni 2012 läßt sich eine in Teilen der Bevölkerung immer noch fehlende Verarbeitung der jüngeren deutschen Geschichte deutlich erkennen. Unter der demokratischen Fassade brodelt weiterhin ein undemokratischer Geist. Hier wird auch deutlich, wieso Umfragen immer wieder zu dem Ergebnis gelangen, daß in Deutschland ein nicht unwesentlicher Prozentsatz der Bevölkerung totalitärem Denken anhängt.

Angesichts der jüngsten Ereignisse in Völklingen stellt sich die Frage nach der Richtigkeit der These, wonach die Zeit des deutschen

Faschismus lediglich verdrängt wurde. Das aktuelle Geschehen in Völklingen sieht so gar nicht nach Verdrängung aus. Hier wird ignorant und geradezu fanatisch an der Vergangenheit festgehalten. Dabei nimmt Röchling in Völklingen den Status einer gottähnlichen Person ein, um die in der Hüttenstadt teilweise immer noch ein regelrechter Kult betrieben wird. In religiösen Fragen aber bestimmt nicht die Logik die Dinge. So werden für die Beibehaltung des Stadtteilnamens auf der Höhe Argumente ins Feld geführt, die einer rationalen Überprüfung nicht zugänglich sind. Etwa, wenn behauptet wird, eine Umbenennung lasse den Wert der Liegenschaften in dem Stadtteil stark fallen und die Attraktivität als Wohngebiet sinke.

Nicht von Logik geprägt ist auch die Stellungnahme des Generaldirektors des Weltkulturerbes Völklinger Hütte, Meinrad Maria Grewenig. Dieser hat bekanntlich – seine Autorität in den Meinungsstreit um die Umbenennung werfend – eine »gutachterliche Stellungnahme« zugunsten des bestehenden Namens veröffentlicht. Gutachten werden unstreitig erstellt, nachdem zuvor ein entsprechender Auftrag vergeben wurde. Wer hat Grewenig den Auftrag erteilt? Etwa die CDU-Stadtratsfraktion, die sich während der Ratssitzung vom 14. Juni auf die Äußerungen Grewenigs berufen hat? Oder hat er sich den Auftrag in seiner Machtvollkommenheit selbst erteilt?

Grewenig argumentiert in seiner Erklärung jedenfalls an geschichtlichen Gegebenheiten vorbei und behauptet, die Namensnennung für den Stadtteil stehe in der Tradition der Benennung von Flurnamen und Landschaften. Dabei sei grundsätzlich mit der Benennung einer Gemarkung, Siedlung oder Straße keine Ehrung verbunden.⁶ Ein Blick in die Sitzungsniederschrift des Völklinger Stadtrats vom 13. August 1956 hätte Grewenig eines Besseren belehren können. Danach erfolgte die Namensgebung für den Stadtteil ja in Würdigung der Verdienste des verstorbenen Ehrenbürgers in den Jahren 1935 und 1955 für das Deutschtum an der Saar. Alsdann malt Grewenig die Gefahr an die Wand, daß die Umbenennung zur Aberkennung des Weltkulturerbestatus führen könne.⁷ Die Umbenennung eines nach einem Kriegsverbrecher benannten Stadtteils soll eine solche Konsequenz nach sich ziehen?

Wen – außer die gläubige Gemeinde – kann das überzeugen?

Auch kommt einem die Argumentation Grewenigs durchaus bekannt vor. Hatte nicht Klaus Lorig den weiteren Bestand des Weltkulturerbes davon abhängig machen wollen, daß die Moscheengemeinde Völklingen-Wehrden auf keinen Fall ein Minarett errichten dürfe, da die in der Nachbarschaft zur Moschee gelegenen Meisterhäuser der Alten Völklinger Hütte aus Mitteln des Welterbe-Programms des Bundes saniert werden sollten, was bauliche Veränderungen im Umkreis der Meisterhäuser verbiete?⁸ Das Minarett ist mittlerweile gebaut. Die Meisterhäuser gammeln zwei Jahre nach Lorigs Äußerungen weiter vor sich hin und verfallen!

Nicht zu überzeugen vermag Grewenig auch, wenn er als Alternative zur Umbenennung eine öffentliche Gedenkstätte zum Namen Hermann Röchlings und zur Geschichte der Zwangsarbeiter in dessen Werken anregt. In seiner Funktion als Generaldirektor des Weltkulturerbes hätte Grewenig schon seit Jahren Gelegenheit gehabt, eine solche Gedenkstätte zu errichten. Und das wäre von ihm auch zu erwarten gewesen. Weil die Geschichte der Alten Völklinger Hütte nun einmal ohne weiteres mit der Geschichte ihrer Betreiber verbunden ist und weil auch von einem Weltkulturerbe zu erwarten ist, daß es sich mit seiner Vergangenheit auseinandersetzt. Nicht die Streichung des Namens Hermann Röchling stellt ein Problem für das Weltkulturerbe dar, sondern der Umstand, daß die Abgründe seiner Historie immer wieder schöneredet und gerechtfertigt werden.

Anmerkungen

- 1 Vgl. *Saarbrücker Hefte* 92, Herbst 2004, S. 15–28.
- 2 *Saarbrücker Zeitung* vom 11. 6. 2012.
- 3 Vgl. Harald Glaser, *Die Siedlungen der Völklinger Hütte*, in: *Saarbrücker Hefte* 77, Frühjahr 1997, S. 15–19.
- 4 *Saarbrücker Zeitung* vom 14. 6. 2012.
- 5 E-Mail vom 21. 6. 2012 an Dr. Christoph Gottschalk (liegt der Redaktion vor).
- 6 *Saarbrücker Zeitung* vom 13. 6. 2012.
- 7 Ebd.
- 8 *Saarbrücker Zeitung* vom 11. 6. 2012.

Stadtratssib.⁴⁰ v. 13. 08. 1956

A) Öffentliche Sitzung:

Beigeordneter SPECHT stellt die Beschlussfähigkeit des Stadtrates gemäss § 34 (2) DVGO fest und eröffnet mit einem kurzen Grusswort um 17,00 Uhr die Sitzung.

Punkt 1: Verpflichtung eines Stadtratsmitgliedes.

Erläuterung: Gemäss § 24 GO sind die Mitglieder des Stadtrates vor ihrem Amtsantritt mit Handschlag auf gewissenhafte Erfüllung ihrer Amtsobliegenheiten zu verpflichten.

Das Stadtratsmitglied Johann SCHMIDT (CVP) hat infolge Krankheit noch an keiner Sitzung des neugewählten Stadtrates teilgenommen, so dass die am 5. 6. 1956 durch den Beauftragten der oberen Aufsichtsbehörde gemäss § 135 GO durchgeführte Verpflichtung der übrigen Stadtratsmitglieder für das vorgenannte Stadtratsmitglied durch den geschäftsführenden Beigeordneten nachzuholen ist.

Auf die Vorschriften der §§ 19 (Verschwiegenheit) und 20 (Interessenkollision) der GO ist das zu verpflichtende Stadtratsmitglied besonde hinzuweisen.

Beigeordneter SPECHT verpflichtet das Stadtratsmitglied Johann SCHMIDT (CVP) mit Handschlag auf gewissenhafte Erfüllung der Amtsobliegenheiten.

Punkt 1a: Umbenennung des Stadtteiles Bouser Höhe in Hermann-Röchling-Höhe.

Erläuterung: Es ist beabsichtigt, den Stadtteil Bouser Höhe zum Jahrestag des Ablebens von Kommerzienrat Dr. Hermann RÖCHLING (24. 8. 1955) in "Hermann-Röchling-Höhe" umzubenenen. Weite Anlass für die Umbenennung ist das 75-jährige Jubiläum des Erwerbs der Völklinger Hütte durch die Familie Röchling (7. August 1881-1956

Beigeordneter SPECHT erinnert daran, was Dr. Hermann RÖCHLING im Rückgliederungskampf 1935 und in der Zeit vor der Volksbefragung 1955 für das Deutschtum an der Saar bedeutet habe. Seinem Werk sei es zu verdanken, dass aus der unbekanntenen Gemeinde von 7000 Einwohnern sich die nunmehr über 41.000 Einwohner zählende Hüttenstadt Völklinge entwickeln konnte. Unvergessen bliebe auch seine soziale Einstellung gegenüber den Arbeitern. Er erinnere nur an die Einrichtung der Pensionskasse, die für die damalige Zeit eine grosse soziale Errungen schaft gewesen sei. In Würdigung der einmaligen Verdienste des Verstorbenen um Völklingen und seine Bewohner beabsichtige man, die Bouser Höhe in "Hermann-Röchling-Höhe" umzubenenen. Er stelle diese Anregung zur Diskussion.

Stadtratsmitglied BIES (KP) erklärt namens der KP-Fraktion, dass der Name RÖCHLING ein System verkörpere, das dem deutschen Volk zwei Weltkriege mit unabsehbaren Folgen eingebracht habe. Seine Fraktion sehe nicht ein, dass einem solchen Manne ein Denkmal gesetzt würde. Er fände es zudem sehr merkwürdig, dass man die anstehende Umbenennung kurzfristig auf die Tagesordnung setzen konnte, während das bei den Anträgen der KP-Fraktion zur letzten Stadtratssitzung nicht möglich gewesen sei.

Stadtratsmitglied BONN (SPD) erklärt, die SPD-Fraktion sei im Prinzip mit der Umbenennung einverstanden. Er schlage jedoch vor, die Bezeichnung "Röchlingshöhe" zu wählen, da diese Bezeichnung kürzer sei.

Beigeordneter SPECHT weist die Angriffe des Stadtratsmitgliedes BIES gegen die Person Hermann RÖCHLING zurück.

Stadtratsmitglied KNAUL (DPS) verweist darauf, dass Hermann RÖCHLING für Völklingen im besonderen und für Deutschland im allgemeinen Grosses geschaffen habe. Seine Fraktion beantrage, die Bouser Höhe in "Röchling-Höhe" umzubenennen.

Stadtratsmitglied JUNG (SPD) gibt zu bedenken, dass mit der Bezeichnung "Röchlingshöhe" die ganze Familie RÖCHLING geehrt würde.

Beigeordneter SPECHT bittet um Abstimmung darüber, ob die Bouser Höhe grundsätzlich umzubenennen ist.

Beschluss Nr. 1:

Der Stadtrat beschliesst, mit 29 Stimmen, gegen 2 Stimmen, die Bouser Höhe grundsätzlich umzubenennen.

Stadtratsmitglied BONN stellt fest, dass 2 Anträge für die Umbenennung vorliegen, und zwar

1. Antrag für die Bezeichnung "Hermann-Röchling-Höhe",
2. Antrag für die Bezeichnung "Röchlingshöhe".

Stadtratsmitglied BAUM (CDU) äussert, wenn man lediglich die Person Hermann Röchling ehren wolle, sei es angebracht, die Bezeichnung "Hermann-Röchling-Höhe" zu wählen.

Beigeordneter SPECHT verliert den Entwurf des für die Umbenennung zu fassenden Beschlusses und bittet um Abstimmung hierüber.

Beschluss Nr. 2:

Nachdem der Stadtrat zuvor mit 29 Stimmen, gegen 2 Stimmen, der Umbenennung der Bouser Höhe grundsätzlich zugestimmt hat, beschliesst er mit 23 gegen 8 Stimmen, gemäss § 3 Abs. 3 der GO. bei der Regierung des Saarlandes, Ministerium des Innern, Antrag auf Benennung des Stadtteiles Bouser Höhe in

Hermann-Röchling-Höhe

zu stellen.

Dieser Beschluss wird gefasst in Würdigung der Verdienste des verstorbenen Ehrenbürgers, Kommerzienrat Dr. Hermann RÖCHLING, aus Anlass der ersten Wiederkehr seines Todestages (24. 8. 55) und anlässlich des 75-jährigen Jubiläums der Besitzübernahme der Völklinger Hütte durch die Familie Röchling (7. 8. 1881 - 1956).

Die Benennung soll mit Wirkung vom 24. 8. 1956 ausgesprochen und die öffentliche Feier am 26. 8. 56 veranstaltet werden.

Ein Dankschreiben

Von Hans Horch

Am 14. Juni 2012, dem Tag, an dem sie über eine Umbenennung des Stadtteils »Hermann-Röchling-Höhe« zu entscheiden hatten, erreichte die Mitglieder des Völklinger Stadtrates ein Brief, durch den der Absender »den Völklinger Stadtvätern und Stadtmüttern die Weisheit einer richtigen Entscheidung« wünschte. Und wie diese Entscheidung sich die Prädikate »weise« und »richtig« verdienen könne, wurde den Ratsmitgliedern alsogleich verraten: Der Stadtteil solle weiter so heißen, wie er heißt.

Freundlicherweise wurde auch mir dieser Brief zugänglich gemacht. Ich bin überaus dankbar dafür, denn die Argumente, die er vorträgt, haben mich durch ihren Kenntnisreichtum und ihre logische Klarheit tief beeindruckt und mich gezwungen, so manchen Irrtum, der sich in meinem Kopfe festgesetzt hatte, zu korrigieren.

Bis dato war ich der Meinung gewesen, der Völklinger Stadtrat habe im Jahre 1956 die Gemarkung Bouser Höhe nach dem verstorbenen Hermann Röchling benannt, um eben diesen zu ehren für seine Verdienste um den Erhalt des »Deutschtums« der Saarländer. Und dieses hatte ich gedeutet als eine Geste des Triumphes der deutschnationalen Gewinner der Volksbefragung von 1955.

Da habe ich mich wohl arg geirrt. Denn in bewußtem Briefe lese ich: »Jedoch ist das Thema der persönlichen Ehrung bei der Benennung der »Hermann-Röchling-Höhe« nicht der entscheidende Punkt, da diese Benennung in der Tradition der Benennung von Flurnamen und Landschaften steht. Grundsätzlich ist mit einer Benennung einer Gemarkung, Siedlung oder Straße keine Ehrung verbunden. Das hat sich erst im 20. Jahrhundert in Einzelfällen so ergeben, hat aber keine langfristige Tradition. Vielmehr ist die Benennung in der Regel auf historische Gemarken-Namen oder geografische Begriffe zurückzuführen.« Solch wohlinformierte, luzide formulierte Belehrungen – »Hermann Röchling« ist ein hi-

storischer Flurname oder ein geographischer Begriff – finden bei mir dankbare Aufnahme.

Ein weiteres hatte ich irrtümlich für wahr gehalten: Die Arbeitersiedlung auf der Bouser (damals: Bußer) Höhe sei bereits 1942, anlässlich des 70. Geburtstages des weiland Wehrwirtschaftsführers, vom NSDAP-Kreisleiter Graf »Hermann-Röchling-Siedlung« getauft worden. Drei Jahre später, als der Krieg verloren war und Röchling in amerikanischer Haft saß, habe man diese Benennung wieder fallenlassen. Und als man 1956 erneut zur Umbenennung schritt, da habe man dank der Rastatter Prozesse gewußt, welch ein fanatischer Gefolgsmann Hitlers Röchling gewesen war und welch wichtige Rolle er in der verbrecherischen Kriegsführung Deutschlands gespielt hatte. Also, dachte ich, sprach aus der Rückkehr zu der Namensgebung von 1942 auch eine trotzig Rechtfertigung von Hitlers Herrschaft und Krieg.

Welch ein Irrtum! Der kundige Experte, der an den Völklinger Stadtrat geschrieben hat, weiß nichts von Röchlings erster Ehrung 1942, also kann ich mir diese Geschichte nur eingebildet haben.

Und ich eile, eine weitere Selbsttäuschung hinter mir zu lassen: Im Protokoll der Stadtratssitzung vom 13. August 1956 glaube ich gelesen zu haben, der Stadtrat habe es ausdrücklich abgelehnt, sich für die Bezeichnung »Röchling-Höhe« zu entscheiden, da ja dadurch die ganze Familie dieses Namens geehrt werde und nicht, worauf es doch ankäme, speziell die Gestalt des Hermann Röchling.

Und wiederum muß ich mich belehren lassen: »In diesem Falle trägt die Siedlung den Röchling'schen Namen entsprechend ihrer Gründerfamilie.« Und den Namen der Familie könne man doch nicht austilgen aus einer Stadt, die gewissermaßen das Werk dieser Familie sei. Und der es letztlich auch zu verdanken sei, daß die Hüttenruine heute zum Weltkulturerbe gehöre.

Und noch eine Lektion ist zu lernen: Bisher hatte ich geglaubt, Völklingen sei die einzige Stadt in Deutschland, die einen Stadtteil nach einem verurteilten Kriegsverbrecher benannt hat. Nun wird mir durch den Brief an die Völklinger offenbart, daß diesem mitnichten so ist. In Essen zum Beispiel, lese ich, gäbe es, ohne daß jemand sich daran stören würde, eine Margarethensiedlung, so benannt nach ihrer Stifterin, Margarethe Krupp. Daß diese gute Dame zur Kriegsverbrecherin wurde dadurch, daß ihr Enkel Alfried 17 Jahre nach ihrem Tode in Nürnberg verurteilt wurde, ist eine weitere Lehre, die ich mir hinter die Ohren geschrieben habe. (Nur daß Alfried Alfred geheißen habe wie sein Urgroßvater, das mache ich mir nicht zu eigen.)

Obwohl der Stadtrat, wie ich weiter lerne, Hermann Röchling 1956 keineswegs ehren wollte, hat er doch durch die Umbenennung der Bouser Höhe »ein immateriellen (sic!) Denkmal errichtet«. Dieses hat »positive Seiten, aber auch dunkle Flecken«. Welch letzteres nicht verhindert, es unverzüglich unter Schutz zu stellen. Denn: »Es ist der falsche Ansatz, die dunklen Flecken der Geschichte durch ihre Beseitigung zu tilgen. Ein aktiver und aufklärerischer Umgang mit der Geschichte kann nicht dadurch erfolgen, dass man sie unsichtbar macht.« Diese Weisheit nun brauchte ich nicht zu lernen. So denke ich schon seit längerem. Doch neu ist mir, wodurch denn aufzuklären sei über die dunklen Flecken der Geschichte. Nämlich dadurch, daß man einer unwissenden Öffentlichkeit endlich die Augen öffnet für dieses: »Die Familie Röchling, der Gründervater Carl Röchling und sein Sohn und Nachfolger Hermann Röchling, haben die Basis gelegt für die Geschichte der Völklinger Hütte bis heute. [...] Ohne den Namen Röchling hätte es die Stadt Völklingen nicht in dieser Bedeutung gegeben. Das sollte man in Völklingen nie vergessen.« Viel Sowohl und eine Prise Als-Auch, das ist Aufklärung, schreibe ich in mein Merkheft, und zudem: Verdienste ums gemeine Wohl machen Verbrechen ungeschehen.

Und dann ist da noch ein letztes, das ich nicht bedacht hatte bisher: »Eine Umbenennung der Hermann-Röchling-Höhe würde bedeutende gewachsene Spuren der Völklinger Hütte tilgen und möglicherweise dem UNESCO Weltkulturerbe Völklinger Hütte Schaden zufügen, der zu einer Disposition [ich

verstehe: zur Aberkennung, H.H.] des Welt-erbestatus führen könnte.« Ich danke dafür, daß ich aufmerksam gemacht wurde auf das enorme Risiko, das leichtfertiges Bekritteln eingeht: Verlust des Weltkulturerbestatus! Wer will sich dessen schuldig machen?!

Wenn aber nun einer, anders als ich, in dieser zuletzt zitierten Aussage den Versuch einer Einschüchterung sehen oder gar argwöhnen möchte, daß wohl eher als die Rücknahme der schändlichen Stadtratsentscheidung von 1956 die geschichtspolitische Instrumentalisierung des Weltkulturerbestatus diesen gefährden könnte, der sei darauf hingewiesen, daß der Verfasser des Briefes Generaldirektor der Völklinger Hütte und Präsident der European Route of Industrial Heritage ist, zudem Chief Executive Officer und nicht zuletzt Professor Doktor. Kann es Zweifel geben an den Worten eines Mannes, der das Gewicht solcher Titel in die Waagschale werfen kann? Zumal er sich auch Ritter des Ordens vom Heiligen Grab zu Jerusalem nennen darf. Der Kreuzritterruf »Deus lo vult« ist der Leitspruch dieses Ordens – was vermuten läßt, daß die erleuchtende Epistel, die dem Völklinger Stadtrat zugeing, sogar Gottes Wille offenbart.

Aber auch der Ungläubige hat die Knie zu beugen vor dem Verfasser besagten Briefes. Von einer zerknirschten Regierung einst ins Land gelockt durch die – denkmalsgleiche? – Erhebung in den Generaldirektors- und Professorenrang, erwies er sich dieser vorgezogenen Ehrung würdig, indem er binnen kurzem die Blamage vergessen machte, die die Regierung durch die Berufung seines windigen Vorgängers angerichtet hatte. Das gelang ihm, indem er gewaltige Kulturtouristenströme von Bilbao und Kassel, von Metz und Luxemburg umlenkte nach Völklingen, wodurch er dieser Stadt zu neuer Blüte verhalf. Und indem er ein unüberwindliches Identitätsbollwerk errichtete gegen alle, die unserer lieben kleinen, hin und her geschubsten Heimat an die Bundesländlichkeit wollen. Und wenn er bald auch noch zum Hohen Priester aller saarländischen Musentempel gesalbt wird, dann wird er auch dieses gewichtige Amt wuchtig ausfüllen, wieder einer Regierung aus dem Schlamassel helfen und den ihr gründlich mißbratenen Saarbrücker Museumsanbau, den böse Zungen das Jürgen-Schreier-Zentrum für angewandte Regierungskunst nennen, in ein Deutschland

und die Welt überstrahlendes Museum der Kunst des Dritten Jahrtausends verwandeln.

Wer solch wahrhaft faustische Taten vollbringt, der weiß auch immer, was richtig ist

und weise. Dank sei ihm, daß er mich aus dem Dunkel meiner Vorurteile zum Lichte seiner Erkenntnisse geführt hat.



Weltkulturerbe **Völklinger Hütte**

Europäisches Zentrum für Kunst und Industriekultur

Der Generaldirektor

66302 Völklingen / Saarbrücken
Telefon +49 (0) 6898 - 9 100 130
Fax +49 (0) 6898 - 9 100 111
www.voelklinger-huette.org
Meinrad.Grewenig@voelklinger-huette.org

14. Juni 2012

Sehr geehrte Damen und Herren,

die Sorgen, dass mit der Benennung der Hermann-Röchling-Höhe ein verurteilter Kriegsverbrecher posthum weiter "geehrt" werden würde, können wir im Weltkulturerbe Völklinger Hütte gut nachvollziehen. Jedoch ist das Thema der persönlichen Ehrung bei der Benennung der „Herman-Röchling-Höhe“ nicht der entscheidende Punkt, da diese Benennung in der Tradition der Benennung von Flurnamen und Landschaften steht. Grundsätzlich ist mit einer Benennung einer Gemarkung, Siedlung oder Straße keine Ehrung verbunden. Das hat sich erst im 20. Jahrhundert in Einzelfällen so ergeben, hat aber keine langfristige Tradition. Vielmehr ist die Benennung in der Regel auf historische Gemarken-Namen oder geografische Begriffe zurückzuführen.

In diesem Fall trägt die Siedlung den Röchling'schen Namen entsprechend ihrer Gründerfamilie, was auch eine gewisse Tradition hat. Ein anderes prominentes Beispiel ist die Essener "Margarethenhöhe", benannt nach Margarethe Krupp, ihrer Stifterin. Obwohl die Familie Krupp auch an den faschistischen Gräueln aktiv beteiligt und Alfred Krupp ebenfalls ein verurteilter Kriegsverbrecher war, ist bisher in Essen noch niemand auf die Idee gekommen, den Krupp'schen Namen durch Umbenennungen der zahlreichen Straßen und Siedlungen, die ihren Namen tragen, aus dem historischen Bild der Stadt zu tilgen.

Die Benennung der Hermann-Röchling-Höhe 1956 durch Stadtratsbeschluss der Stadt Völklingen hat während der aktiven Zeit der Röchling'schen Eisen- und Stahlwerke im Umfeld der Völklinger Hütte ein historisches Faktum gesetzt und damit am Anfang der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts mit der Namensgebung ein immateriellen Denkmal errichtet. Dieses Denkmal hat positive Seiten, aber auch dunkle Flecken. Dies ist nahezu allen Denkmälern der Industriekultur eigen.

Es ist der falsche Ansatz, die dunklen Flecke der Geschichte durch ihre Beseitigung zu tilgen. Ein aktiver und aufklärerischer Umgang mit der Geschichte kann nicht dadurch erfolgen, dass man sie unsichtbar macht. Wie die Menschen, die in der Völklinger Hütte gelebt und gearbeitet haben, sind es auch die Gründer und Eigner des Werkes, die der Entwicklung ihren Stempel aufgedrückt haben. Die Familie Röchling, der Gründervater Carl Röchling und sein Sohn und Nachfolger Hermann Röchling, haben die Basis gelegt für die Geschichte der Völklinger Hütte bis heute.

2/...

Weltkulturerbe Völklinger Hütte – einer der spannendsten Orte der Welt

Gefördert von



Saarland



Weltkulturerbe Völklinger Hütte
Europäisches Zentrum
für Kunst und Industriekultur GmbH

Zentrales Handelsregister
Saarbrücken
HRB 7 52 11

Geschäftsführer
Generaldirektor
Prof. Dr. Meinrad Maria Grewenig

Geschäftsführer / Syndikus
Manfred Baldauf, RA, VBP

Vorsitzender des Aufsichtsrates
Minister für Bundesangelegenheiten
und Chef der Staatskanzlei
Andreas Storm



Weltkulturerbe **Völklinger Hütte**
Europäisches Zentrum für Kunst und Industriekultur

Der Generaldirektor

66302 Völklingen / Saarbrücken
Telefon +49 (0) 6898-9 100 130
Fax +49 (0) 6898-9 100 111
www.voelklinger-huette.org
Meinrad.Grewenig@voelklinger-huette.org

.../ 2

1994 wurde die Völklinger Hütte UNESCO Weltkulturerbe. Als eines der ersten Industriedenkmäler, das damit in der Bedeutung für die Menschheit auf eine Stufe mit Weltkulturerben wie der Porta Nigra, dem Kölner Dom oder den Schlössern und Gärten in Potsdam gerückt worden ist, ist die Völklinger Hütte weltweit zum Vorbild im Umgang mit den Stätten unserer industriellen Vergangenheit geworden.

Mit diesem Weltkulturerbe sind viele Orte und Namen im Völklinger Stadtbild verbunden. Eine Namensänderung der Siedlung „Hermann-Röchling-Höhe“ würde dem Weltkulturerbe Völklinger Hütte Schaden zufügen, da es wichtig ist, die mit ihm verbundenen Spuren weiter auffindbar zu machen. Dies gilt ganz besonders für die Siedlungen, die sich auf die Völklinger Hütte beziehen und deren gewachsene Namen. Ohne den Namen Röchling hätte es die Stadt Völklingen nicht in dieser Bedeutung gegeben. Das sollte man in Völklingen nie vergessen.

Eine Umbenennung der Hermann-Röchling-Höhe würde bedeutende gewachsene Spuren der Geschichte der Völklinger Hütte tilgen und möglicherweise dem UNESCO Weltkulturerbe Völklinger Hütte Schaden zufügen, der zu einer Disposition des Weiterbestatus führen könnte. Wir empfehlen dagegen einen aktiven und kritischen Umgang mit den Denkmälern der Geschichte und umfassende Aufklärung auch über die dunklen Seiten der Vergangenheit.

Wir bitten den Stadtrat der Stadt Völklingen, die Entscheidung für oder gegen eine Umbenennung der Herman-Röchling-Höhe auszusetzen und die Diskussion weiter zu vertiefen. Das Weltkulturerbe Völklinger Hütte bietet dem Stadtrat und allen, die an der Entscheidungsfindung beteiligt sind, an, diese Diskussion aktiv zu unterstützen. Ein Symposium mit ausgewählten Experten zu dieser Thematik in der Völklinger Hütte scheint uns ein gangbarer Weg zu sein, die komplexe Fragestellung in all ihren Facetten auszuloten.

In diesem Sinne wünsche ich den Völklinger Stadtvätern und Stadtmüttern die Weisheit einer richtigen Entscheidung.

Mit den besten Grüßen
bin ich
Ihr

Prof. Dr. Meinrad Maria Grewenig
Generaldirektor| CEO

Präsident von ERIH - European Route of Industrial Heritage

Gefördert von



Saarland

Das Ministerium der Bundesangelegenheiten
für Kultur und Sport

Weltkulturerbe Völklinger Hütte
Europäisches Zentrum
für Kunst und Industriekultur GmbH

Zentrales Handelsregister
Saarbrücken
HRB 7 52 II

Geschäftsführer
Generaldirektor
Prof. Dr. Meinrad Maria Grewenig

Geschäftsführer / Syndikus
Manfred Baldauf, RA, VBP

Vorsitzender des Aufsichtsrates
Minister für Bundesangelegenheiten
und Chef der Staatskanzlei
Andreas Storm

Weltkulturerbe Völklinger Hütte - einer der spannendsten Orte der Welt

Das braune Prinzip

In einem kruden rechten Pamphlet sorgt sich der Saarbrücker Germanist Günter Scholdt um das »Volksschicksal«

Von Julian Bernstein

Der kürzlich pensionierte Leiter des Literaturarchivs Saar-Lor-Lux-Elsaß, Günter Scholdt, gilt als verdienstvoller Förderer der Regionalliteratur. Daß Scholdt seit Jahren auch ganz andere Interessen verfolgt, ist vielen jedoch entgangen: Der Professor pflegt beste Kontakte zum Netzwerk der Neuen Rechten.

In seiner Zeit als Germanistikprofessor und langjähriger Leiter des Literaturarchivs Saar-Lor-Lux-Elsaß hat Günter Scholdt zahlreiche Bücher herausgegeben und selbst verfaßt. Man findet sie alle in der saarländischen Universitätsbibliothek – allerdings nicht sein jüngstes, in der Edition Antaios erschienenes Werk *Das Konservative Prinzip*. Denn offenbar scheut der Germanist einen allzu hohen Bekanntheitsgrad seines neuen Buchs. Und das mit gutem Grund: Die auf einem ehemaligen Rittergut in Sachsen-Anhalt ansässige Edition Antaios gehört zum publizistischen Netzwerk der sogenannten Neuen Rechten, die der Politikwissenschaftler Wolfgang Gessenharter als eine Art verbindendes Scharnier zwischen Konservatismus und Rechtsextremismus sieht. Die Besonderheit dieser Rechten, die sich häufig auf antidemokratische Theoretiker der Weimarer Zeit bezieht, ist, daß sie zumindest oberflächlich versucht, sich vom Nationalsozialismus und plattester NPD-Rhetorik abzugrenzen. Einen Eindruck, was unter Neue Rechte fällt, die viele Gemeinsamkeiten mit der alten hat, liefert schon ein flüchtiger Blick auf das Portfolio von Scholdts neuem Hausverlag: Sein Buch steht dort in einer Reihe mit Werken bekannter Geschichtsrevisio-nisten wie Stefan Scheil, der in *Präventivkrieg Barbarossa* den Krieg gegen die Sowjetunion als – wen wundert's – notwendige Selbstverteidigung beschreibt, mit zahlreichen Werken des bis heute in rechten Kreisen hochverehrten »Kronjuristen« des Dritten Reichs, Carl Schmitt, oder mit den rassistischen Essays des norwegischen Bloggers Fjordman, der als Stichwortgeber des Attentäters von Oslo und Utøya, Anders Behring Breivik, gilt. Wer glaubt, daß das nur ein Versehen sein könne,

der honorige Professor in dieser illustren Reihe nichts verloren habe, der irrt. Scholdts rund hundert Seiten langer Text ist ein wütendes Pamphlet wider die Moderne.

Wo Scholdt sich politisch verortet, wird schon aus dem ersten Satz des Vorworts deutlich: »Nein, es ist hierzulande gewiß kein Vergnügen, konservativ zu sein, sofern dies mehr bedeutet als eine begriffsrabulistische, neuerdings sogar hochmodische, dabei weithin halbherzige und folgenlose Absatzbewegung [sic!] innerhalb eines fast alle Gesellschaftsbereiche überschwemmenden links-liberalen wie grünen Mainstreams.« Es ist die in der rechten, kulturpessimistischen Publizistik gängige Pose des Außenseiters, des unter der vermeintlichen »links-liberalen« Übermacht schwer leidenden politischen Menschen, mit der Scholdt sich seinen Lesern präsentiert. Der »Verkommenheit wie Inkompetenz des uns gegenwärtig beherrschenden polit-medialen Machtkomplexes« möchte er zur »Selbstbesinnung« daher sein eisernes konservatives Prinzip entgegensetzen. Dabei zeigt sich Scholdt als Kenner der rechten Szene: Bereits auf der ersten Seite beruft er sich auf den neurechten Publizisten Karlheinz Weißmann.

Weißmann ist für die Neue Rechte eine zentrale Figur: Gemeinsam mit Scholdts Verleger Götz Kubitschek ist er einer der Gründer des »Instituts für Staatspolitik«, einer rechten Denkfabrik, die auf dem »Rittergut« der Edition Antaios regelmäßige Schulungen für den interessierten Nachwuchs organisiert und die Zeitschrift *Sezession* herausgibt. Seinen Ruf als Vordenker der Neuen Rechten hat Weißmann vor allem seinem – dem französischen Rechtsintellektuellen Alain de Benoist entlehnten –

metapolitischen Konzept der »Konservativen Kulturrevolution« zu verdanken. Frei nach Antonio Gramsci geht es bei dieser Strategie darum, zunächst Felder im »vorpolitischen Raum« zu besetzen, eine Art kulturelle Hegemonie anzustreben, nach der letztlich die politische folgen soll. Für die Lektüre von Scholdts Buch ist vor allem Folgendes von Interesse: Viele Erwähnungen, vor allem in Publikationen, die sich mit Rechtsextremismus auseinandersetzen, hat Weißmann die von ihm propagierte Taktik der politischen Camouflage eingebracht. Die sei je nach Umgebung zu betreiben, um rechte Inhalte möglichst effektiv zu verbreiten. 1986 schrieb er in der Zeitschrift *Criticón*: »Die Fähigkeit, in die Offensive zu gehen, muß entwickelt werden und dazu die Fähigkeit, die Situation zu beurteilen: ob hier der offene Angriff oder die politische Mimikry gefordert ist.« Es ist demnach ein zentraler Grundsatz der Neuen Rechten, aus taktischem Kalkül nicht alles so auszusprechen, wie man es eigentlich denkt, einerseits, um sich besser gegen Kritik abzuschirmen, andererseits, um an Diskurse der politischen Mitte angeschlossen zu bleiben. Die üblichen Nazi-Parolen wird man in dem Buch des Saarbrücker Literaturprofessors demnach nicht finden.

Die Pose des konservativen Märtyrers baut Scholdt auf den nächsten Seiten seines Buches konsequent aus. Es folgen reihenweise, im Professorenstil des 19. Jahrhunderts gehaltene, unfreiwillig komisch wirkende Beschreibungen des Typus des Konservativen als »fast einzig verbliebenen Vertreter der Freiheit gegenüber einem übermächtig dominierenden Geist.« Das von Scholdt propagierte konservative »Diagnose- und Handlungsprinzip« erschöpft sich allerdings in Plattitüden. Dem übereifrigen »Progressist[en]« und seinen Millionen »Leichen am Wegrand des Fortschritts« stellt er den bewahrenden Konservativen mit seinem Faible für die »verdämmenden Tugenden wie Ritterlichkeit oder Dezenz« gegenüber. Wer nicht schon längst selbst dahindämmert, erhält hier immerhin den ersten Anhaltspunkt, was genau denn in Deutschland so falsch laufe: Scholdt schreibt von aufgezwungenen und stromlinienförmigen Geschichtsbildern. Auch mit der Meinungsfreiheit soll in Deutschland irgendetwas nicht in Ordnung sein. Worum es ihm geht, versteht man spätestens auf Seite 28: »Denn wo sich die Fronten so verschoben haben, spräche

es eigentlich für gesunden Instinkt, wenn heutiges Jungsein in Deutschland einen vergleichbaren Reflex wie um 1968 auslöste, diesmal aus nationaler Interessenwahrung und Widerwillen gegen die täglich praktizierte unfreie hysterische Ausgrenzung von allem, was die Propaganda der Herrschenden als »rechtsradikale« geistige Konterbande halluziniert.« Man bemerkt: So konservativ ist Scholdt gar nicht, geht für ihn doch auch ein bißchen Revolution in Ordnung – sofern sie seinen politischen Wunschräumen entspricht.

Die Sympathie des Literaturprofessors für die »rechtsradikale« geistige Konterbande« wird im folgenden Kapitel, dem mit »Der tägliche Wahnsinn« überschriebenen Herzstück seines Pamphlets, dann vollends offensichtlich. Dort hetzt er unter dem Deckmantel des Plädoyers für Meinungsfreiheit gegen die vermeintliche »Schnüfflermentalität »aufrechter Demokraten«, kritisiert, daß »Kompaniechefs der Bundeswehr Denunziationserlasse in Sachen »rechte Umtriebe« unterschreiben« müßten und empört sich darüber, daß die Erwähnung des Begriffs »Bomben-Holocaust« im Dresdner Landtag strafrechtliche Ermittlungen nach sich gezogen habe, während der Einbruch bei der rechten Wochenzeitung *Junge Freiheit* »für die Öffentlichkeit eher als Kavaliersdelikt passiert« sei. Er präzisiert auch seine Haltung zur deutschen Geschichte: Im Duktus bester deutscher Opfermythologie, der historische Kausalitäten fremd sind, kritisiert er, daß »ein Außenminister polnische Interessen so verständnisvoll« vertrete, »daß er den Nachfahren plündernder und mordender Vertreter quasi ein Einspruchsrecht« zubillige, wo es doch gelte, »nach Jahrzehnten einmal ausnahmsweise eigener Opfer zu gedenken«. Er spottet über den Nürnberger Stadtrat, der den Gerichtssaal der Nürnberger Prozesse als Weltkulturerbe anpreise und schimpft auf »NS-fixierte Kammerjäger«, die »landauf, landab Institutionen, Straßen, Preise [...] nach Unkoscherem« – gemeint sind Antisemiten – absuchen würden.

Gegen Unkoscheres hat Scholdt hingegen nichts. Dafür sprechen auch die von ihm zitierten Historiker. Neben dem bereits erwähnten Revisionisten Stefan Scheil nennt er Rainer Zitelmann, der vor allem durch seine Bemühungen bekannt geworden ist, Hitler als sozialrevolutionären Modernisierer darzustellen, und den durch den »Historikerstreit« bekann-

ten Ernst Nolte. Daß der seine apologetischen Thesen in seinen letzten Büchern noch einmal verstärkt hat, er in *Historische Existenz. Zwischen Anfang und Ende der Geschichte?* schreibt, daß Hitler »schwerwiegende Gründe« gehabt habe, die Juden seit 1939 als feindlich gesinnt zu betrachten und gegen sie »entsprechende Maßnahmen« zu ergreifen, ist für Scholdt kein Grund zur Distanzierung. Im Gegenteil: Bei der Verleihung des von der Förderstiftung Konservative Bildung und Forschung und der *Jungen Freiheit* vergebenen Gerhard-Löwenthal-Ehrenpreises für Publizistik Ende vergangenen Jahres an Nolte hielt Scholdt die Laudatio – übrigens ohne daß dies im Saarland irgendwo zur Kenntnis genommen worden wäre. Wie man auf der Webseite der *Jungen Freiheit* nachlesen kann, würdigte er die hohe Qualität von Noltés Forschungen und nahm ihn gegen »Übelwollende« und deren »moralistische Attacken« in Schutz. Nolte sei ein mutiger »Vorkämpfer« – natürlich für die Meinungsfreiheit.

Allerdings scheint Scholdt in seinem eigenen Werk klare Worte an einigen Stellen ganz im Sinne Weißmanns zu scheuen. Kryptisch schreibt er in dem auf Luthers Seelenpein anspielenden Kapitel »Hier stehe ich, ich kann nicht anders« über die ihm zufolge linke Gesinnungsjustiz: Gäbe es Richter, »die, vom Zeitgeist unabhängig, sich erwünschten Gesinnungsurteilen generell verweigerten [...] in notwendiger Zahl wenigstens ganz oben, wir hätten keine Entscheidungen zu beklagen wie das jüngste BVG-Urteil zum § 130, Abs. 4 StGB. Und gäbe es in Deutschland ein ausgeprägtes juristisches Ethos des Fachs oder wenigstens einen entsprechenden Sinn für Komik, ein homerisches Gelächter wäre erschallt über diesen Eiertanz eines höchsten Gerichts.« Worum es in § 130 des Strafgesetzbuches geht und welches Urteil des Bundesverfassungsgerichts gemeint ist, sagt Scholdt indes nicht. Zur Erläuterung: Der Paragraph definiert den Straftatbestand der Volksverhetzung; Absatz 4 stellt die öffentliche Billigung,

Michael Rebhahn

we must arrange everything

Erfahrung, Rahmung und Spiel bei John Cage



Michael Rebhahn

we must arrange everything

Erfahrung, Rahmung
und Spiel bei

John Cage

PFAU

132 Seiten, zahlr. Abb., broschiert
ISBN 978-3-89727-476-1, EUR 18

»Waiting for a bus, we're present at a concert.« – John Cages Musikbegriff ist denkbar weit gefasst, und immer wieder wurde versucht, die letztlich paradoxe Formel »Kunst = Leben« zur Ultima Ratio seiner Ästhetik zu erheben. Dass, trotz aller offensiven Negation des Werkcharakters, Cages Arbeit ein grundlegendes Vertrauen in die tradierten Merkmale des Kunstwerks erkennen lässt, wird in dieser Studie aufgezeigt. Dem vagen Terminus »Prozess«, mit dem bislang im musikwissenschaftlichen Diskurs Cages Antithese zum »Werk« zu bestimmen versucht wurde, begegnet Michael Rebhahn mit einem differenzierteren Modell: Erfahrung, Rahmung und Spiel lauten die konstitutiven Begriffe dieses Entwurfs.

www.pfau-verlag.de

Verherrlichung oder Rechtfertigung der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft unter Strafe – für Günter Scholdt, der offenbar wirklich nicht anders kann, ein Problem. Mit dem Urteil dürfte er die sogenannte Wunsiedel-Entscheidung vom 4. November 2009 meinen. Der mittlerweile verstorbene NPD-Funktionär Jürgen Rieger hatte unter Berufung auf die Meinungsfreiheit beim Bundesverfassungsgericht seinerzeit Beschwerde darüber eingereicht, daß man ihm seinen jährlichen Rudolf-Hess-Gedenkmarsch in Wunsiedel mit Verweis auf § 130 Abs. 4 StGB verboten habe. Das Gericht hat das Verbot und die Verfassungsmäßigkeit von Absatz 4 aber bestätigt. Die eindeutige Solidarisierung mit der NPD und ihrer Rudolf-Hess-Veranstaltung erscheint dem Germanisten dann aber doch als zu heikel. Der juristisch vorgebildete Leser der Edition Antaios dürfte aber ohnehin wissen, was gemeint ist.

Man sollte Scholdt jedoch nicht auf sein wütendes Plädoyer für die Meinungsfreiheit von Neonazis und seinen Kampf gegen die »fremdbestimmte Haltung zur eigenen Geschichte«, »Denunzianten« und »Gutmenschen« reduzieren. Den Professor sorgen noch ganz andere Mißstände. Neben der Rechtschreibreform, »globalesischen Überfremdungen« und Gender Mainstreaming, das die angestammte Rollenzuteilung zwischen Mann und Frau gefährden könnte, zum Beispiel die Polizeistatistik. Die verzeichne nämlich – »gemäß idealistischer Vogel-Strauß-Methode« – nicht mehr die Migrationshintergründe. Das bereitet ihm »täglichen Kummer«. Ein beherztes »Ausländer raus!« kommt Scholdt dabei aber nicht über die Lippen. Er konstatiert vornehmer eine »demographische und ethnische Überforderung« und beklagt an anderer Stelle, daß es in Deutschland nur einen Lehrstuhl für »Bevölkerungswissenschaft« gebe. Mit der Verknüpfung von Demographie und Ausländern bemüht er einen Klassiker der rechten Publizistik, in der es zumeist um das »Verschwinden« der Deutschen durch eine übermächtige Geburtenrate fremder Ethnien geht.

Die Gefährdung der Gesellschaft geht für Scholdt allerdings auch von ethnisch unverdächtigen Deutschen aus: Er sieht »ein Kernproblem nicht nur heutiger Demokratie darin [...], strukturell von einer Masse politischer Analphabeten majorisiert zu werden,

einschließlich diverser Leistungsempfänger des Prekariats«. Es ist ein Zitat, das Edgar Julius Jungs *Herrschaft der Minderwertigen* entstammen könnte. Ein Land, in dem die »Masse« und, schlimmer noch, Arbeitslose oder Niedriglöhner ein politisches Mitspracherecht besitzen, scheint für Günter Scholdt dem Untergang geweiht. Da ist es kaum verwunderlich, daß er auch von zu hohen Steuern, dem Sozialstaat und der »sich selbst mäsende[n] Staatskrake«, die die »vergangenheitspolitische Neurotisierung der Bevölkerung« betreibt, insgesamt wenig hält. Neben Jung eifert er auch seinem Vorbild Carl Schmitt nach. Deutlich wendet er sich gegen ein modernes, pluralistisches Demokratieverständnis: Es ist ihm zuwider, daß »eine Fülle von wirklichen und vermeintlichen Opfergruppen, jede denkbare ethnische oder geschlechtliche Minderheit, politische Verbände oder Zentralräte ihre seitenlangen Wunschzettel schreiben und zahllose den Zeitgeist applizierende Schmarotzerinstitutionen den Staat als Beute in ihren Fängen halten«.

Angesichts dieser Zustände könne freilich nur das »konservative Prinzip« helfen, das Scholdt im gleichnamigen Kapitel wie gewohnt nicht frei von Komik zu erklären versucht. Der Konservative stelle sich der »Realitätsverweigerung« und »effekthascherischem Aktionismus« entgegen. Er ziehe »seine Einsichten aus allen ihm zugänglichen Modellen, vergleicht heutige Zustände etwa mit denen Athens und Roms, interessiert sich für Völkerwanderungen im Wandel der Zeiten oder Auf- bzw. Abstiegserscheinungen von Kulturen in aller Welt.« Offenbar ist es dieses brillante Prinzip, unter anderem das genaue Studium von Scipio Africanus und der Schlacht von Karthago, das Scholdts Lesern messerscharfe Analysen über die heutigen Gefahren des Fortschritts beschert: »[V]ermehrtes medizinisches Wissen plündert die Rentenkassen«, konstatiert der Professor zum Beispiel schonungslos. Außerdem gibt er seinen Lesern in dem Kapitel konkrete Tips, wie sie die Verbrechen der Nazis historisch einordnen sollten: Den Konservatismus dafür verantwortlich zu machen, hält er für eine »recht oberflächliche Zuordnung«. Den Nationalsozialismus schiebt er – ebenfalls eine beliebte Strategie der Neuen Rechten – lieber der Französischen Revolution in die Schuhe: Der Konservative neige, so wie der Schriftsteller Martin Mosebach, zur »Par-

allelisierung von Saint-Just und Himmler.« Und schließlich macht er seinen Lesern Mut – zum Beispiel mit den beiden Weltkriegen, die, »anders betrachtet«, durchaus Anlaß zu Hoffnung gäben: »Welche ungeheuren materiellen und ideellen Leistungen wie Opfer wurden erbracht von einem mittelgroßen Land, gegen das eine Dekade lang die wirtschaftlichen und militärischen Energien von fast 2/3 der Erde gerichtet waren! Welche seelische Anspannung, technisch-organisatorische Kreativität und welch unbändiger Durchhaltewille waren im Spiel, um diesem Ansturm so lange standzuhalten!« – Schreibt er mit offensichtlich leuchtenden Augen. Scholdts Hoffnung ruht in der jetzigen Situation auf den »Seelekräfte[n]« einer »nationalen Avantgarde«. An seinen »glücklichen Tagen«, schreibt er an anderer Stelle, hoffe er auf die »metapolitische Kontrolle durch eine kleine, vom Zeitgeist unkorruptierte tatsächliche Elite, die sich als Restsubstanz in den Verwaltungen hält und Schlimmstes verhütet.« Wonach die von ihm ersehnte »Führungselite«, die unschwer zu erkennen das Gegenstück zu Scholdts ungeliebtem Prekariat ist, streben sollte, hat er bereits am Anfang seines Werks dargelegt. Dort schreibt er: Die Suche des Konservativen gelte »dem überzeitlichen Generationenvertrag, den längerfristigen Ordnungen jenseits von Vier-Jahres-Wahlrhythmen, den organischen Bindungen wie Familie, Heimat, Nation«. Es ist eine der Moderne radikal entgegengesetzte Gesellschaftskonzeption, in der Wahlen nichts zählen, die »organischen Bindungen« nach Carl Schmitt hingegen alles. Es ist schlicht die Philosophie des Völkischen Nationalismus.

Daß Günter Scholdts konservatives Prinzip im Grunde ein braunes ist, ist keine Erkenntnis, die erst jetzt mit dem Erscheinen dieses Buchs zutage getreten wäre. Für die rechte Theoriezeitschrift *Sezession*, für die er mittlerweile zu den wichtigsten Autoren gehört, schreibt er laut deren Webseite bereits seit 2005. Im gleichen Jahr hat er auch dem obskuren »Institut für Staatspolitik« seine Dienste als Referent angeboten und auf dem »Rittergut« in Schnellroda an einer »Akademie« teilgenommen. Reaktionen des Förderkreises des Literaturarchivs »Melusine« oder der saarländischen Schriftstellerszene, die sich stets gerne in Scholdts Saarbrücker Kolloquien einfand, hat es darauf nicht gegeben. Man mag einwenden, daß nicht jeder Publikationen wie

Sezession verfolge und Scholdts rechte Umtriebe dank virtuoser »politischer Mimikry« unbeachtet geblieben seien. Ein Blick in die Ausgaben der *Saarbrücker Hefte* Nr. 75 und 76 von 1996 zeigt allerdings, daß sich Günter Scholdt nie große Mühe gemacht hat, seine Gesinnung zu verbergen. In einer Kontroverse über den völkischen Regionalautor Nikolaus Fox zeigte der Saarbrücker Publizist Hans Horch schon damals Scholdts Nähe zur Neuen Rechten auf. Und um noch einen Schritt weiter zurückzugehen: Bereits 1994 erkannte Burkhard Jellonnek in einer Rezension für das *Archiv für Sozialgeschichte* einen »seltsamen Zungenschlag« in Scholdts Habilitation. Das Thema: »Deutschsprachige Schriftsteller 1919–1945 und ihr Bild vom »Führer««.

Günter Scholdt, *Das konservative Prinzip*, Schnellroda: Edition Antaios 2011.

Hans Horch, *Tiefbraune Scheiße oder: Stammesmäßig gewurzeltes Deutschland auf grenzländischem Sockelgestein*, in: *Saarbrücker Hefte* 75, S. 106, sowie ders., *Geschichtslektionen, Deutschlands Ehre rettend*, in: *Saarbrücker Hefte* 76, S. 102–105.

Wolfgang Gessenharter und Thomas Pfeiffer (Hrsg.), *Die Neue Rechte – eine Gefahr für die Demokratie?*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2004.

Volker Weiß, *Deutschlands Neue Rechte. Angriff der Eliten – Von Spengler bis Sarrazin*, Paderborn: Schöningh 2011.

Einen kurzen, aber instruktiven Einblick in die Lebens- und Gedankenwelt von Scholdts publizistischem Umfeld bietet ein Bericht des 3sat-Magazins *Kulturzeit* vom 15. 8. 2011, im Internet abrufbar unter <http://www.3sat.de/page/?source=/kulturzeit/themen/156133/index.html> (zuletzt abgefragt am 14. 7. 2012).



Wer will noch mal, wer hat noch nicht

Ein neuer Kulturminister und die altbekannte Konzeptlosigkeit

Von Uwe Loebens

In der saarländischen Kulturpolitik geht es zu wie bei einem schlecht geführten Fußballverein. Die letzten Jahre haben ungefähr so viele Kulturminister gesehen wie im gleichen Zeitraum die Gurkenruppe vom 1. FC Saarbrücken Trainer verschlissen hat. Jetzt soll es in der neuen Großen Koalition Ulrich Commerçon richten. Der 44jährige Bildungspolitiker der Saar-SPD, der zusammen mit dem Bildungs- das Mini-Kulturministerium geerbt hat, bezeichnet sich selbst zwar als kulturaffin, wußte dies bislang aber sehr geschickt zu verbergen.

Ein kurzer, aber starker Auftritt

Es muß grundsätzlich nichts Schlechtes bedeuten, wenn der Neue bisher nicht durch fachspezifischen Impetus aufgefallen ist. Sein direkter Amtsvorgänger Stephan Toscani von der CDU, ebenfalls kein ausgewiesener Kulturenthusiast, bewirkte in seiner kurzen Amtszeit von wenig mehr als den ominösen hundert Tagen mindestens ebensoviel Gutes für die saarländische Kulturlandschaft wie seine drei CDU-Amtsvorgänger, die vor allem dadurch in Erinnerung bleiben werden, die saarländische Kulturlandschaft nach allen Regeln der Kunst ruiniert zu haben. Der geneigte Betrachter der Szenerie könnte, wenn nicht zufrieden doch beruhigter sich wieder den schöneren Dingen zuwenden. Immerhin setzte Toscani im Gegensatz zu Jürgen Schreier, Annegret Kramp-Karrenbauer und Karl Rauber in dem Aufreger der vergangenen Jahre, dem Skandal um den Vierten Pavillon der Stiftung Saarländischer Kulturbesitz statt auf Vertuschung und Verschleppung auf Aufklärung und traf mit einer für Politiker eher ungewöhnlichen Entschlossenheit überfällige Entscheidungen. Ob er als CDU-Kronprinz der jetzigen Ministerpräsidentin damit an den Karren fahren wollte oder ob er die einzige Chance für eine gelingende Amtszeit in einer schnellstmöglichen Aufklärung der Affaire sah oder ob er aus einer Mischung beider

Beweggründe handelte, kann der Kulturszene völlig gleichgültig sein. Weniger gleichgültig dagegen sollte dem interessierten Betrachter das ostentative, erbärmliche Schweigen der Kulturschaffenden während des Skandals sein, das dem peinlichen Auftreten der Politiker in nichts nachstand und das sie als ernstzunehmende Diskussionspartner desavouierte. So viel Feigheit war selten.

Inzwischen ist das Spinnennetz aus Selbstbedienung, Vetternwirtschaft, Kumpanei, Verschwendung und Selbstüberschätzung weitgehend zerrissen. Auf die Mehrfachkündigung von Stiftungsvorstand und Kostenlos-Gourmet Ralph Melcher folgte seine erstinstanzliche Verurteilung zu einer zehnmonatigen Bewährungs- und einer Geldstrafe von 5000 EUR, einem nach der Sachlage allgemein als angemessen empfundenes Urteil. Ein zweites Ermittlungsverfahren wegen Untreue ist noch nicht abgeschlossen. Sein siamesischer Zwilling, Projektleiter Gerd Marx, dem zusammen mit Melcher wegen galoppierender Inkompetenz die exorbitante Kostenexplosion beim Bau des Vierten Pavillons vorgeworfen wird, ist entlassen, sieht sich Regreßforderungen und einem noch nicht abgeschlossenen, zu den gegen Melcher erhobenen Anschuldigungen spiegelverkehrten Ermittlungsverfahren gegenübergestellt. Unterdessen holte man das von diesen beiden weggeekelte Architektenbüro, das den Vierten Pavillon entworfen hatte, zurück ins Boot, berief eine Expertenkommission zur Rettung der Baumaßnahme und übertrug die (zumindest vorläufige) Bauleitung dem Hochbauamt. Und der Spiritus rector und Pate der Museumserweiterung, Ex-Kulturminister Jürgen Schreier hat nicht nur einen Strafbefehl über 24 000 EUR wegen Vorteilsnahme akzeptiert für einen von Projektleiter Marx finanzierten, sogenannten Herrenabend im Lothringischen, der ihn aus eigener Tasche bezahlt etwa hundert Euro gekostet hätte. Er tritt infolge des Strafbefehls nun auf politischen Druck als Geschäftsführer der als Geldgeber für die

Kulturszene bedeutenden Saartoto-Gesellschaft zurück. Ein Abgang mit zwei hübschen Aperçus: Riet doch sein Anwalt, obwohl vorgeblich unschuldig, dazu, den Strafbefehl zu akzeptieren und die juristische Auseinandersetzung zu vermeiden, denn man wisse ja nie, welches Ergebnis ein Prozeß zeitige. Da fragt man sich, ob dieser Anwalt, der so wenig Vertrauen in die deutsche Justiz hegt, nicht seinen Beruf verfehlt hat; oder befürchtete er, daß in einem Verfahren die Unschuldsbehauptung als Mär entlarvt und weitere unangenehme Details zutage gefördert würden? Als Nachfolger von Jürgen Schreier auf dem lukrativen Posten ist Ex-Finanzminister Peter Jacoby auserkoren, dem man nach seinen Jahren als Verwalter leerer Kassen zum Ausklang seines Berufslebens das Erlebnis schenkt, einmal so richtig aus dem Vollen schöpfen zu können. Und Karl Rauber – der ist als Geldvernichtungsexperte nach einem kurzen Intermezzo im Finanzausschuß des Landtages inzwischen aus der Politik ausgeschieden.

Offene Fragen

Ein vor der letzten Landtagswahl eingesetzter parlamentarischer Untersuchungsausschuß, der eben wegen der Wahl ohne Abschlußbericht wieder aufgelöst wurde, führte zwar nicht zu dem erwarteten Showdown der Protagonisten der Affaire, offenbarte aber immerhin die gezielte oder, vorsichtiger formuliert, in Kauf genommene Wählertäuschung der damaligen Kulturministerin Annegret Kramp-Karrenbauer beim Spatenstich zum Vierten Pavillon direkt vor der Landtagswahl 2009 über die bereits absehbar sich verdoppelnden Baukosten. Merkwürdig zahnlos wurden ihre windelweichen Ausflüchte hingenommen, die im besten Politikergedrechsel nicht anderes meinten als die Unterschlagung einiger unangenehmer Fakten. Ihr bedröppeltes Eingeständnis, die komplett unmotivierte Gehaltserhöhung von Stiftungsvorstand Melcher durch sie, die ihn zu einem der bestbezahlten Museumsdirektoren der Republik machte, sei ein Fehler gewesen, den sie in der Nachbetrachtung nicht mehr wiederholen würde, wurde sogar als ein ungewöhnlicher Akt der Ehrlichkeit begrüßt. Bis heute weiß kein Mensch, was sie da geritten haben mag. Zwar kann man ihr im Gegensatz zu anderen nicht vorhalten, sich in irgendeiner

Form an der Stiftung bereichert zu haben, aber die Naivität im Amt hätte einen glanzvollen Rücktritt verdient gehabt. Der Untersuchungsausschuß wird jetzt auf Betreiben der ins Parlament eingezogenen Piraten neu eingesetzt. Merkwürdigerweise ohne die ausdrückliche Zustimmung der CDU-SPD-Koalition, die sich in ihren Koalitionsvertrag die rückhaltlose Aufklärung der Affaire um die Stiftung Saarländischer Kulturbesitz hineingeschrieben hat. Der illuminierte Koalitionsvize Heiko Maas ließ sich sogar vorab in der *Saarbrücker Zeitung* im Vollgefühl der schnell erlernten Arroganz der Macht mit dem Spruch zitieren, man habe als von der Oppositions- zur Regierungsbank gewechselte SPD die komplette Akteneinsicht und benötige keinen weiteren Ausschuß.

Offen bleibt, wie es mit dem Bau des Vierten Pavillons weitergeht. Man sucht noch nach einer Lösung für die Fassadengestaltung, die den Bau aufwertet. Die Experten lassen verlauten, er sei bei weitem nicht verloren, gehen aber davon aus, daß er mindestens 35 Mio. EUR kosten werde (was die im Koalitionsvertrag der neuen Regierung festgehaltene Forderung nach einer Beendigung der Baumaßnahme ohne Kostensteigerung bereits ad absurdum führt). Woher das Geld dafür kommen soll, scheint ungeklärt. Ebenso unklar ist es, wie es mit der Stiftung Saarländischer Kulturbesitz weitergeht. Nach der Blamage mit dem willfähigen Kuratorium, das alles tat, nur nicht seine Kontrollfunktion zu erfüllen, und wegen der Fehlkonstruktion, mit dem Kulturminister Geldgeber, Geldempfänger und Kontrolleur in Personalunion an seine Spitze zu setzen, wurde ein neues Stiftungsgesetz gefordert. Vor der Wahl kursierte bei den Kultureinrichtungen und -verbänden ein von Toscani veranlaßter, sehr unvollkommener Gesetzesentwurf mit der Bitte um Stellungnahme. Seither hat man nichts mehr davon gehört.

Eine Regierung ohne Idee

Die Reorganisation der Stiftung Saarländischer Kulturbesitz stellt einen der Schwerpunkte des Koalitionsvertrags, Kapitelchen Kultur, zwischen CDU und SPD dar, sofern man bei diesen dürftigen Ausführungen auf zwei Seiten von Schwerpunkten reden darf und nicht vielmehr von Sprechblasen sprechen muß. Diese kaum mehr als eine Handvoll Zeilen sind ein

Dokument erschreckender Sprachlosigkeit in Sachen Kultur, und dies, obwohl mit Toscani und Kramp-Karrenbauer zwei Ex-Kulturminister an dem Vertrag mitgebastelt haben. Was da hingeschrieben steht, wirkt wie nebenbei lustlos hingekritzelt statt durchdacht, von einer Neuorientierung oder gar einem Aufbruch keine Spur. Nun verlangt kein Mensch von der Politik, schon gar nicht von der saarländischen Unterart derselben, visionäre Vorstellungen von Sinn und Zweck der Kultur, im Gegenteil löst bei manchen in der Szene der Gedanke an enthusiastierte Politiker, die sich sinn- und kompetenzfrei ins Kulturgeschehen einmischten, Ströme von Angstschweiß aus. Es reicht völlig, wenn sie durch finanzielle Rahmenbedingungen kulturelle Prozesse ermöglicht. Aber ein wenig mehr sollte sie schon wissen, als daß Kultur irgendwie schön bunt, irgendwie schön schräg und irgendwie gut für den Tourismus ist.

Da wird im Koalitionsvertrag der Erhalt der Kultur-Leuchttürme beschworen, wie schön, die Förderung der Breitenkultur und der freien Szene versprochen, wie gut, die kulturelle Bildung aufs Schild gehoben, wie löblich, der Denkmalschutz nach seinem Ausflug zum Umweltministerium wieder zurück zum Kulturministerium beordert, wie praktisch. Es findet sich aber weder ein Wort zu den Festivals des Landes noch zur sonst zu allen passenden und unpassenden Gelegenheiten beschworenen interregionalen Zusammenarbeit (in Sachen Kultur), noch wundersamerweise zur touristischen Ausschlichtung kultureller Ereignisse. Diese letzte Leerstelle im Vertrag sollte man künftig dringend zum Schutz der Kultur vor absurden Marketing-Eskapaden nutzen. (Wie zum Beispiel aktuell die überflüssige interregionale Ausstellungsreihe *Mono*, die sich mit einem Sammelsurium von Teilausstellungen im Saarland, in Luxemburg und Lothringen großmülig in Vergleich zur *documenta* in Kassel stellt, aber von den überregionalen Medien so gar nicht bemerkt werden will.) Wie man alles das in Zeiten der zum Religionsersatz erhobenen Schuldenbremse und steigender Kosten zu finanzieren gedenkt, verschweigt der Vertrag schamhaft. Nur so viel ist inzwischen klar: Die von der Vorgängerregierung im vergangenen Jahr durchgesetzte Beteiligung der Kommunen an der Finanzierung landeseigener Kultureinrichtungen (jährlich insgesamt 16 Mio. EUR) bleibt auch weiter bestehen.

Gruselgefühle für Gruseltouristen

Ausführlicher breitet sich der Vertrag, welch Wunder, in Sachen Industriekultur und Stiftung Saarländischer Kulturbesitz aus. Und da kann man neben dem gebetsmühlenartigen Bekenntnis zur Industriekultur sogar Erstaunliches lesen. Die wegen ihrer überschaubaren Erfolgsbilanz in der Kritik stehende IKS (Industriekultur Saar) soll mittelfristig – mit Verweis, sie habe ihre Aufgaben abgearbeitet, ein politischer Euphemismus für die Unzufriedenheit an ihrer Arbeit – ihr, wie es heißt, operatives Geschäft einstellen, womit ein stilles Ende des von der ersten Müller-Regierung mit viel Geräusch inszenierten Industriekulturprojekts angekündigt wird, was aber nicht das Aus der Industriekultur bedeutet. Im Gegenteil hält die neue Regierung deren Fahne weiterhin hoch. So soll die Ausstellung *Das Erbe der Bergleute*, die Ministerpräsidentin Kramp-Karrenbauer wenige Monate vor der Wahl geschwind aus dem Hut zauberte, in einer leerstehenden Halle auf dem Grubengelände Landsweiler-Reden zur »Erinnerungskultur« beitragen. Dafür werden lumpige 1,25 Mio. EUR bereitgestellt; ein auswärtiger Ausstellungsmacher ist bereits berufen und man kann nur hoffen, daß das saarländische Händchen für abgehalfterte Nieten einen Fehlgriff getan hat. So sehr man den Wunsch nach der Dokumentation der gerade unter vielen Tränen zu Ende gegangenen Bergbau-Epoche nachvollziehen kann, bleibt die Frage, wieso man nicht früher darauf gekommen ist und sich im Rahmen der vielbesungenen interregionalen Zusammenarbeit nicht mit dem Carreau Wendel verbündet hat, wo sozusagen in Sichtweite zu Landsweiler-Reden inzwischen ein vorzügliches Bergbaumuseum steht. Zwar verweist der Koalitionsvertrag darauf, daß nicht alle industriekulturellen Denkmäler erhalten werden können, trotzdem stellt sich bei allem Respekt für die Historie das beengende Gefühl ein, daß sich das Land mit all diesen Denkmälern, Landmarken, industriekulturellen Wanderwegen undsowweiter und sofort langsam aber sicher in einen Freizeitpark für Gruseltouristen verwandelt.

Wie angedeutet ist das Gruselgefühl in Sachen Stiftung Saarländischer Kulturbesitz einer Entspannung gewichen. Trotzdem besteht dringender Handlungsbedarf. Nicht nur sollte der Bau des Vierten Pavillons endlich, die im Koalitionsvertrag versprochene

qualitätsvolle Fassade inklusive, abgeschlossen werden. Vor allem und unter höchster Priorität muß das ebenso versprochene neue Stiftungsgesetz formuliert werden, das die rechtliche Grundlage für die Arbeit eines neuen Stiftungsvorstands schafft und ohne das man ihn nicht berufen kann. Allerdings verheißen erste Einlassungen von Minister Commerçon gegenüber der *Saarbrücker Zeitung* hierzu wenig Gutes. Zwar will er den von Amtsvorgänger Toscani eingeführten, dem Stiftungsvorstand gleichgestellten kaufmännischen Geschäftsführer beibehalten, der künftig kulinarischen Eskapaden und finanzieller Selbstbedienung einen Riegel verschieben soll. Aber als Kulturminister will Commerçon, auch gegen die Empfehlung des Landesrechnungshofes nach einer eindeutigen Abkoppelung der Stiftung von der Politik, weiterhin dem Kuratorium vorstehen. Das Argument, andernfalls drohe der Stiftung eine Abwertung, ist ein ebenso haarsträubender, sozialdemokratischer Selbstüberschätzung geschuldeter Quatsch wie eine angekündigte »breite Bürgerbeteiligung« zur Frage der künftigen Nutzung des Vierten Pavillons. Hat Commerçon nicht begriffen, ist er nicht in der Lage dazu oder will er es nicht kapieren: Politik hat im Museum nichts, aber auch rein gar nichts zu suchen, genauso wenig wie Volkes Stimme. Zu welchem Ausstellungsschwachsinn das Hinterherhecheln hinter dem ach so fundierten Geschmack der »Bürger« führt, kann man Jahr für Jahr in der Völklinger Hütte beobachten. Das inzwischen über ein Jahr andauernde Interregnum von Meinrad Maria Grewenig als Interimsvorstand ist auf Dauer untragbar und schädlich. Man mag es gut finden, was Grewenig in der Völklinger Hütte auf die Beine stellt, oder eben nicht, man kann seine Groß-Ausstellungen schätzen oder sich angewidert abwenden. Seriöse Museumsarbeit, wie sie die Stiftung verlangt, sieht anders aus. Sie erfordert ein ruhiges, geduldiges Handeln, das in größeren Zeiträumen denkt, sich an inhaltlicher Arbeit orientiert und sich nicht an der Spekulation auf Großeinkünfte aus einem vordergründigen Kulturtourismus beteiligt. Auch wenn in den wenig verständigen saarländischen Politikeraugen es zu leuchten beginnt, sobald Grewenig in abenteuerlichen mathematischen Operationen noch abenteuerlicher klingende Geldbeträge vorrechnet, die dank seiner Ausstellungs-Events bisher angeblich ins Land geschaufelt wurden.

Es ist zwar schön, wenn möglichst viele Menschen die kulturellen Angebote des Landes wahrnehmen, wer will es bestreiten, aber sie als Antriebsmotor einer eher schwachbrüstigen Tourismusbranche im Land auf deren Bedürfnisse zuzuschneiden, bedeutet nichts anderes, als sie sachfremd zu instrumentalisieren, sie als Teil einer vordergründigen Unterhaltungsindustrie zu kastrieren und ihrer eigentlichen Kraft als im weitesten Sinn gesellschaftliches Regulativ zu berauben. Und genau dafür steht Meinrad Maria Grewenig als ein Meister des populistischen Events – ein Seelenverkäufer kultureller Werte, der wie kürzlich im Sommerinterview des Saarländischen Rundfunks vor keiner noch so öligen Anbiederung an alles und jeden zurückschreckt.

Anpiff

Bisher zeichnet sich erst unscharf ab, wie Ulrich Commerçon sich als neuer Kulturminister zu positionieren gedenkt. Keine Frage, das Land hat insgesamt weitaus bedeutendere Probleme, selbst das Bildungsministerium, das er auch anführt, steht vor größeren Herausforderungen. Aber auch im Kulturministerium kann vieles, wenn nicht alles verspielt werden. Bei der im kommenden Jahr anstehenden Neubesetzung der Abteilungsspitze wäre es zum Beispiel wünschenswert, die Stelle nicht als Endlagerstätte für wegzulobende verbeamtete Ärgernisse oder als Belohnung für einen übereifrigen, schon jetzt wieder mit den Füßen scharrenden Parteisolddaten zu verwenden, sondern auf sie einfach einmal eine Persönlichkeit mit Sachverstand zu berufen. Das wäre schon was.

Noch hat Commerçon fast nichts falsch gemacht, weil er eben fast nichts gemacht hat. Allerdings mehren sich erste Anzeichen einer aus der Lafontaine-Ära wohlbekannten sozialdemokratischen Selbstherrlichkeit. Zarte Hoffnungen, daß sich die saarländische Kulturpolitik unter seiner Ägide trotz dieses kläglichen Koalitionspapiers erholt, daß die saarländische Kultur sich fröhlich ohne nervtötende Störgeräusche ihrer eigentlichen Aufgabe widmen kann, trüben sich ein. Vielleicht schafft er sogar gegen neuere Gepflogenheiten eine ganze Legislaturperiode. Aber er sollte gewarnt sein. Man hat schon Minister und Trainer während einer laufenden Spielzeit gehen sehen.



»Personal, Personal, Personal«

Ein Gespräch mit Harald Kilian, Vorsitzender der Saarländischen Pflegegesellschaft, zur Situation der Pflege im Saarland

Die *Saarbrücker Hefte* führten ein Gespräch mit Harald Kilian zur Situation der Pflege im Saarland. Es wurde bereits vor dem Bekanntwerden der zur Anzeige gebrachten Übergriffe von zwei Pflegern in einem Pflegeheim der Arbeiterwohlfahrt in Spiesen-Elversberg geführt. Das Gespräch bedurfte keiner Aktualisierung aufgrund der Vorkommnisse.

2011 war das Jahr der Pflege. Hat dieses Jahr etwas eingebracht?

Das Jahr der Pflege 2011 war, um es kurz zu sagen, ein verlorenes Jahr. Wir haben einige strukturelle Großbaustellen. Die erste ist der sogenannte Pflegebedürftigkeitsbegriff. Dieser ist wichtig, da er bei der Bewertung durch die Pflegekasse dazu führt, wieviele Ressourcen der pflegebedürftige Mensch aus der Pflegeversicherung erhält. Bekanntlich ist dieser Begriff einer der zentralen Streitpunkte. Stichwort: Demenz oder dementielle Erkrankungen. Es hat sich trotz gegenteiliger politischer Aussagen nichts getan. Die zweite Großbaustelle ist die medizinische Versorgung in den Pflegeheimen. Insbesondere die fachärztliche Versorgung ist nicht so, wie wir uns das wünschen. Auch bei diesem Punkt ist kein substantieller Fortschritt erzielt worden. Die dritte ist der Abbau der starren Versorgungsformen. Stichwort: ambulant oder stationär. Diese ist ebenfalls nicht angepackt worden. Und was bei der anstehenden Reform der Pflegeversicherung im Ergebnis rauskommt, bleibt noch abzuwarten.

Können Sie die Kritik an der fachärztlichen Versorgung in den Heimen noch etwas konkretisieren?

Es wird beanstandet, daß ein Termin bei einem Facharzt oft nur nach sehr langer Wartezeit zu bekommen ist. Auch wird die fehlende ärztliche Versorgung zu ungünstigen Zeiten, etwa am Wochenende, bemängelt, wodurch unnötige oder vermeidbare Krankenhausaufenthalte entstehen.

Die Medienberichte über die Pflege sind häufig geprägt von Negativschlagzeilen wegen Pflegefehlern oder Überlastung des Pflegepersonals. Gibt es auch im Saarland solche Mißstände und was sind Ihrer Ansicht nach die Ursachen dafür?

Man muß differenzieren zwischen den pflegefachlichen Fehlern oder den menschlichen oder persönlichen Fehlverhaltensweisen. Es gibt diese. Bei der Zahl von rund 10 000 pflegebedürftigen Menschen in Pflegeheimen allein im Saarland ist mit einem deutlichen Konfliktpotential zu rechnen. Dies ergibt sich aus der Situation des Pflegepersonals mit engen zeitlichen Ressourcen einerseits und der Pflegebedürftigen mit einem hohen Bedarf an konkreten Hilfeleistungen andererseits. Dies ist die eine Seite, die andere Seite betrifft die Frage der Qualifikation. Hinsichtlich des Personals haben wir sicherlich Verbesserungspotential in der Aus- und Weiterbildung beziehungsweise der Fortbildung.

Der Druck auf das Pflegepersonal hat sich in den vergangenen Jahren massiv erhöht: Die extreme Verkürzung der Verweildauer ist ein Beispiel dafür. Das bedeutet, daß die Menschen kränker und pflegebedürftiger in die Heime kommen. Sie versterben in sehr kurzer Zeit. Die durchschnittliche Verweildauer beträgt mittlerweile weniger als ein Jahr. Für das Personal bedeutet das eine erhebliche Belastung und zugleich einen erheblich größeren Bedarf an Supervision oder Begleitung oder spezifischen Fortbildungen. Das muß jetzt entwickelt werden. Hier sehen wir eine Ursache für die geschilderten Probleme, aber auch eine Perspektive beziehungsweise die Chance, etwas zu verändern.

Ich kann die drei wichtigsten Entwicklungspotentiale auch kurz formulieren: 1. Personal, 2. Personal und 3. Personal.

Erstens benötigen wir genügend Personal, sonst ist der Druck auf den einzelnen zu hoch beziehungsweise auf die verbleibenden Mitarbeiter. Wenn ein Kollege ausfällt, ist die kritische Grenze erreicht, wenn zwei ausfallen,

weiß man nicht, wie der Betrieb vernünftig aufrechtzuerhalten ist. Zweitens benötigen wir qualifiziertes Personal, das habe ich eben schon ausgeführt. Drittens benötigen wir ein gutes Personalmanagement, eine gute Personaleinsatzplanung und Personalentwicklung. Darunter verstehe ich die Organisation und Begleitung des Personals überhaupt. Diese Bereiche gilt es insgesamt positiv zu entwickeln, was auch mildernd oder dämpfend wirken kann auf mögliche Skandale.

Sie haben auf die kurze Spanne vom Einzug in ein Pflegeheim bis zum Versterben hingewiesen. Können Sie einen Trend sehen, der sich hier entwickelt hat?

Wir haben einerseits den Wunsch der Pflegebedürftigen, möglichst lange zu Hause wohnen zu bleiben. Dieser Wunsch ist sehr nachvollziehbar. Auf der anderen Seite haben wir eine mehr politisch gesetzte Prämisse, die heißt: ambulant vor stationär. Dies ist meiner Ansicht nach sehr einseitig. Es sollte möglichst heißen: Jedem die Versorgungsform, die er braucht.

Der Vorrang des Ambulanten vor dem Stationären geht auch so weit, daß das Stationäre beinahe verteufelt wird. Dadurch wird der Trend verstärkt, möglichst lange zu Hause wohnen bleiben zu wollen und nicht in ein Heim zu ziehen, obwohl, und das kann ich aus eigener Anschauung bestätigen, viele ältere Menschen in einem Pflegeheim zum ersten Mal seit langem wieder Kontakt zu anderen Menschen erlangen. Teilweise hat sich die Pflegesituation dieser Menschen nach Einzug ins Heim deutlich verbessert. Die stationäre Versorgung ist sicherlich nicht das non plus ultra, aber es müßte immer danach gefragt werden, welche Versorgung im individuellen Fall die beste ist.

Die Frage der kurzen Verweildauer ist ein Indiz dafür, daß die Menschen so lange wie möglich zu Haus gepflegt werden und erst, wenn alle Stricke reißen, wird sozusagen das Heim eingeschaltet.

Wenn die Politik sagt, ambulant vor stationär, dann muß sie dafür sorgen, daß die Heime für die viel weitergehende Anforderung, nämlich zum Teil als Hospize zu funktionieren, ausgestattet werden. Und es sollten dann nicht auf der grünen Wiese neue Hospize gebaut, sondern Unterstützung da gegeben werden, wo die Not am größten ist. Ich kritisiere an dieser Stelle, daß bei uns für neue

Ideen immer wieder parallele Strukturen geschaffen werden, anstatt die Grundversorgung auf eine vernünftige Basis zu stellen.

Wenn man von Mißständen in der Pflege spricht, dann hat man immer die stationären Einrichtungen vor Augen. Dort fallen diese Mißstände doch noch auf, weil ein relativ engmaschiges Kontrollsystem da ist. Untersuchungen aus der jüngsten Zeit belegen, daß die Mißstände im häuslichen Bereich viel größer sind, was die Themen Vernachlässigung und Mißhandlung angeht. Die Dunkelziffer ist hier besonders hoch. Häufig ist auch kein ambulanter Dienst involviert, sondern die Pflege wird irgendwie organisiert, mit zum Teil erschreckenden Ergebnissen. In diesem Bereich tut man sich besonders schwer, weil die Privatsphäre geschützt ist. Das Heim ist eine Institution und kann viel einfacher kontrolliert werden. Dennoch muß man sich auch für den privaten Bereich dringend etwas überlegen.

Kann ein Grund für den späten Einzug oder Umzug in ein Pflegeheim die Angst sein, daß das eigene Vermögen, für den Saarländer gleichbedeutend mit dem Eigenheim, dazu eingesetzt werden muß, die vermeintlich hohen Kosten eines Pflegeheimplatzes zu bezahlen?

Das ist so und kann nicht beschönigt werden. Das ist aber nur die eine Seite. Die andere Seite ist, und ich zitiere einen ehemaligen Abteilungsleiter des saarländischen Sozialministeriums, daß das Pflegeversicherungsgesetz kein Erbschutzgesetz sein soll. Die Pflegeversicherung zahlt nur einen Teil der Kosten, den anderen Teil muß der Versicherte oder Pflegebedürftige selbst zahlen. Wenn der Pflegebedürftige nicht zahlen kann, springt das Sozialamt ein. Das Sozialamt rechnet aber das Vermögen an oder fordert die unterhaltspflichtigen Kinder auf, ihren Anteil zu zahlen. Allerdings sind die Freigrenzen für die unterhaltspflichtigen Kinder relativ hoch.

Ambulante Pflege ist im Vergleich zur stationären, aber das wissen nur wenige, nicht billiger, sondern bei gleichem Pflegeaufwand teurer. Ambulant kann nur dann günstiger sein, wenn sehr viel ehrenamtliche Arbeit von Angehörigen in die Pflege einfließt, aber das wird meistens ausgeblendet.

Ist der Pflegeberuf noch attraktiv?

Wesentliche Punkte sind die Arbeitsbelastung und die Arbeitsbedingungen. Wenn diese nicht stimmig sind, dann sucht sich jemand eine Arbeit, in der er das Gefühl hat, nicht auszubrennen. Zu diesen Themen liegen inzwischen viele Untersuchungen für den Pflegebereich vor, unter anderem auch von der Berufsgenossen für Wohlfahrtspflege. Wichtig für die Mitarbeiter ist, daß ihre freie Zeit planbar sein muß. Das heißt, eine der für Mitarbeiter in der Pflege besonders maßgeblichen Belastungen ist, daß sie die eigene frei verfügbare Zeit aufgrund von Ausfallzeiten und einer sehr engen Personaldecke nicht vernünftig planen können, weil sie sehr oft zusätzlich einspringen müssen.

Dem versucht man entgegenzusteuern. Als eines der ersten Bundesländer haben wir in den vergangenen Jahren nach langer Zeit des Stillstands eine kleine Verbesserung des Personalschlüssels erreicht. Für die Träger gilt es, Personalreserven zu schaffen, um die Engpaßsituationen auffangen zu können.

Was dem Personal ebenfalls sehr viel zu schaffen macht, ist der sehr hohe Grad der Fremdbestimmung in der Pflege. Die Pflegenden sollen in einem sehr hohen Maß auf die Pflegebedürftigen und ihre Wünsche eingehen. Die Meinung der Familienangehörigen, wie mit ihrem pflegebedürftigen Verwandten umgegangen werden soll, muß ebenfalls berücksichtigt werden. Wir haben mehrere Kontrolldienste: die Heimaufsicht, den Medizinischen Dienst der Krankenkassen (MDK), die Gesundheitsämter. Diese sind mit einer relativ hohen Dichte in den Einrichtungen. Wobei diese, und ich sage das vor allem mit einem kritischen Blick auf den MDK, ihre Sicht der Dinge einbringen. Aus meiner Sicht herrscht nicht genügend Selbstbewußtsein in der Pflege, um selbst Stellung zu beziehen. Das heißt, die Pflege nimmt oft die Meinung der Prüfinstanzen an und tut Dinge, von denen sie letztendlich nicht überzeugt ist.

Eines der Ergebnisse der Untersuchungen der Berufsgenossenschaften war, den Fokus stärker auf die konkrete Pflege der Pflegebedürftigen zu richten und weniger auf das – salopp gesagt – Drumherum.

Damit der sogenannte Verbraucher leichter beurteilen kann, ob eine Pflegeeinrichtung gut oder weniger gut ist, wurde zur Beurteilung durch den MDK ein Notensystem eingeführt, das auch öffentlich zugäng-

lich gemacht worden ist. Es ist im Internet einsehbar, ob ein Dienst eine sehr gute (Note 1) oder mangelhafte (Note 5) Bewertung erhalten hat. Ist das etwas, was der Pflege hilft?

Es ist richtig und wichtig, in einen Bereich Transparenz hineinzubekommen, der für einen Verbraucher sehr schwierig zu beurteilen ist. Wir haben jedoch keinerlei – und das wird hoffentlich offen zugegeben – pflegewissenschaftliche Kriterien, um das, was mit dem Begriff der Ergebnisqualität gemeint ist, also was am Ende bei der Pflege rauskommen soll, zu bewerten. Das ist das Dilemma: Man will etwas benoten, hat aber keine Grundlagen, um dies zu tun. Wir haben zum Beispiel ebenso keine Erkenntnis darüber, wie hoch eine durchschnittliche Dekubitusrate in einem Haus ist, von daher können wir gar nicht bewerten, ob das, was ermittelt wird, letztlich gut oder schlecht ist.

Der Bereich der Ausbildung von Altenpflegern wurde verändert. Früher fand die Ausbildung an Schulen statt, die Schüler gingen dann zu Praktika in den ambulanten Dienst oder in eine stationäre Einrichtung. Heute ist der Schüler Auszubildender einer Einrichtung und der fachtheoretische Unterricht findet an einer Schule statt. Bereitet dieses System die angehenden Pflegefachkräfte ausreichend auf die gestiegenen Ansprüche in der Pflege vor?

Die Ausbildung wurde hierzulande vor circa zehn Jahren durch das duale System auf neue Füße gestellt. Im Vergleich zu den Jahren zuvor stellt dies einen großen Fortschritt dar. Dennoch gibt es Verbesserungsbedarf, zum Beispiel in der Abstimmung zwischen Schule und Einrichtung. In der Fachdiskussion zwischen den Schulen und der Pflegegesellschaft sind wir uns einig, daß wir beim Ministerium anregen werden, daß eine Evaluation stattfindet, weil wir nicht wissen, wann die Ausbildung auf der Bundesebene neu geregelt wird. Von daher ist es notwendig zu ermitteln, wo stehen wir aktuell in der Ausbildung und wie muß sie weiterentwickelt werden. Diese Evaluation müßte das Curriculum der Schulen, die fachpraktische Ausbildung in den Einrichtungen und die Schnittstelle Schule-Einrichtung untersuchen.

Überregional und mit Blick auf die Pflege im übrigen Europa wurde diskutiert, daß das Abitur die Zulassungsvoraussetzung für den Pflegeberuf werden soll. Dies würde aber bedeuten, daß viele der

gegenwärtigen Ausbildungsaspiranten nicht mehr für eine Ausbildung in Frage kämen. Wie beurteilen Sie dies?

Wenn man an eine große Lösung im Bereich der Pflege denkt, dann sollte neben der Frage, ob die Mehrspartigkeit der Pflege mit Kinderkrankenschwester, Krankenschwester, Altenpfleger, bestehen bleibt, auch die Frage nach einer guten Durchlässigkeit in diesem Ausbildungssystem geklärt werden. Ich bin auf jeden Fall dafür, daß man mit einem Hauptschulabschluß in den Berufszweig einsteigen kann. Daß man dann die Möglichkeit hat, durch Abschlüsse zwischen den Ausbildungsabschnitten, wie auch immer diese dann heißen, sich weiter zu qualifizieren und weiter zu bilden, um dann letztlich bis zu einem Hochschulabschluß gelangen zu können. Die momentane Lösung ist nicht sehr befriedigend. Es besteht zwar die Möglichkeit als Hauptschulabgänger in den Bereich der Pflegehilfe einzusteigen und nach bestandener Prüfung eine Ausbildung als examinierte Fachkraft zu machen. Aber das Danach müßte noch stärker strukturiert sein. Es gibt viele Angebote im Hochschulbereich, aber für den Außenstehenden ist nicht ausreichend transparent, was von wem anerkannt wird.

Wenn der europäische Ansatz, der mindestens zwölf Jahre Schulbildung vorsieht, dazu führen sollte, daß die geringer qualifizierten Schüler von dieser Ausbildungsmöglichkeit abgeschnitten würden, dann wäre dies kontraproduktiv. Mehr als die Hälfte der heutigen Auszubildenden hätten unter dieser Maßgabe gar nicht die Chance, eine Ausbildung zu beginnen.

Osteuropäische Kräfte pflegen einen sehr hohen Anteil der in privaten Haushalten lebenden pflegebedürftigen Personen. Wie schätzen Sie die Situation hier im Land ein?

Im Saarland gibt es dies auch in sehr hohem Umfang. Durch die EU-Osterweiterung ist diese Situation weitgehend legalisiert worden. Es ist gut nachvollziehbar, wenn Familien für sich entscheiden, daß sie die Pflege eines Angehörigen so bewerkstelligen möchten. Grundproblem dieser Pflegesituation ist, daß in der Praxis die Unterschiede zwischen einfachen Pflegetätigkeiten oder Pflegehilftätigkeiten und qualifizierten Pflegetätigkeiten verschwimmen.

Zu problematischen Situationen kann es auch aufgrund der Enge des menschlichen Miteinanders kommen. Die Helfer leben im Haushalt gemeinsam mit dem Pflegebedürftigen und sind immer ansprechbar. Hier stellt sich die Frage, wie solche Situationen professionell aufgefangen werden. Es bedürfte einer professionellen Betreuung dieser Menschen vor Ort, die nicht einfach in die Pflegesituation – zum Teil mit nur rudimentären Sprachkenntnissen – geschickt werden und sich dann in einer Situation wiederfinden, der sie nicht gewachsen sind. Es gibt sicher Agenturen, die professionell und gut organisiert und andere, die weniger gut sind.

Ebenso kritisch ist, daß es unterschiedliche Anforderungen an die verschiedenen Kräfte in der Pflege gibt. Nach den aktuellen Reformplänen soll es einen Zulassungszwang für Einzelpflegekräfte geben. Die ambulanten Dienste und stationären Einrichtungen haben sehr hohe Anforderungen zu erfüllen. Daneben aber sind Menschen in Pflegesituationen tätig, die nach außen hin nur hauswirtschaftliche und einfache Pflegehilftätigkeiten ausführen, praktisch aber die Pflegen übernehmen, ohne besonderen Ansprüchen genügen zu müssen.

Die Schere zwischen den Ansprüchen an die professionellen Dienste und den Einzelpflegekräften ist bereits sehr groß beziehungsweise noch größer, wenn sie die Hauswirtschaftskräfte in den Blick nehmen. Und dies kann zu einer weiteren Belastung der ambulanten Dienste führen, die wir aber brauchen, weil sonst der ambulante Bereich nicht seriös aufrechtzuerhalten ist. Für diese Problematik müssen wir die Politik noch sensibilisieren.

Derzeit sind noch rund 120 ambulante Pflegedienste im Saarland tätig, kurze Zeit nach Einführung der Pflegeversicherung gab es etwa 170 Pflegedienste. Gab es in diesem Bereich eine Konzentration oder sind einige Dienste aufgrund der schwierigen Umstände vom Markt verschwunden?

Vor der Pflegeversicherung gab es circa sechzig ambulante Dienste beziehungsweise Sozialstationen. Die Sozialstationen hatten Gebietsschutz und subventionierte Preise. Die wenigen ambulanten Dienste, die außerhalb dieses Systems tätig waren, hatten es immer sehr schwer.

Die Einführung der Sozialen Pflegeversicherung mit der meiner Meinung nach ex-

tremen Liberalisierung brachte einen Zulassungszwang. Jeder Dienst, der die Zulassung beantragte und die Voraussetzungen erfüllte, die im übrigen relativ gering waren, mußte zugelassen werden. Das hat dazu geführt, daß sich viele Krankenschwestern und -pfleger selbständig gemacht haben. Sie mußten aber oftmals feststellen, daß es etwas anderes ist, zu pflegen oder einen Betrieb zu organisieren. Nach diesem Boom und einer sehr starken Konkurrenz kam es zu einem Rückgang der Dienste. Es muß sich zeigen, ob die neu hinzukommenden Einzelpflegekräfte zu weiteren Veränderungen führen. Das kann ich zurzeit nicht beurteilen.

Was sind Ihrer Meinung die größten Herausforderungen für die Pflege in den nächsten Jahren – insbesondere im Saarland?

Die größten Herausforderungen liegen meines Erachtens bei den Kommunen. Mit Beginn der Pflegeversicherung haben sich die Kommunen zurückgelehnt und vieles nicht mehr weiterbetrieben. Ein Beispiel sind die mobilen sozialen Dienste. Die Kommunen haben sich meist ohne Not, denn es hat nicht viel gekostet, daraus zurückgezogen. Die vorhandenen Strukturen aus Ehrenamtlichen und Zivildienstleistenden, die es heute nicht mehr gibt, und wenigen professionellen Kräften, sind zerfallen. Mit diesen Strukturen hat man relativ kosten- und preisgünstige Dienste anbieten können. Indem man die Leitungskräfte weggekürzt hat, hat man die Struktur kaputt gemacht. Und heute muß man diese Strukturen wieder mühsam reaktivieren. Stichwort: bürgerschaftliches Engagement. Stichwort: Vernetzung vor Ort oder Quartiersarbeit. Diese Diskussionen sind im Gange, aber es zeichnet sich noch nicht ab, daß die Kommunen für sich eine Antwort gefunden haben.

Neu justiert werden muß auch die Aufgabenverteilung zwischen Land und Kommunen: Wo muß das Land die Rahmenbedingungen setzen oder Geld in die Hand nehmen, um die Strukturen aufzubauen? Das ist eine ganz große Herausforderung für die Politik. Als Saarländische Pflegegesellschaft können wir nur beratend zur Seite stehen. Deutlich ist, daß jede sozialpolitische Entscheidung Einfluß hat auf die Abläufe in den Einrichtungen beziehungsweise der Träger und deren Handeln wird ganz stark von den Rahmenbedingungen bestimmt. Wenn diese nicht intelligent und

auch mit Blick auf die künftigen Herausforderungen angegangen werden, dann kann es heiter werden. Ein Beispiel dazu: Wenn wir feststellen, daß die Grundversorgung mit Lebensmitteln über die Läden nicht mehr möglich ist, dann wäre es durchaus sinnvoll, darüber nachzudenken, ob dies nicht über stationäre Einrichtungen oder ambulante Dienste erfolgen kann. Die Fixierung auf den engen Bereich der Pflege muß dann aufgegeben werden – aber es muß auch von den Rahmenbedingungen her möglich gemacht werden. Es kann nicht sein, daß dann die Repressionen von Seiten der Kostenträger einsetzen. Es gibt viele strukturelle Hemmnisse, die einer kreativen Entwicklung im Wege stehen.

Die Starrheit von ambulant und stationär ist lediglich auf der Bundesebene aufzulösen. Gibt es die Chance, daß hier im Saarland andere Wege gegangen werden können?

Um in diesem Bereich etwas zu verändern, bedürfen die öffentlichen Haushalte des Geldes der Pflegeversicherung. Das Land oder die Kommunen schaffen es nicht, etwas allein zu stemmen. Ich warne jedoch davor, immer neue Modellprojekte zu entwickeln. Modellprojekte befürworte ich dann, wenn zuvor darüber nachgedacht worden ist, wie die Finanzierung gesichert ist, wenn sich ein Modell bewährt hat und zum Regelfall werden soll. Viele Projekte sind in den vergangenen Jahren angegangen worden, haben Erfolge gezeitigt und sind dann an der Regelfinanzierung gescheitert.

Für die Saarbrücker Hefte: Herbert Temmes



Die Hängematte der Saarbrücker Bohème

Von Ekkehart Schmidt-Fink

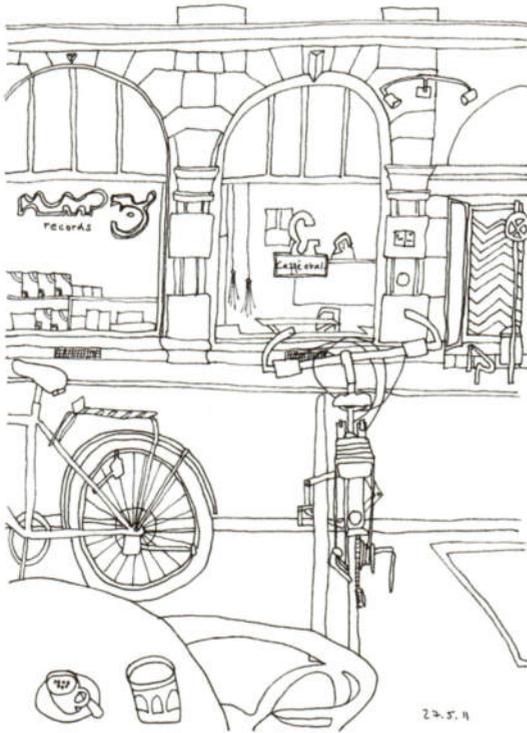
Aus Köln kommend fragte ich 1994, nach der allerersten Unterschrift unter einen Arbeitsvertrag, den neuen (schon etwas älteren) Chef, wo es denn nette Wohnviertel gäbe. Ich solle bloß nicht im nahen Nauwieserviertel suchen: »Drogen und Prostitution«, raunte er. In den achtziger Jahren hatte der Stadtteil einen denkbar miesen Ruf. Wenngleich so die Mainzer Straße zu meinem ersten Saarbrücker Wohnort wurde, war diese Warnung genau das Richtige, mich für die Nauwieser Cafékneipenszene zu interessieren und letztlich dort meine Heimat zu finden. Da ich niemanden kannte, ging ich mittags ins *Café Kostbar*. Das Kalkül: Wenn ich nur oft genug da bin, lerne ich irgendwann Leute kennen. Hier roch es nicht nach Provinz, sondern fast nach Berlin: Das Lokal ein Kollektiv, rundum im Hof selbstverwaltete Strukturen und soziale Projekte, vom Frauennotruf und der AIDS-Hilfe über den DAJC bis zum Netzwerk Saar. Das war spannend. Ich verguckte mich in die Rundungen einer stillen Kellnerin, wurde liebesbedürftig von einer anderen, mitteilameren aufgegebelt und in das Team von Real Café Kostbar gelotst, um meinen ersten Voyeur Cup zu spielen. Die Integration lief letztlich doch über Männer und fünf weitere Spaßfußballteams von Roter Stern Bingert bis zu den eckschwalben. 18 Jahre später sitze ich immer noch täglich im Viertel. Ich zeichne gerne spontan und in wechselnden Lokalitäten, was zufällig im Blickfeld liegt und aus irgendeinem Grund fasziniert. Die Motivauswahl gründet oft unbewußt in spezifischen Erfahrungen mit der Viertelszene.

Verrucht vergangener Viertelhumus

Das Viertel zog seit jeher soziale und kulturelle Beratungsstellen und Vereine an. Das lag aber eher an der zentralen Lage, nicht zwingend, weil die Bezugsgruppen hier leben würden – eine Quelle vieler Mißverständnisse und My-

then: Es gab hier nie besonders viele Jugendliche, ehemals in China eingesetzte Soldaten, Kurden, AIDS-Infizierte oder Schriftsteller. Zwei Gruppen allerdings haben das Viertel von den sechziger bis in die neunziger Jahre deutlich geprägt: Junkies und Prostituierte.

Vor dem *Ubu Roi* einen Milchkaffee schlürfend, fällt es schwer, sich vorzustellen, wie es hier damals aussah: Draußen standen keine Stühle, und das Lokal hieß *Gambling House*. Seine Billardtische konnte man durch die verklebten Fenster nicht sehen, aber am Publikum erkannte man deutlich den Junkietreff. Anstelle von Cafés, die heute so typisch für die Tagesszenarie sind, gab es nur Arbeiterschenken, die erst abends öffneten. Ab den späten Sechzigern zogen nestflüchtige Rebellen und StudentInnen ins Viertel, WGs entstanden, und ein gewisser Franz-Josef Degenhardt verbrachte hier wohl den einen oder anderen Abend. Für »Ein Bier und eine Liebesbeziehung, bitte« (Försterstraßen-Graffiti aus den Neunzigern) hätte er wohl das damals beliebte *Försters Eck* aufgesucht. Aber nicht, weil hier Huren angeschafft oder sich für eine Pause aus den Rotlichtbars *Die Insel* (heute: *Bleistift*), *Pfeffermühle* (heute *Mono*) und *Anker* (heute *Fleur de bière*) zurückgezogen hätten. Es gab schlicht sonst kaum annehmbare Lokale. Am Markt sah es nicht anders aus: St. Johann war der »faule morsche Kern der Stadt«, an dem es von »Trottoirshwalben« vor bordellartigen Kneipen wimmelte. Die Kappengasse: Ein Synonym für Unzucht. Mit der Sanierung der Altstadt ab 1976 entstand die Fußgängerzone, und das Gewerbe wurde per Sperrbezirksverordnung verdrängt, auf daß man sich als rechtschaffener Bürger wieder auf den Markt trauen konnte, der sich zur »gudd Stubb« der Stadt entwickelte, während all jene, die als Gammler, Hippies oder Haschbrüder beschimpft wurden, sich selbst aber als Rebellen, Spontis oder Stadtindianer sahen, in die Nauwies auswichen. Um nie wieder etwas anderes in Erwägung zu ziehen.





Apr 29.11



Schrill 22.6.12



Coffe 20.11 So. 12.11



Schön schrill: Die Ubu-et-al.-Ecke

Einer der ersten Orte, der die aufbegehrende Jugend ins Viertel zog, war das *SOG*, eine Pinte in der Grünstraße, deren Keller immer für einen Absturz gut war. Hier entfaltete sich ab 1971 das Sogenannte Theater, das die linke Szene anzog und heute Legende ist. Es gab eine winzige Bühne für Vorträge, Revuen und politisches Kabarett. Angesagt waren Brecht, Tucholsky und Kurt Weill. Zu den Interpreten zählten Arnfrid Astel mit Poetiklesungen, Jochen Senf, damals Hörspieldramaturg beim SR, der Künstler Hans Husel oder Bob Ziegenbalg, der spätere Leiter des Kinder- und Jugendtheaters Überzerg.

Der Einzug der Studentenszene hatte viel mit billigen Mieten zu tun, aber auch mit der Ansiedlung von politischen Buchläden, Theatern und später auch Cafés. Räumlich gesehen zog die eher intellektuelle Szene mit den Punkrockern vom Quartier Dudweilerstraße/Beethovenplatz in Richtung Cecilien-/Försterstraße. An deren Kreuzung machte 1988/89 Judith Tricoit aus dem Gambling House das *Ubu Roi*. Hier entstand mit der Sanierung des Viertels und einem neuen Platz etwa 1995 die Dorfmitte, in der man ab 9 Uhr legendär guten, in französischer Bol servierten Milchkaffee trinken, bis 15 Uhr frühstücken und in unaffektiertem Ambiente die Seele baumeln lassen kann. Das Ubu symbolisiert, in Atmosphäre und Mischung der Gäste, das Viertel mehr als irgendein anderer Ort.

Durch die riesigen, seit 2003 pflanzenlosen Fenster des »Aquariums« sieht jeder jeden, was zu einer unendlichen Abfolge an Blick-, Gruß- und Smalltalk-Kontakten führt, Lästermäulern stetig neues Futter bietet, schüchterne Neulinge aber erst einmal mutlos woanders hinführt. Eine Bühne des Lebens, intime Dorfmitte eben, vor allem seitdem Josefine »Fine« Rühl nach dem Tod von Judith 1991 das Ubu weiterführte. Seitdem gab es hier auch *Le Monde* zu lesen. Und französisches Radio, dezent im Hintergrund. Die neunziger Jahre lassen sich nostalgisch als die goldenen Zeiten des Ubu bezeichnen. Die Dorfmitte entwickelte sich zu einer Art linksalternativer Kuschelecke, zu einem einzigartigen Refugium für Freaks und Randständige. Wer seinerzeit lange nicht mehr hier war, wunderte sich über das »Wirtschaftswunder«: So viele Cafés und Kneipen. »Ob die Leute hier so viel Zeit

haben? Nein, aber sie lieben die Kommunikation«, konstatierte Johannes Menard, einer der Autoren des Reiseführers *Saarbrücken zu Fuß* schon 1989. »Junge« Geschäfte und Cafés hatten neues Leben ins Viertel gebracht. Wer anders leben wollte, fand das attraktiv.

Ende 2007 stand dem Ubu allerdings eine Veränderung ins Haus: Nachdem Fine ihre Konzession nicht verlängert bekam, übernahm ihr Kaffeelieferant Winnie Schmidt den Pachtvertrag. In anderer Lesart hat er ihr »das Ubu unterm Hintern weggezogen«. Der Nichtviertler führte zwar warme Speisen ein und beließ im wesentlichen alles beim Alten. Er sparte jedoch die Abos von *Konkret*, *Titanic* und *Le Monde* ein und setzte damit ebenso ein Signal wie durch das Streichen der Umsatzbeteiligung seiner mäßig entlohnten Angestellten. Ein Skandal entwickelte sich, nachdem denjenigen gekündigt wurde, die wegen der Kürzungen eine interne Betriebsversammlung abhielten. Zwei Theker blieben, die anderen wechselten zu Fines zweiter Lokalität, der *Bar Central*, während sich die Stammkundschaft zeitweise in angegraute Ubu-Abhängige und grimmige Boykotteure spaltete. Auf lange Sicht hat die Kontroverse dem Ubu aber kaum geschadet. Der Dorfplatz ist im Grunde immer noch das, was er zu Fines Zeiten war: die Hängematte der saarländischen Bohème.

Auch die unmittelbaren Nachbarn des Ubu, das *Café Schrill* und das *Caffè et al.*, sind familiäre Tagesbetriebe. Gaby Andres ist die letzte verbliebene eines Viererkollektivs, das 1980 das *Café Jonas*, wie das Schrill früher hieß, gründete. Sie erzählt: »Als wir damals einen Namen suchten, lief grad der Kultfilm vom Walfisch Jonas. Von dem hieß es, daß er im Jahr 2000 25 Jahre alt sein würde. 2000! Das lag für uns 20jährige unvorstellbar weit in der Zukunft: Mit 45 war man ja schein-tot.« 32 Jahre später ist sie immer noch da, genauso wie die fünf zu Riesen gewachsenen Pflanzen, die das Café so gemütlich machen – in Kombination mit bunten Stühlen und Tischen, die aus einer Gaststätte in Forbach stammen. Aber es war ein langer Weg. »Wir pflegten einen chaotischen Umgang mit Geld. Umsatzsteuer und so was kannten wir nicht. Dann meldete sich das Finanzamt. Wir waren erstaunt: Finanzamt? Wir wollten doch autark sein, raus aus dieser Gesellschaft, etwas Eigenes gründen. Und waren gar nicht aufs Geldverdienen aus. Um 12 machten wir

Pause, fragten kurz, wer noch was will, und dann waren wir erst mal weg. Uns wollte dann niemand mehr etwas geben, wir waren illiquide. So brauchten wir 1981 einen Kredit vom Netzwerk Saar, um über die Runden zu kommen. Es gab dann auch Beziehungsknatsch, 1982 verließen zwei das Kollektiv, 1983 haben wir das Café dann in einem neuen Kollektiv übernommen und versucht, es nicht mehr wie die Chaoten zu führen. Wir haben renoviert und alles umbenannt.« Wie es zu dem Namen kam? »Wir hatten lauter Ideen, konnten uns aber nicht einigen. Also ließen wir den nächsten Gast, der reinkam, entscheiden. Das war Reinhard. Er sagte: Nennt es doch ›Schrill! Hätte er ›Käsfuß‹ gesagt, würde es noch heute ›Café Käsfuß‹ heißen.«

Längst sind Gaby und ihr Lebenspartner Thomas Giebel die alleinigen Erben des Café Jonas. Es war schon immer etwas anders, wenn auch nicht wirklich schrill, obschon seit fast 25 Jahren eine Pumuckel-Puppe aus einer Maueröffnung unter der Decke grient. Es gab im Schrill seit jeher Ausstellungen unterschiedlichster Qualität und eine kleine Comic-Bibliothek unter dem Hauptaushang für »WG-Zimmer-frei-Zettel« sowie die bis vor kurzem einzige Kinderspielecke im Viertel. Anders als das Ubu, wo man gesehen werden will, zieht man sich ins Schrill zurück und schmaust Gabys selbstgebackene Kuchen.

Arschlochmagneten? Andere Gastrobetriebe

Das *Caffè et al.* gegenüber vom Ubu ist das erste Café im Saarland, in dem man nicht nur eine heiße Schokolade in 20 Geschmäckern trinken, sondern auch 60 Sorten edle Schokolade erstehen kann, neben Geschenkartikeln in witzigem Design. Das gefühlte sechseinhalb Quadratmeter kleine Lokal wird von Eni und Maryam Farahani sowie ihrer Schwester Tuba geführt. Es hat sich, unter Mitwirkung der Gäste, zum einzigen wirklich interkulturellen Café entwickelt, in dem Persisch und Saarländisch gebabbelt wird, abends auch mit Einsprengeln in Berliner Schnauze. Mittags bietet Eni Duftreisspezialitäten an: Zereschk Polo zum Beispiel, also mit Safran und Berberitzen. Ganztags beliebt sind Sandwichs wie Nun Zabzi (mit einer Kräutermischung, die zu Deutsch »grünes Zeug« heißt). Bis 20 Uhr ist

es bei Tuba schön familiär – im Winter eng im Warmen, im Sommer draußen in der Abendsonne finden sich immer Gesprächspartner. Aber man bleibt auch unter sich. Maryams größtes Verdienst ist wohl, vor neun Jahren demonstriert zu haben, daß hier auch etwas anderes geht als Café, Kneipe oder Bar. Etwas, das einen Tick anspruchsvoller ist.

2007 entstand in den Räumen des einstigen Santha Weltmarkts mit ähnlichem Anspruch die *Brunch Box*. Die von den zwei ehemaligen Versicherungsangestellten Susanne Schmidbauer und Daniela Ettgen erfundene Frühstücksbar mit Lieferservice wurde vor allem von zielstrebigem jungen Frauen genutzt, die auf Bagels zu Smoothies oder einen Latte stehen. »Starbucks-Publikum«, sagt Susanne. Ab 7 Uhr lieferten die beiden Blondinen in der namengebenden Pappbox Sandwiches an Designerarchitektenrechtsanwaltselbstständige, die schnell eine Kräuterciabatta oder ähnlich gesundes Fastfood fertig zum Mitnehmen haben wollten. Und machten dann einfach schon mittags zu. Egal: Ab dann konnte der Nauwieser Büromensch ja in andere »Kneipaurants« und »Eißcafés« gehen. Mitte Juni 2012 jedoch verkaufte Susanne nur noch das Inventar: Nach fünf Jahren Betrieb – übrigens ohne Konzession – und zuletzt ohne Daniela, zog sie die Konsequenz aus der Tatsache, daß »Miete, Steuern und Steuerberater einfach zu wenig Gewinn übrig ließen.« Aber sie hat sich das Patent gesichert und versucht es vielleicht irgendwann noch einmal woanders.

Fünf Jahre ist es her, daß in den Räumen eines kirchlichen Secondhand-Ladens in der Försterstraße das *Tesorito* aufmachte. Seitdem hat die Kaffeerösterei mit integrierter Espresso-Bar mindestens genauso viele Freunde wie Verächter gewonnen. »Die Inhaberin hätte in den Neunzigern noch nicht mal ihren Hund im Viertel kacken lassen, aber dann ist es ihr wohl plötzlich schick erschienen«, spöttelt eine Szenekennerin über Daniela Wiedemann. Ihr Café hat Gourmets angelockt, ängstigt aber viele offenbar in gleicher Weise als möglicher Gentrifizierungsvorbote, wie die 2009 plötzlich aus dem Boden schießenden edlen Friseursalons. Vielleicht steht hinter solchen Sätzen auch Neid oder Unwissen, daß es sich hier keineswegs um die Filiale einer Kette, sondern um authentische Konzeptgastronomie handelt, die gut ins Viertel paßt. Ihr schicker



Wien 3. 10. 11

Klara Röhrenhan



15.04.11

Uly 19.1.12.

Therese 2.11.



Wien 12.11.11

Schnee 11.12.11

Mini-Cooper habe wohl auch Stereotypen bedient, mutmaßt die Betreiberin.

Unverziehen bleibt freilich der im Jahr 2009 von Daniela begangene Fauxpas, bei einem Infoabend ihre ablehnende Haltung gegen den geplanten Secondhand-Buchladen der AWO zu artikulieren, um den vermeintlich drohenden Wiedereinzug der Drogenszene bzw. substituierter Dosenbiertrinker zu verhindern. Das moderne Antiquariat ist jedoch lediglich ein Beschäftigungsprojekt für drei Ex-Junkies. Auch wenn überlegt wurde, dort eine Beratungsstelle anzusiedeln, was dann verworfen, aber schlecht kommuniziert wurde. Damals war Daniela mit der Apothekerin gegenüber eine Bedenkenträgerin gegen das vermeintliche Entstehen eines neuen Drogensumpfs. Sich für viele so als intolerante und unsolidarische Eindringlinge disqualifizierend, erlebten beide einen stillen Boykott ihrer Geschäfte seitens jener, für die gerade die Mischung der Lebenswelten den Charme des Viertels ausmacht.

Jedenfalls war es wohl das Tesorito, das vom Saarbrücker Fraktionsvorsitzenden der Grünen, Thomas Brück, gemeint war, als er 2010 seinen allseits beachteten Ausbruch hatte: »Wir wollen keine weiteren Arschlochmagneten!« Mit etwas Abstand ist diese leicht überzogene Angst vor einer unaufhaltsamen Gentrifizierung verständlich: Die etablierten 50jährigen mit Neubürgerlichen Tendenzen, gerne im sanierten Altbau mit Parkett wohnend, fürchten die noch besser verdienenden Jungdynamiker, die sie als mittlerweile auch schon ziemlich alt Eingesessene aus den Gründerzeithäusern verdrängen könnten. Fragt sich natürlich, was als Selbstbild das Gegenteil dieser fremden unpolitischen und angepaßten Schnösel sein soll, war man doch vor 25 Jahren in einer ähnlichen Rolle. Der Unterschied ist wohl der damals in der Tat umgesetzte Anspruch einer behutsamen Wandlung des Quartiers in ein Laboratorium sozialpolitisch emanzipierter Lebensformen.

Nicht nur durch Caffé et al., Tesorito und Brunch Box kochte öffentlich die Frage hoch, wie viel Gastronomie das Viertel aushält. Zwar hatte die Stadt erstere noch hingenommen, doch zeigt man sich in einer neuen Debatte seit 2010 (vorläufig) entschieden, keine weitere zuzulassen. Giovanni Tangaro löste diese aus, als er in einer ehemaligen Boutique in der Cecilienstraße die Dependence seiner

Konkreten Utopie aus der Hohenzollernstraße zu entwickeln begann: Während letztere vor allem Restaurant ist, baute Tangaro hier eine Tapas-Bar mit Vinothek und exquisiten mediterranen Lebensmitteln auf. Zwar bekommt man trotz Schiefertafel mit Kreideaufschrift »Privat« umstandslos einen Espresso, lecker essen kann man mangels Konzession aber nur bei Events oder in einem als Privatfeier deklarierten Abend mit Anmeldung. Sein Namensvetter Giovanni d'Arcangelo vom *Café Amore* begann im Herbst 2011 dann, das in die Alte Feuerwache umgezogene Theater im Viertel zu sanieren und zu einem locker wohnlich und doch exquisiten Restaurant umzubauen, obwohl auch ihm klar war, daß die Stadt keine weiteren Gastkonzessionen erteilen würde. Mit dem aufwendig voller Fünfzigerjahressessel und sofaumrahmten WG-Tischen auf dunklem Parkett zum Eßzimmer sanierten Raum will er offenbar mit dem Kopf durch die Wand behördlichen Beharrens, konnte sein Speiselokal bislang jedoch nicht eröffnen. Inoffiziell kann man sich aber online anmelden und eher teuer speisen. Das zog zwar auch schon Schnösel aus Saarlouis an, könnte aber die nicht wirklich dynamische Alternativkultur des Viertels bereichern.

Und wie geht's weiter? Bei aller Dynamik wirken weiter statische Kräfte des Beharrens. »Aus dem einst verruchten Problemviertel wurde der aufregendste Stadtteil Saarbrückens«, ist so eine typische Einschätzung, zuletzt geäußert von Manuel Andrack im *Merian*-Heft zum Saarland. Als wäre da ein Gegensatz. Es gibt aber tatsächlich nichts Vergleichbares weit über die Grenzen des Saarlands hinaus: Keinen Quadratkilometer, der so dicht derart viele Lebenswelten beherbergt, die miteinander klarkommen. Ein städtischer Raum, der unterschiedlichste Bedürfnisse zu befriedigen vermag und deshalb von vielen geliebt und als einzig mögliche Heimat empfunden wird. Daniela vom Tesorito bringt jedenfalls dem AWO-Buchladen mittlerweile ihre ausgelesenen Bücher, und die Ex-Junkies genießen ihre frisch gerösteten Arabica-Mischungen. So nimmt das Viertel alle Wünsche, Weltanschauungen und Widersprüche auf, um sie irgendwann zu integrieren.



Wenn der alte Steppenwolf erzählt

Nach mehr als 30 Jahren ist der literarische Übersetzer Hans Therre ins Saarland zurückgekehrt – ein Hausbesuch

Von David Lemm

Mit dreißig Jahren hat Hans Therre seinen Job als Gymnasiallehrer für Deutsch und Sozialkunde hingeschmissen, die zerrüttete Ehe hinter sich gelassen, und auch die beiden Töchter mußte er gegen seinen Willen bei deren Mutter in Marburg zurücklassen. Diesen Preis mußte er zahlen, um fortan als Übersetzer und Schriftsteller zu leben, wo und wie es ihm beliebt – am liebsten dort, wo Leute und Landschaft inspirieren. Seinem künstlerischen Ideal Rimbaud nacheifernd, dessen Weg der bewußten »Entregelung aller Sinne« beschreibend, wie es Hans Therre in seiner Autobiographie *dichter/leben. Eine Passionsgeschichte des Übersetzens* beschreibt. – Wer ist dieser Mann, der sein altes Leben – die Familie inklusive – für die Poesie abgestreift hat?

Nachdem wir Treffen um Treffen verschoben und vertagt haben, befinde ich mich nun im Auto auf dem Weg von Saarbrücken nach Gonnweiler. Auf dem Beifahrersitz liegen die ausgedruckte Wegbeschreibung und ein paar bereits vor Wochen notierte Interviewfragen, die ich schon fast wieder vergessen habe. Ich werfe immer mal wieder einen Blick darauf, muß aber aufpassen wegen der vielen Baustellen und Geschwindigkeitsbegrenzungen. Meine Gedanken finden einfach keinen Freiraum auf der A1 – immer wieder werden sie von Baustellen gebremst und engeleitet. Nach Tholey muß ich den Fiesta auf einem kilometerlangen und nur 2,10 Meter breiten Streckenabschnitt in der Spur halten. Ich beginne zu schwitzen. Ob sich Therre in seiner zweiten Ehe mit den Kindern derart eingepfercht gefühlt hat wie ich nun? Er selber schreibt, diese Ehe sei an seiner Unfähigkeit, ein Leben ohne Poesie führen zu können, gescheitert. Er mußte einfach raus aus der bürgerlichen Falle. Das leuchtet mir ein, als dieser Streckenabschnitt endet und ich der verkehrstechnischen Falle entronnen bin.

Nicht einleuchten will mir, daß sich der notorische Wahl-Nomade Therre auf seine alten Tage (mit 64) ins Saarland zurückgezogen hat.

In unmittelbare Nähe zu seinem Geburtsort Gronig. Nun gut, die Natur ist hier draußen wunderschön, einem dichtenden Eremiten gewährt sie sicherlich Unterschlupf. Seit drei Jahren wohnt er nun schon hier. Er, der gut dreißig Jahre lang (von 1978 bis 2008) rastlos zwischen seinen Wahlheimstätten Berlin, Paris und Porto Covo (Portugal) mit seinem alten Mercedes pendelte. Die Taschen voll Shit, das Auto voll Wörterbücher und das Hirn voll glänzender Projekte.

Daß nicht jede Übersetzung glänzt, den Glanz des in den Parnas gehobenen Originals in die andere Sprache transportiert, wußte Therre zwar aus eigener Erfahrung. Aber daß gleich bei seiner ersten ambitionierten – mit seinem Freund Rainer G. Schmidt besorgten – Übersetzung von Rimbauds Werk einige ältere Kritiker hart mit ihm ins Gericht gingen, empfand er als borniert. Auf der anderen Seite hat die jüngere Generation diese Übersetzung zusammen mit den nicht unwichtigen Essays von ihm und seinem Freund mit Begeisterung aufgenommen. Die von ihm als lächerlich empfundene Etikettierung »umstritten« mußte er aber ebenso hinnehmen wie Absagen einiger Verleger, weitere hochkarätige Dichter in seiner Übersetzung zu verlegen. Das hat ihn geärgert und ernüchert. Und trotzdem hat er sie, die wohl oft aus Profitgründen verschmähten Juwelen, übersetzt. So fristen noch heute seine Übertragungen von Werken von Pierre Gripari und Eugénio de Andrade in der Schublade ihr ungeklärtes Dasein. Das ist mutig, konsequent und obendrein unbezahlt – vor so viel Leidenschaft habe ich Respekt.

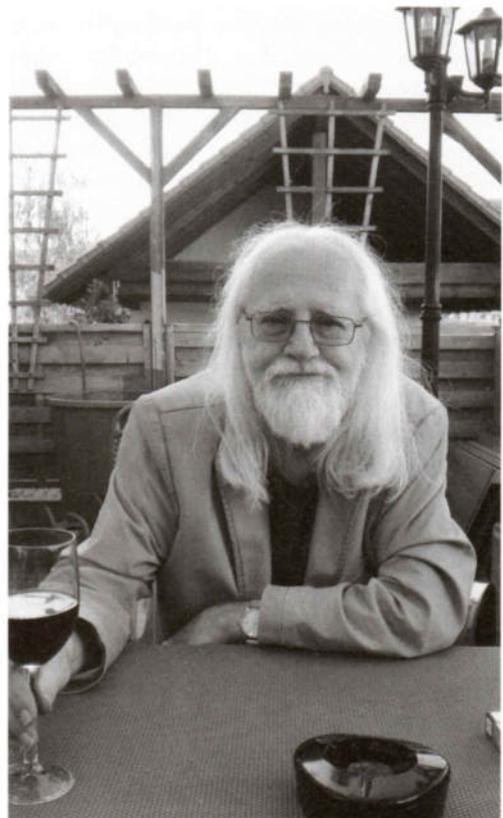
Ich biege auf die Landstraße, passiere das Ortsschild von Gonnweiler und bin – genau wie Therre es mir in seiner Mail ankündigt hat – auf der Hauptstraße der heimischen Scholle des gestrandeten Übersetzer-Wolfes. Nun, den Wolf stelle ich mir ja eigentlich als gealterten Jesus vor, zu dem er sich durch die Stimme Dritter im Buch stilisiert. Die Rückseite des Buchdeckels zeigt sein Konterfei: Die alters-

und wohl übersetzerbedingt hohe Stirn ist von einem Schopf langer weißer Haare gerahmt. Der Blick des vollbärtigen Autors ist von einer Sonnenbrille verdeckt und verliert sich im abgeschnittenen Boden der Fotografie. Gegenüber einer Kfz-Werkstatt parke ich mein Auto vor einem unscheinbaren Zweifamilienhaus mit Garage.

»HANS THERRE« steht in Druckbuchstaben auf dem unteren der beiden Klingelschilder, das ich fest drücke. Es dauert, ich höre nichts, es dauert, ich höre nichts, die Tür geht weit auf, und ich werde der durch die Tür halbverdeckten Person meines Interviewpartners gewahr. Weiße Stoffhosen, blaues Rundhalsbaumwoll-T-Shirt, der Blick etwas nach unten gewandt. Die mich hineingleitende Hand ergreife ich, und sie wird gedrückt, nicht fest, behutsam – das hatte ich mir gedacht. Während er mich freundlich, mit leicht vorgebeugtem Oberkörper hineinbittet, sind wir irgendwie auch schon beim Du und im ersten und obersten Geschoß des Hauses angelangt. Beim Eintreten in die Wohnung fällt mir im Gang zur Linken ein hüfthoher Zeitungsstapel auf, der dem beigestellten Schränkchen an Größe in nichts nachsteht. Zur rechten zwei geschlossene Türen und auch am Ende des Gangs eine. Wir biegen nach dem Schränkchen links ein und sind im geräumigen Wohnbereich, der durch einen türlosen Durchgang in den mit einer cremefarbenen Stoffcouchgarnitur möblierten Wohnzimerbereich und den Eß- und Arbeitsbereich getrennt ist. Hans bittet mich, auf der nach siebziger Jahre aussehenden Eckbank Platz zu nehmen. Eine Tischdecke, ein Aschenbecher – ich bin gelandet. Hans setzt sich neben mich. Mein Blick schweift durchs Zimmer. Viele Gemälde zieren die Wände. Die müssen wohl von seiner im Sommer 2008 verstorbenen Frau Ingrid sein. Ich entdecke auch das Gemälde, das die Vorlage für das Buchcover seiner Autobiographie abgegeben hat. Der Rest ist alles *old school*, irgendwie zusammenstückelt und zusammengetragen, nach keinem erkennbaren Geschmack arrangiert. Er scheint meine Eindrücke zu ahnen und fragt, ob es mir gefällt, was ich – der Freundlichkeit halber – bejahe. Er kommentiert lapidar: »Ich finde es häßlich. Meine Schwester hat mich an dem Tag, als ich die Möbel gekauft habe, begleitet und mit ihren gut gemeinten Ratschlägen so verwirrt, daß ich mir Möbel ausgesucht habe,

die ich sonst nie im Leben gekauft hätte. Ich benutze sie so, daß sie möglichst schnell kaputtgehen.« Ich nicke verständnisvoll, und wir stecken uns eine Kippe an.

Wir schauen uns beim Rauchen an und zu. Er raucht sehr kultiviert – ein mittelstarkes, kontrolliertes Inhalieren und Ausatmen verbunden mit regelmäßigem Abschneiden der verglommenen Glut in den Aschenbecher, den er immer wieder ganz ruhig anhebt und zur Seite kippt, um die lose verteilte Asche in der einen Seite des Rundes zu sammeln. Sein Blick ruht entspannt auf mir. Seine langen weißen Haare und sein weißer Vollbart passen für mich nicht recht ins ergraute Jesus-Bild. Für mich ist er eher Gandalf, der Zauberer aus dem Film *Herr der Ringe*. Vom Jesus hat er sich zum wohl nicht minder publikumswirksamen Gandalf gewandelt. Wie die Gonesweiler Dorfjugend ihn wohl titulierte? »Was sind das für Zigaretten, die du da rauchst? Kann ich mal sehen?«, fragt er mich. Ich gebe ihm meine angeblich von Zusatzstoffen freien Luckys, er überprüft die Werte von Teer und Kondensat, nickt zufrieden. Nun nehme ich unaufgefordert seine Schachtel. Commodore-Zigaretten. Kenne ich nicht. »Aus dem Schlek-



ker. Mit gutem Tabak aus Trier. Und vor allem billig. Ich hab ja nicht viel Geld«, klärt er mich auf. Wir tauschen eine Zigarette und rauchen noch eine.

Um unser Gespräch in Gang zu bringen, krame ich aus meinem Rucksack die in der hiesigen Universitätsbibliothek verfügbaren Bücher von Hans Therre heraus und lege sie vor uns auf den Tisch. Die Biografie von Stéphane Mallarmé schiebt er nach einem kurzen Blick beiseite. Über die beiden wahrlich abgegriffenen und verschlissenen Bände der Rimbaud-Ausgabe freut er sich und blättert sie andächtig durch. »In Berlin haben sie in der Bibliothek einige Seiten rausgerissen.« Vermutlich die mit den nackten Frauen, denke ich, und mir huscht sofort die von mir eingehend studierte Schwarzweiß-Fotografie durch den Kopf, die mit den sieben jungen weiblichen Nackedeis mit ihren kleinen, sprießenden Titten, die alle sieben wie die Hühner auf der Stange aufgereiht sitzen – darüber der sinnige Vers »Bumst eure Kniekissen, meine Schreckschräubchen«. Sicherlich starker Tobak für manchen Bibliotheksbesucher. »Und was ist das für ein Buch?« »Das *Alphabet* von Michel Leiris, das du übersetzt hast. Ganz schön aufwendig gemacht. Ich hab mal reingelesen, aber nichts verstanden.« »Ja, Leiris ist schwierig. Die Ausgabe hab ich noch nie in den Händen gehalten, ehrlich! Typisch für die Verlage, doch das ist mir mittlerweile einfach egal. Aber da fehlen ja noch eine ganze Reihe meiner Bücher, wie zum Beispiel mein Hauptwerk im Bereich der Übersetzung: Die vierbändige Übersetzung von Michel Leiris' *La Règle du Jeu* (Die Spielregel). Die Übertragung dieses hochkomplizierten autobiographischen Jahrhundertwerks, durchaus vergleichbar mit der *Recherche* von Marcel Proust, hat mich mehr als zehn Jahre beschäftigt und enorme Geisteskraft gekostet.«

Hans geht rüber ins Wohnzimmer, wo sich auf dem schwarz verglasten Tisch zwei Bücherhaufen stapeln. In der Ecke stehen hübsch drapiert auf einem niedrigen Beistelltischlein zwei Flaschen Rotwein. Er kommt mit einem großen Stapel Bücher zurück, und da sind die vier Bände der *Spielregel*, die zu einem Band gebundenen Werke Rimbauds, das übersetzte Lehrbuch *Die Tricks eines Schauspielers* vom berühmten japanischen Schauspieler Yoshi Oida, der zusammen mit Cornelia Langendorf übersetzte *Kleine Idiotenführer durch die*

Hölle von Pierre Gripari, der zusammen mit Anja Franzen übersetzte Erzählband *Wie meine Frau dem Wahnsinn verfiel* von Keith Johnstone und natürlich auch die drei Übersetzungen von Iain Levison. Der arrangierte Büchertisch versammelt nun fast alle Übersetzungen. Die aus dem brasilianischen Portugiesisch besorgte Übersetzung von Sebastiao Salgados Bildband *Terra* fehlt, weil sie Hans aus Geldnot auf dem Berliner Flohmarkt verhökert hat. Um das Gesamtwerk zu komplettieren, ziehe ich die dicke Berufsautobiographie aus dem Rucksack und lege sie dazu. »Und wie hat sie dir gefallen?«, fragt er mich unumwunden, und wir steigen ein in ein zweistündiges Gespräch, in dem wir viel rauchen, husten, Kaffee trinken.

Mich interessiert zunächst, wie denn die Reaktionen der im Buch mit Klarnamen genannten Weggefährten ausgefallen sind. Es hätte kein Probleme gegeben. Alle waren mit ihrer Nennung einverstanden, auch der oft genannte Verleger Axel Matthes, in dessen Verlag Matthes & Seitz Hans über Jahre hinweg den Großteil seiner Übersetzungen veröffentlichte. Matthes sei ein Freund und fand es nicht schlimm, daß Hans seine manchmal etwas anklagenden Briefe an ihn im Originalwortlaut im Buch abgedruckt hat. Einzig sein (Übersetzer-)Freund Rainer G. Schmidt sei zu seinem Leidwesen ziemlich verärgert gewesen, weil er sich zu negativ dargestellt fühlte, außerdem autobiographische Literatur als »Nabelschau« ablehne. Das habe sich aber geklärt und sei auch der Tatsache geschuldet, daß sich Hans beim Fertigstellen des Buches in einer schwierigen Situation befunden habe, da seine Frau Ingrid kurz zuvor nach einem Krebsleiden verstorben war und er ihr das ihr gewidmete Buch »bei ihrem Aufstieg mitschicken« wollte. Mit ihrem Tod habe er nicht nur seine geliebte Frau und Muse verloren, sondern auch seine beste Lektorin, sagt er. Das sei dem Buch vor allem auf den letzten hundert Seiten anzumerken, die er völlig abgehetzt und erschöpft abgefaßt habe. Hans plant daher eine überarbeitete Ausgabe, die er im kommenden Jahr veröffentlichen und im Rahmen einer Lesetour vorstellen möchte. Vermutlich wird dieser Ausgabe ein summarisches Kapitel über die ersten dreißig Jahren seines Lebens (seinen dreijährigen Klosteraufenthalt inklusive) vorangestellt, die bisher nur mit wenigen Bemerkungen bedacht sind.

Mein Blick wandert auf dem an die Wand geschobenen Schreibtisch entlang. Ich kann mir gut vorstellen, wie Hans hier nächtelang rauchend und in Bücher versunken arbeitet. Eigentlich dachte ich nach der Lektüre seines Buches, daß er etwas chaotischer sei. Entweder hat er aufgeräumt, sich im Alter geordnet oder er war eben nie chaotisch. Wie dem auch sei. Sein sauber aufgeräumter Arbeitsplatz mit Flachbildschirm, All-In-One-Drucker, dem feinsäuberlich drapierten Bürobedarf und überhaupt die ganze Wohnung zeugen von einem ordentlich ordnenden Geist, der immer noch peinlichst den Aschenbecher nach jeder Zigarette hebt und die Reste auf ein Häufchen zur Seite kippt.

»Gestern hab ich meinen ersten Jahresscheck der VG Wort erhalten: 14 Euro«, unterbricht Hans augenzwinkernd meine Schreibtisch-Studie. »Das ist ja fast gar nichts und noch weniger als die rund 120 Euro im Monat, die du in dreißig Jahren durch Übersetzungen und einige Stipendien verdient hast«, entgegne ich ihm. »Das kommt daher, daß ich am laufenden Band von Verlegern betrogen und belogen wurde. Und weil es mir immer zu delikater war, die richtigen Strippen zu ziehen, um beispielsweise den Celan-Preis zu kriegen, den ich für meine in der Presse hochgelobte Übersetzung von Leiris' *Spielregel* eigentlich verdient gehabt hätte. So mußte ich mich immer, wenn ich nicht gerade ein Stipendium hatte, mit irgendeinem verschleißenden 9-to-5-Job über Wasser halten.«

Ich bin etwas verlegen, denn die von Hans erfahrene Ungerechtigkeit, seine berechtigte Angst vor Altersarmut und Alterskrankheiten scheint mir auf einmal sehr gegenwärtig. Hans wettert weiter gegen die »Kulturkretins, die die Autoren mit einem Trinkgeld abspesen und sich selbst Armani-Anzüge kaufen.« »Hast du nichts auf die hohe Kante legen können?« »Ach, wie denn? Ich hatte ja nie viel Geld, wie du gelesen hast. Und wenn ich mal etwas hatte, habe ich es für Reisen nach Portugal und Griechenland ausgegeben. Das einzige, was mir heute vielleicht das Leben etwas erleichtern könnte, wäre meine handschriftliche Korrespondenz mit Günter Grass Ende der sechziger Jahre, die mein Schwager vor vielen Jahren beim Entrümpeln des Hauses aus Versehen mit entrümpelt hat. Diese Briefe wären heute richtig was wert.«

Ich bedaure diesen Verlust. Vorsichtig beginne ich, den Gesprächsfaden wieder aufzunehmen, indem ich Hans darauf hinweise, daß ein nicht unerheblicher Teil seines Buches vom Scheitern des Künstlers, der Klage um das fehlende Geld und die mangelnde Würdigung handelt, weshalb ein Verleger das Buch als zu »larmoyant« charakterisierte und ablehnte. Hans weist mich darauf hin, daß sein Lebensmotto nach wie vor die »Heiterkeit der Schiffbrüche« sei. Daß nicht alle Schiffbrüche heiter, aber dennoch wichtig sind, um voranzukommen, mußte er mehr als ein Dutzend Mal erfahren, und das habe er aufgeschrieben. »Aber ich bin nicht gescheitert«, insistiert Hans, »wobei man als Künstler eigentlich immer nur scheitern kann, selbst wenn man den Nobelpreis gewinnt. Denn das an der Wurzel des Lebens sitzende, Kunst auslösende Trauma trifft man einfach nicht. Man kommt ihm im Lauf des Lebens zwar immer näher, trifft es aber einfach nicht ganz. Und das ist das Scheitern. Immerhin gelingt es dem Künstler in seinen Werken, das Trauma in einen Traum zu verwandeln oder, wie es die alten Griechen taten, aus dem Lebens-Trauma ein Drama zu machen«, führt er aus. »Und wie verhält es sich mit den Übersetzungen? Kann man da auch das Original nicht richtig treffen?«, knüpfe ich schnell an. »Es gibt nicht die eine Übersetzung, denn es gibt keine kompatiblen Sprachen, es gibt keine kompatiblen Menschen und auch keine kompatiblen Kunstwerke. Man muß etwas Eigenes machen. Und wenn man Rimbaud oder Leiris übersetzt, muß man ein Kunstwerk schaffen. Das ist das Erste. Und wenn man kein Kunstwerk schafft, dann hat man den Übersetzungsauftrag nicht geschafft.« Hans hält nichts von vom Original sklavisch abgeleiteten Übersetzungen und kehrt noch einmal heraus, daß der Übersetzer ein eigenständiger Autor ist und deshalb sein Name auf den Deckel muß und hinten eine kleine Bio, was sich ja mittlerweile durchzusetzen beginnt.

Schon bei der Lektüre habe ich mich gefragt, warum er – abgesehen von seiner eigenen Berufsbiographie und der Biographie über Stéphane Mallarmé – keine eigenständigen literarischen Werke verfaßt hat. Hans erzählt mir, daß er aufgrund seines Sprachtalents früh angefangen hat, Sprachen autodidaktisch zu lernen. Da er aber kein Pauker sei, wollte er die Sprachen immer direkt vor Ort lernen, also in

Paris, Portugal und Griechenland. Im Grunde wollte er zweigleisig arbeiten (übersetzen und schriftstellern an verschiedenen Orten), aber als ihm Matthes angeboten hat, Leiris' *Spielregel* zu übersetzen, seien die nächsten Jahre für die Übersetzungsarbeit draufgegangen, was ihn »total aufgeessen« habe und ihm lediglich noch Zeit ließ zum täglichen Tagebuchschreiben, zu Gedichten, Kurzgeschichten und Erzählungen, die er zum Teil in diversen Zeitschriften und Sammelbänden veröffentlicht hat. »Und jetzt hast du die Nase endgültig vom Übersetzen voll? Ist es das gewesen?« »Im Moment schon. Mein Traum wäre es zwar, noch *Die Blumen des Bösen* von Baudelaire und *Die Chimären* von Nerval zu übertragen, vielleicht sogar mit Rainer Schmidt den Rimbaud neu zu machen, aber ich möchte jetzt in erster Linie an meinen eigenen über die Jahre aufgeschobenen Projekten weiterarbeiten. Am meisten arbeite ich zur Zeit an einem Liebesroman, der sich an Goethes *Werther* anlehnt, also auch in Briefform verfaßt ist, aber modern.« Weitere Arbeitsprojekte sind ein Saarlandbuch aus der Sicht des Heimkehrers, »eine Art Saarland revisited«, eine Prosasammlung mit dem Arbeitstitel *Polterabend* und natürlich die Überarbeitung der Autobiographie. Darüber hinaus plant er eine erweiterte Neuausgabe seiner Mallarmé-Biographie.

»Und wie finanzierst du dich?«, frage ich ungläubig weiter. Er lacht sarkastisch. »Mit dieser »genialen« Erfindung namens Hartz IV. Außerdem helfen mir meine beiden älteren Schwestern, denen wiederum ich bei der Bewältigung ihres im Alter immer beschwerlicher werdenden Alltags helfe. Aber natürlich bemühe ich mich um ein eigenes Einkommen und werde – wie in der Vergangenheit – Arbeitsstipendien beantragen, wenn ich nächstes Jahr offiziell in Rente gehe.« »Du bist also wegen Deiner Schwestern ins Saarland zurückgekommen?« »Ja, ich liebe meine beiden Schwestern.« »Aber Dein Plan, den Lebensabend in Portugal, im gleißenden Licht des Alentejo zu genießen, steht noch?« »Natürlich.«

Wir sprechen weiter über Hans' »selbstgesetzte familiäre Bindung«, und ich frage ihn, wie es denn mit seinen beiden Töchtern aussieht. Er berichtet mir, daß sie lange Zeit von ihm als Mensch enttäuscht gewesen seien, was er verstehe. Aber nachdem sie nun beide wissen, was es heiße, frei oder unfrei zu sein,

und obendrein selber schreiben, habe sich das Verhältnis wieder belebt, und er versuche seine Rolle als vierfacher Opa so gut wie möglich zu spielen. Daß er trotzdem ein Metöke sei, einer der überall fremd und eigentlich nur zu Hause ist, wenn er schreibt, davon ist er überzeugt. Genauso wie von der luziden Wirkung des Feierabend-Joints, den ich wegen der Autofahrerei ausschlagen muß. Ich unterstelle ihm einen gepflegten Hedonismus, was ihn zum Lachen bringt, und wir vertagen unsere rauchstoffkundigen Gespräche auf ein anderes Mal.

Beim Abschied schenkt er mir die Biographie von Mallarmé und leiht mir das von ihm übersetzte Buch *Abserviert* seines englischen Freunds Iain Levison, der darin u. a. seinen lebensgefährlichen Job als Krabbenfischer in Alaska beschreibt. Als wir an meinem Auto angelangt sind, umarme ich ihn, was ihn überrascht, denn er fällt in kurze Starre, lacht aber, als ich ihn loslasse, und geht zum Briefkasten.

Und er winkt mir mehrmals zum Abschied, verschmitzt mit leicht gekrümmtem Rücken, den Oberkörper etwas nach vorn gebeugt, zu. Ich meine, die zum Peace-Zeichen geformte Hand zu erkennen, als ich mit dem Auto auf der Straße wende. Und gleich, denke ich, läßt er sich mit einem Joint in den Sessel sinken, und luzide, wie er dann drauf sein wird, zieht er sich, weniger aus künstlerischem, sondern eher, wie er betont, aus kultursoziologischem Interesse, den *Eurovision Song Contest* in Baku rein, den er immer noch als *Grand Prix Eurovision de la Chanson* bezeichnet, während ich mich heimwärts auf der A1 ein weiteres Mal schwitzend ergöttern lasse.

Von einem, der auszog

Von Hans Therre

Paris, elf Uhr abends. Eine Schöne der Nacht begrüßt mich; sie steht im Halbschatten einer Laterne an der Ecke Avenue de la République, Rue Malte, und als ich vorbeigehe, ruft sie fröhlich, ohne mit mir anhängeln zu wollen, »Bon soir!«

Ich nehme ein zu teures Hotel an der Place de la République, bin nach der langen Autofahrt zu müde, um länger zu suchen, deponiere meine Reisetasche und gehe einen Stadtplan kaufen. Dort sehe ich, daß die Rue Beaubourg, wo Freund Viktor wohnt, in der Nähe liegt. Ich mache mich auf den Weg. Kein Gedanke, er könnte um Mitternacht schon schlafen, in der Kleinstadt Marburg, wo ich wohne, geht man nicht vor zwei ins Bett, wie muß es erst in der Weltstadt Paris sein? Ob man hier überhaupt schläft? Es scheint so, die Straßen sind fast ausgestorben, schäbig, dreckig, Menschen aller Schattierungen streunen und huschen noch herum. Sie sehen nicht wie Franzosen aus. Erst spüre ich Angst vor der Fremde, aber schon bald laufe ich lustvoll durch die verkommenen Straßen. Es kann mir nicht dreckig und düster genug sein. Ich erreiche die Rue Beaubourg, kann aber das Haus, in dem Viktor wohnt, nicht finden. In einem Telefonbuch suche ich nach dem Freund, er steht nicht drin. In einem Café an der Place de la République esse ich eine Salade Niçoise, trinke Rotwein. Als ich zum Hotel zurückgehe, ist das freundliche Freudenmädchen verschwunden. Morgen werde ich mir ein billiges Hotel suchen. Es ist zwei Uhr, ich rauche die letzte Zigarette. Ich fühle mich winzig.

Ich laufe durch die Straßen, Rive gauche, Boulevard Saint-Michel, Boulevard Saint-Germain, suche fahrig fuchtelnd nach Büchern über Rimbaud. Eins finde ich zufällig, es fällt mir gewissermaßen in die Hände, ich bin unfähig, die Verkäufer nach weiteren zu fragen, die französischen Laute wollen mir einfach nicht aus dem Mund. Ich sehe mich, wie ich durch die Straßen gehe, ich sehe deutsch aus, und mein Körper bewegt sich deutsch. Alles an mir ist dumpfdeutsch. Mein Gesicht trägt die Bleimaske des deutschen Provinzlebens. Meine Miene ist eine zähe Teermasse. Ich verachte mich. Mein Gesicht zuckt nicht, es verbiegt sich bloß. Und so was will Rimbaud übersetzen? Ich bewege mich wie ein Kretin, wie ein hirnlahmer Boche, habe sogar Schwierigkeiten, ein Restaurant zu betreten, lächerlichste Schwellenangst.

Das sind keine künstlerischen Spielräume mehr, sondern Schwitzkästen. Mit Mühe finde ich ein billiges Hotel in einer Seitenstraße des Boulevard Saint-Michel. Ich esse in einem Self-Service-Restaurant, und nach dem Essen bin ich vom Wein beduselt, in Marburg passiert mir so was nicht. Ich fahre zu Viktor, er ist da, seine französische Freundin auch. Wir trinken Kaffee und versuchen, wenig erfolgreich, die Fremde wegzureden. Viktor ist Deutschlehrer an einer Privatschule, schluckt jeden Tag zwei Aspirin, um den Lärm und die Hektik der Stadt aushalten zu können.

Am frühen Abend gehe ich mit ihm in eine Kneipe. Viktor wirkte in Gegenwart seiner Pariser Freundin, einer mageren und nervösen Diplomantentochter, ein wenig wie ein Pantoffelheld, kein Wunder, auch er kommt wie ich vom saarländischen Dorf. In der Kneipe lebt er auf. Studenten, Künstler, linke Arbeiter, Rauschgiftsüchtige, Schnorrer. Schöne, buntschillernde Regenbögen. An der Theke im Menschengewühl stehend, trinke ich Bier und unterhalte mich mit Viktor. Ich erzähle ihm von Rimbaud. Er versteht nicht, was ich mit »Entregelung aller Sinne« und »Poesie der Präsenz« meine. Es wird etwas langweilig, ich habe keine Lust zu umständlichen Erklärungen, beginne ein Gespräch mit einer Französin, die zwei Jahre in Afrika gelebt hat. Sie versteht sofort, was Viktor nicht versteht. Die Frau ist schön, hat gelbgrüne Katzenaugen, schmiegt sich an mich. Aber ich bin linkisch, verheddere mich ständig in der fremden Sprache.

Ein blöder Engländer kommt, mit einem Gesicht, als hätte er sich von Kindsbeinen an von Katzenscheiße ernährt, und ein noch blöderer Pariser, der den Hauptdarsteller in dem Film »La maman et la putain« nachäfft, sie fallen mit tausend schmierigen Sätzen über die Frau her, drängen mich ab. Die Frau, Monique heißt sie, entwindet sich mühsam, findet nicht mehr zu mir zurück und verläßt fluchtartig die Kneipe.

Ich rede mit einem schwulen deutschen Kunsthändler, der in Paris lebt, über nichts. So geht es die ganze Nacht, mit wechselnden Komparsen. Bevor ich in betrunkenen Stumpfsinn abgleite, denke ich auflachend an Habermas und sein Kommunikationsmodell. Habermas ist Viktors Vorbild.

Ich habe einen schlimmen Kater. »Wir sind hier kein gottverdammtes Hurenhaus!« schnauzte der Pförtner, als ich früh am Morgen, umnebelt und wie traumwandelnd, mit einer Hure, die ich weiß Gott wie und wo aufgegabelt hatte, vor der Tür stand und klingelte. Kleinfant laut murmelte ich ein paar beschwichtigende Worte und schickte die Frau unter tausend Entschuldigungen und Vertröstungen weg. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, war es wahrscheinlich gar keine Hure, sondern, das paßt eher zu mir, eine einsame Streunerin, die ich unterwegs aufgelesen hatte. »Alles Fremde ist vom Teufel! Hüte dich vor schlechten Frauen!« mahnte meine treuherzige Mutter, die

von menschlichen und erotischen Gravitationsverhältnissen nicht viel wußte. In meinem Kopf stoßen Eisberge zusammen. Jede meiner Bewegungen ist falsch.

Ich schlinge ein Frühstück hinunter, um weiterschlafen zu können. Am Mittag kündige ich das Hotel, das kein gottverdammtes Hurenhaus sein will und in dem ich nachts eine Kavalkade von Kakerlaken auf ihrem zielstrebigem Marsch auf mein Bett überraschte und bravourös in die Flucht schlug. Ich ziehe in die Wohnung eines schottischen Friends von Viktor, der die Weihnachtsferien bei Ma und Dad in Schottland verbringt. Ich schlingere über den Boulevard Saint-Michel, finde endlich die Bücher über Rimbaud, kaufe die schöne Pléjade-Ausgabe der Gesamtwerte Rimbauds, kann jetzt auch Fragen stellen, gewöhne mich ein, werde warm mit der fremden Sprache. Ich setze mich ins berühmte Café Flore, wo ich leider keinen berühmten Dichter oder Denker unter den Gästen erspähen kann, und lese in den gekauften Büchern.

Danach fahre ich im höllischen Stoßverkehr zur Gare Saint-Lazare, wo Viktor mir die Schlüssel zur Wohnung des schottischen Freundes geben will. Obwohl ich zu spät komme, ist Viktor noch nicht da. Ich warte in einem kalten Nieselregen, bin durchnäßt und verschwitzt, telefoniere mit meiner Frau Lea in Marburg, sie hat eine fremde Stimme, kichert albern, bekifft. Die ganze Fremdheit der Welt hat sich in die dreckige Telefonzelle gedrängt und setzt mir zu.

Ich verlasse die Zelle, warte auf und ab gehend weiter im Regen. Ich bin hier, das ist mein Leben, hier an einer Straßenecke am Bahnhof zum Heiligen Lazarus ist es vorhanden oder kommt es abhanden. Ich bin nicht Lazarus, niemand braucht mich aufzuwecken. Ich muß sehen, daß ich an diesem Schauplatz meines Lebens vorkomme, sei es bloß als Komparse. Krepriere ich hier, habe ich nicht aufgepaßt, stand ich nicht unter meiner Regie. Leicht kann jemand daherkommen und mich wegräumen. Ich muß da sein.

Viktor kommt mit einer Italienerin, die das Klischee des intellektuellen Vamp so rein verkörpert, daß ich unwillkürlich die Zähne zusammenbeiße. Im Eiterbad des Neids finde ich meine Wirklichkeit wieder, die Stärke meiner Einsamkeit gibt mir meine Präsenz zurück. Ich lasse mich in die Wohnung in der Rue Moscou bringen. Ein Angebot Viktors, mit ihm und dem Vamp essen zu gehen, lehne ich ab: ich will mich der Poesie Rimbauds nähern, nicht italienischen Vamps nachjagen. Nun sitze ich in der luxuriösen und gemütlichen Wohnung des Schotten. Ihr Besitzer ist bloß Lehrer, wie ich einer war. Vielleicht war meine Entscheidung, diese sichere Bestallung aufzugeben und mich als freier Schriftsteller und Übersetzer zu versuchen, voreilig. Ekelhafte Vorstellung, im Kaff Marburg zwischen Wörterbüchern und Manuskriptstapeln zu vermodern, während Viktor mit

italienischen Vamps durch Paris zieht. Ist mir diese Glamourseite des Lehrerdaseins im mittelalterlich verhutzelten Marburg entgangen?

Angst packt mich. Ein wahnsinniger Mörder könnte in die Wohnung eindringen. »Alles Fremde ist vom Teufel«, mahnte meine gute Mutter. Oh Mann. Scher dich zurück in dein Provinznest, da kannst du, wenn du fleißig die Werbetrommel rührst, ein kleiner Provinz-Rimbaud werden. Aber spute dich, du bist nicht mehr der Jüngste. Hier, in der Großstadtwüste, wo dich schon Panik befällt, wenn der Heizofen sich abschaltet, ist für dich nichts zu holen.

Ich habe Hunger und Durst. Viktor futtert jetzt irgendwo mit seinem Vamp. Hätte ich die Einladung doch bloß angenommen. Ich traue mich nicht vor die Tür, es ist zum Totlachen.

Ich rauche. Nun, ich fürchte mich nicht allzu sehr vor dem wahnsinnigen Mörder. Eher fürchte ich, den Weg zurück nicht mehr zu finden, wenn ich ausgehe, um irgendwo zu essen und zu trinken. Gern würde ich mit dem Auto zur Rue Saint-Denis fahren, mich dort mit schönen Huren höllisch amüsieren (hat Kafka sich dort nicht einen Tripper geholt?), aber oh weh, die Rue Saint-Denis ist ganze zwei Straßenzüge entfernt: astronomische Distanz!

Was also tun um halb zwei in der Nacht, nichts zu essen, zu trinken und hellwach? Soll ich einige seichte Sätze vom Stapel lassen? Soll ich in existenziellen Mülltonnen stöbern? Einige in die Jahre gekommene Hurensätze loslassen? Ich sitze hier in Gesellschaft mit meiner Idiotie, kein Gedanke, kein Wort, die nicht von ihr kämen. Ich bin kaltgestellt.

Nach einigen beschaulichen Tagen in der neuen Wohnung, eifriger Lektüre der gekauften Bücher und neugierigen Streifzügen durch die Umgebung werde ich unruhig. Ich trinke mir mit Rotwein genug Mut an, um zur Kneipe zu fahren, in der ich mit Viktor war. Die Leute dort sind kaum anders als in Deutschland, sprechen bloß französisch. Ich fasse zwar schrittweise Fuß in dieser Sprache, doch räume ich meinem Französisch noch keinen Kredit ein. Ich fürchte mich davor, die afrikanische Frau Monique wieder zu treffen und nur haltloses Zeug zu stammeln. Geistige Eitelkeit kann so zum Erlebnis- und Erfahrungshindernis werden.

Nach langer Irrfahrt erreiche ich die Rue Sainte-Croix de la Bretonnerie, doch kann ich die Kneipe nicht mehr finden. Hektisch kurve ich durch die engen Straßen, es ist die Gegend, in der Villon einst lebte, ich schwitze, fluche, finde nichts. Die Kneipe ist wie weggezaubert, in eine Parallelwelt verschwunden. Gegen ein Uhr nachts lande ich wieder auf dem Boulevard Sébastopol. Ich gebe auf und mache mich auf den Weg nach Montmartre, wo ich wohne.

Auf Montmartre schreckt mich alles. Die Huren sind nicht mehr romantisch, sondern sehen wie waffenstarrende Kriegsmaschinen aus.

Ich laufe aufs Geratewohl, sehe eine Frau, die in einem Hauseingang masturbiert. Oder setzt sie sich eine Spritze? Was macht die denn da? Was mache ICH hier? Herrje, ich fahre nach Haus, rauche Hasch und trinke Wein. So rasch kann eine fremde Wohnung zum Heim werden.

Doch nun kann ich mein Auto nicht mehr finden, laufe auf und ab, hin und her auf der Suche nach dem verdammten Auto. Einige Freudenmädchen, ein hübscher Euphemismus, denken, ich will, traue mich aber nicht. Eine Nette fragt: »Suchst du mich, mein Schatz?« Ein heiliger Johannes (mein erster Taufname) antwortet: »Nein, ich suche mein Auto!« Und stiefelt und stolpert betäubt weiter, findet jetzt auf Anhieb das von Schutzengeln bestochene Auto, findet sofort, wie hingezaubert, die Rue Moscou, findet im Handumdrehen den Hauseingang, die Wohnungstür, den Wein, das Haschisch, alles zieht Sankt Antonius (mein dritter Taufname) durch, den Joint, den Tabak, den Wein, auch noch den keuschen Joseph (mein zweiter Taufname), den Hanswurst endlich.

Diese Lachnummer ist jetzt stoned, blau und fühlt sich umwölkt. Sie liegt im Sessel und hält den Schreibstift in der Hand. Der Kassettenrekorder spielt die Stones. Sympathy for the devil. Zufriedener Blick in die Runde. Wie gemütlich. Alles ist wie daheim.

aus: Hans Therre, *dichter/leben: Eine Passionsgeschichte des Übersetzens*, Norderstedt: Books on Demand 2009.

Das Phantom der QuattroPole, die Köchin und das Eigenleben der Figuren

Von Frauke Verlinden

Sie war ein Konstrukt, eine Kopfgeburt, meine QuattroPole-Not-
helferin: Die Figur der Köchin, die mir in den Sinn kam im Frühling
2010, als mein halbes Jahr als Stadtschreiberin von Trier, Saarbrük-
ken, Metz und Luxemburg sich dem Ende zuneigte.

Immensen organisatorischen Aufwand hatte mein ungewöhnliches
»Amt« mit sich gebracht, so viele Fahrten, Schreibwerkstätten, Le-
sungen und Kooperationsveranstaltungen mit Autoren aus der Groß-
region, dass mir in diesem Zeitraum ein ungestörtes belletristisches
Schreiben nicht möglich war. Die in den vier Städten skizzierten Be-
obachtungen hatten mit meiner eigentlichen Arbeit wenig zu tun,
waren nicht mehr als feuilletonistische Randbemerkungen – da gibt
es Lesenswerteres von Ludwig Harig, Eva Mendgen oder Hervé Ata-
maniuk. Ein literarisches Loblied auf die QuattroPole kam nicht in
Frage, hatte ich doch am eigenen Leib erfahren, dass die kulturpoliti-
sche Zusammenarbeit der Städte nur begrenzt funktioniert und dass
sich politische Schreibtischkonstruktionen nur bedingt mit Leben
füllen lassen.

Gleichzeitig aber war ich erfüllt von Dankbarkeit, hatte erfreuliche
Begegnungen gehabt in allen vier Städten, mit Schriftstellerkollegen,
mit Lesern, mit Journalisten, mit Bibliotheksleitern, mit Buchhänd-
lern, mit Rundfunkredakteuren und immer wieder auch mit Pas-
santen, hatte mit dem im saarländischen Merzig ansässigen Gollen-
stein Verlag den idealen Verlag für mein Debüt gefunden, wie das
sorgsame Lektorat meines Manuskripts bewies und später die schöne
Gestaltung des Erzählungsbandes, und fühlte mich, aus Göttingen
stammend, dem Hochdeutschen verhaftet, im protestantischen Geist
erzogen und die Wälder von Harz und Solling als Sehnsuchtsland-
schaft im Herzen tragend, nun tiefer verwurzelt in der Großregion,
deren historische Hintergründe mir durch meine Erkundungen der
QuattroPole näher gerückt waren. Vorgaben hatte ich nicht, weder
wurden Glossen zu aktuellen Ereignissen von mir erwartet oder ein
erzählender Prosatext mit besonderer Berücksichtigung der Schau-
plätze, noch sollte es eine Abschlussarbeit geben wie das Filmprojekt
der Mainzer Stadtschreiber.

Vielleicht hätte ich mich bescheiden können mit den von mir aus
der Taufe gehobenen literarischen Moselschifffahrten, bei denen Au-
toren aus der Großregion, Alfred Gulden, Roger Bichelberger und El-
len Widmaier, um nur einige zu nennen, aus ihren neu erschienenen

Werken lasen, doch ich hoffte weiter darauf, Inspiration in den Stadtimpressionen zu finden für eine Erzählung oder einen Roman, hoffte beharrlich, obwohl meine Texte ganz anders entstehen, die Kurzgeschichten und Erzählungen mich überfallen mit einem Anfangssatz, der mich an einen Schauplatz entführt, in eine bestimmte Atmosphäre und zu mir noch unbekanntem Figuren, und ein Romanvorhaben ein mir ureigenes Anliegen sein muss, das ich mit Begeisterung verfolge und inniger Anteilnahme an den Protagonisten.

Bei einem Aufenthalt in Metz aber, an einem Samstagvormittag im Getriebe der Markthalle bei der Kathedrale Saint-Étienne, irgendwo zwischen Hammelkeulen und Rhabarberstangen, zwischen Quiches Lorraines und Tartes aux mirabelles, erschien mir die Köchin. Ein Phantom der QuattroPole, das Frankensteingeschöpf der Stadtschreiberin von Trier, Saarbrücken, Metz und Luxemburg, die ihr imaginäres Soll erfüllen wollte. Ich stellte mich am Käsestand an, orderte für ein Kartoffelgratin reifen Munster-Géromé-Käse, den mir die freundliche Bedienung doppelt verpackte, und triumphierte: Eine Köchin war die Lösung!

Sie stammte aus Saarbrücken, hatte eine enge Bindung an ihre in Trier lebende Großmutter, machte die Einkäufe für ihr kleines feines Restaurant am liebsten in Metz und probierte ihre kulinarischen Kreationen immer zuerst an ihrem luxemburgischen Freund aus. Das alles fiel mir ein, während ich bezahlte und den Munsterkäse in meinen Einkaufsbeutel versenkte. Und ja, in den Gerichten dieser Zauberköchin fanden sich die Spezialitäten der Großregion in wunderbarer Harmonie vereint, im Zeichen des heilenden Kochlöffels gelang es ihr, kaputte Kindheiten zu flicken, Ehen zu retten und sogar die Zusammenarbeit der QuattroPole-Beamten zu fördern.

Wie aber sah sie aus, überlegte ich. Nicht formatfüllend wie Léa Linster war sie, das wusste ich bereits, eher ein mageres Mädchen. Doch ihr Gesicht, wie hatte ich es mir vorzustellen?

Ein Portrait der jungen Braut von Karl Marx kam mir in den Sinn, Jenny von Westphalen, die fand ich liebenswürdig mit ihren runden braunen Augen und dem schelmischen Lächeln. Vielleicht aber lächelte meine Köchin neugotisch wie eine der Skulpturen am Eingangsportale der Metzener Kathedrale, oder erinnerte ihre zarte Physiognomie eher an Wilhelm Lehmbrucks »Mädchenkopf« im Saarland Museum? Noch waren keine Gesichtszüge auszumachen im Dampf meines QuattroPole-Laboratoriums.

Ein paar Episoden skizzierte ich dennoch in den Tagen darauf, Geschichtchen um eine zerbrechlich anmutende Enddreißigerin, die eine patente Frau und eine geniale Köchin ist, in Saarbrücken lebt und arbeitet und oft in Trier, Metz und Luxemburg zu tun hat.

Doch als ich mir die Notizen nach ein paar Wochen erneut vornahm, empfand ich statt Fabulierlust Ernüchterung: Die Köchin war eine Köchin der Herzen, wie sie im Seriedrehbuch steht, eine TV-

Heldin in Zeiten der Kochshows, aber keine Figur aus dem Kosmos meines Schreibens. Dort würde sie stets eine »Zugereiste« bleiben – und das wollte ich weder ihr, noch mir selbst und schon gar nicht den Lesern zumuten. Über andere Texte und Projekte, so die Konzeption von literarischen Rundgängen für das Stadtmuseum Trier, vergaß ich meine Enttäuschung und ihren Grund, das artifizielle Geschöpf der QuattroPole.

Dann begegnete mir in Heidelberg Johanna Kapp, die mich faszinierte und mit der zu leben ich mir vorstellen konnte ein Romanmanuskript lang, geschätzte zwei Jahre des Recherchierens und Schreibens. Eine historische Figur: Professorientochter aus weltoffenem und wohlhabendem Elternhaus, klug und künstlerisch begabt, redigewandt und charmant, eine attraktive Erscheinung, sechzehn Jahre jung, als sie sich im Sommer 1841 in den Freund des Vaters verliebte. Zwanzigeinhalb Jahre älter war der, ein »böser Philosoph«, Ludwig Feuerbach, der Verfasser der religionskritischen Schrift *Das Wesen des Christentums*. Feuerbach hatte eine zweijährige Tochter mit seiner Frau Bertha, die als Mitbesitzerin einer Porzellanmanufaktur das Auskommen der Familie gewährleistete. Trotzdem suchte er Johannas Nähe, führte tiefe Gespräche mit ihr, schickte dem aufblühenden Mädchen »von hoher üppiger Gestalt« Briefe und Geschenke, eine Tasse, die ein Landschloss zeigte zwischen stillen Wiesen und Wäldern, einen Ort »worin sie unbelauscht ihren jugendlichen Hoffnungen und Träumen nachhängen kann«, schrieb er ihr dazu. Wann die Tändelei zur Affäre wurde ist ungewiss. Vier Jahre nach dem Austausch der ersten Briefe, im Sommer 1846, löste sich Ludwig Feuerbach endgültig von Johanna Kapp und bekannte sich zu seiner Frau, die ihm eine zweite, mittlerweile verstorbene Tochter geboren hatte.

Doch Johanna Kapp gab nicht auf. Noch am 7. November 1849 träumte sie von der Wiedervereinigung mit Feuerbach, sie fühle sich, schrieb sie, »ebenso glücklich wie unglücklich, [...] getrennt [...] aber geliebt! [...] Wie verwickelt dieses tragische Verhältnis ist, können Sie nicht ahnen; doch glaub' ich noch an eine Möglichkeit, die aber mit saurem Kampfe errungen werden muss und nach meinem Gefühl die einzige Versöhnung wäre für das herbe Leid, darunter viele leiden, am meisten die arme edle Frau, deren Glück ich zerstören mußte.«

Diese Zeilen waren an Gottfried Keller gerichtet, den angehenden Schriftsteller, der sich mittels eines Stipendiums der Schweizer Regierung in Heidelberg aufhielt und seinerseits den Philosophen verehrte. Johanna offenbart dem vertrauten Freund ihre Gefühle für Feuerbach, nachdem Keller ihr seine Liebe gestanden hat. Zwei Jahre zuvor hatte sie bereits Hoffmann von Fallersleben abgewiesen, der ihr den Zyklus der *Johanna-Lieder* widmete. Auch Keller gießt seine Trauer in Versform, besingt Johanna Kapp in dem mit »Schöne Brücke, hast mich oft getragen« einsetzenden Gedicht *Heidelberg 1847* und geht Anfang April 1850 nach Berlin, vier Monate nachdem Johanna nach

München aufgebrochen ist, um ein Studium der Malerei zu beginnen, ein für eine junge Frau in dieser Zeit höchst unkonventionelles Vorhaben. Dem Brief, in dem sie Gottfried Keller ihre Liebe zu Ludwig Feuerbach anvertraut, hat sie ein Gedicht beigelegt. Die erste Strophe lautet:

»Mir ist, als sei ein Zauber
Wohl über mich gesprochen
Und wer ihn lösen wolle,
Des Herz sei bald gebrochen.«

Johanna Kapp und Gottfried Keller schrieben einander noch gelegentlich bis ins Jahr 1856. Bemerkungen Kellers in Briefen an gemeinsame Freunde zeigen, dass er sich von Johanna distanzierte, ihr Unglück als selbstverschuldet ansah, als Folge ihres exzentrischen Gebarens. Er verliebte sich in andere Frauen, doch blieb bis zu seinem Tod 1890 ungebunden. Im Nachlass des Dichters befinden sich eine von Johanna mit seinem Namenszug bestickte Briefftasche sowie die erste Ausgabe seines 1847 erschienenen *Traumbuches* mit handschriftlichen Versen Johannas auf dem Titelblatt, in denen sie die Freundschaft beschwört:

»[...] Du siehst die schönsten Rosen streben
Gar oft empor aus stiller Gruft
Vielleicht erblühen sie Dir erneut —
Doch — sei mir Freund in Leid und Freud!«

Das Leid sollte überwiegen für Johanna. 1857, mit zweiunddreißig Jahren nach damaligem Empfinden eine »alte Jungfrau«, kehrte sie nach Heidelberg zurück, um nach dem Tod der Mutter den Haushalt des Vaters zu versorgen. Sie wurde schwermütig und wie zuvor ihr Bruder Paul in eine Anstalt für Geisteskranke eingeliefert. Dort versuchte man sie mit der sogenannten Kaltwasserbehandlung zu kurieren, ein Hinweis darauf, dass bei Johanna eine »Seelenstörung« vorlag, die heute als Schizophrenie diagnostiziert werden würde.

Ich habe Johanna in Heidelberg besucht, auf dem Neuenheimer Friedhof. »Fräulein Johanna Kapp«, ist auf dem Grabstein bei der Kapelle zu lesen, »geb. 20. Januar 1825, gest. 17. Mai 1883.« Wenigstens ist Johanna nicht allein in der letzten Ruhe, sie teilt sich das Grab mit ihrem zwölf Jahre jüngeren Bruder Max, über den ich bisher nicht mehr in Erfahrung bringen konnte als sein Bestreben, 1854 oder '55 ein Studium in Berlin aufzunehmen. Zu Lebzeiten wird Johanna oft einsam gewesen sein, in ihrer Liebe zu Feuerbach, in ihrem Streben nach Glück, im Festhalten an ihren Hoffnungen und zuletzt in ihrem Wahn.

Wie Johannas Mutter zur Beziehung der Tochter mit Feuerbach stand, geht aus den erhaltenen Briefen und Tagebuchaufzeichnungen nicht hervor. Obgleich Emilie Kapp Ludwig Feuerbach schätzte, ihn wiederholt einlud und als Gast des Hauses mit Blumensträußen und eigenhändig gekochten Gerichten verwöhnte, kann sie den Ehebruch

Feuerbachs und die Aussichtslosigkeit der Liebe ihrer Tochter nicht gutgeheißen haben.

Ich vermute inquisitorische Fragen, Vorwürfe, Verbote und Ultimaten, sehe Emilie Kapp Johannas Zimmer durchsuchen, die Schubladen des Sekretärs aufziehen, die bestickten, mit Quasten verzierten Kissen auf dem Bett anheben, doch in meinem Roman wird sie nur Briefe und Billets von Fallersleben und Keller finden. Ich weiß, wie geschickt Johanna ihre Schätze versteckt hat, wie verzweifelt sie sie hütet.

Ich betrachte Johannas Porträtfotografie, die im Archiv der Zürcher Zentralbibliothek aufbewahrt wird. In ein aufwändig gearbeitetes Seidenkleid mit Spitzenkragen und Samtbesätzen, eng anliegendem Oberteil und weitem Rock gehüllt, hält Johanna sich sehr gerade. Ein reich verzierter Umhang liegt über ihren Schultern, verhüllt ihren rechten Arm, gibt ihre linke Hand elegant frei, und verleiht der hochgewachsenen, wohlgeformten Gestalt etwas Statuarisches. Sie sieht dem Betrachter selbstbewusst entgegen, doch als ich ihren Blick erwidere, wandelt sich ihre Miene, sie schlägt die Augen nieder, ich sehe ihre Schultern zucken, der Umhang gleitet zu Boden, und dann höre ich Johanna schluchzen.

Ich darf sie nicht allein lassen. Ich zögere, bin ratlos, blättere in meinen Notizen, und verspreche ihr schließlich eine Rahmenhandlung, in der ich sie begleiten und meine Erkundung ihrer Lebenswelt thematisieren werde. Ändern an ihrem Geschick kann ich nichts. Doch die Lücken zwischen den Fakten, die Jahre in München zum Beispiel, lassen sich mit Fiktion füllen. Und ich darf Johanna das Leben ein wenig leichter machen, mit der Tiefe meiner eigenen Naturwahrnehmung und dem Trost, den die Genauigkeit des Blicks schenkt. Wenn Johanna und Gottfried Keller, was die beiden wiederholt getan haben, auf dem Philosophenweg spazieren gehen, bleibt sie immer wieder stehen, will ihre Freude mit Gottfried teilen, am heftigen Westwind, der ihre Flechten löst und wilde Wellen über den Neckar jagt, an der schimmernden, wohl frisch geschlüpften kleinen Kupferschlange, die sie auf dem Weinbergsmäuerchen erspäht hat, an der regenbogenfarbenen Aureole um die Sonne. Johanna ist es auch, die Gottfried hinweisen wird auf die plötzliche Leere des Augushimmels, als alle Schwalben fortgezogen sind in den Süden. Vor einem Besuch Feuerbachs, der sein Kommen zusammen mit Frau Bertha und Tochter Lorchen angekündigt hat, flieht sie in den Wald auf dem Heiligenberg. Sie scheut sich nicht den Weg zu verlassen. Im Unterholz kommt sie zur Ruhe, atmet tief den Duft von Geißblatt, Jelängerjelieber, eine Süße, die etwas Betäubendes hat, und fasst einen Plan.

Beruhigt bin ich nicht... Es fehlt in Johannas Leben noch immer zu viel, worüber selbst das innigste Naturempfinden nicht hinwegzuträsten vermag. Sie lebte in der Beschränkung, die den Frauen damals auferlegt war. An Gesprächsrunden teilzunehmen im Elternhaus,

dem geistigen Salon des revolutionären Heidelberg, mit Feuerbach zu diskutieren und seine Vorlesungen ins Reine zu schreiben, waren die Höhepunkte ihres Lebens. Einer erfüllenden Arbeit nachgehen konnte sie nicht.

Wie wenig wiegen dagegen meine Nöte, die Dünnhäutigkeit einer Schreibtischarbeiterin hinsichtlich von Störgeräuschen aus der Umgebung? Ich habe den Regen lieben gelernt, nasse Sommer, die den ewig geschäftigen Rentnernachbarn und -vermieter aus dem Garten vertreiben und seine sieben Posaunen der Autorenapokalypse verstummen lassen, Axt, Säge, Rasenmäher, Kantentrimmer, Divertikutierer, Hochdruckreiniger und Laubsaugbläser. Ich habe das Glück, Frau und Geliebte meines Mannes in Personalunion zu sein, und trotz miteinander labiler Gemütslage hat sich die urgroßmütterliche Schizophrenie – die alte Agnes Homberg hörte Stimmen – offenbar nicht auf mich vererbt. Was kann ich also noch für Johanna Kapp tun?

Es fällt mir ein, als ich am Herd stehe und Kartoffelklöße zubereite, mein fast vergessenes QuattroPole-Phantom, die Köchin. Die magere Gestalt ist ihr geblieben, und ihr Gesicht ist mir nun vertraut. Sie erinnert an die dünne kleine Schauspielerin mit den rotblonden kurzen Haaren und der ein wenig spitzen Nase, Marlène Jobert, die in René Cléments *Le Passager de la Pluie, Der aus dem Regen kam*, ihren Vergewaltiger erschießt, seine Leiche im Meer versenkt und ein Psychoduell mit einem mysteriösen, von Charles Bronson gespielten Amerikaner durchsteht, der dem Kriminellen auf der Spur war.

Entfernt erinnert mich die Köchin auch an die Wirtin des Landgasthofs in meinem Hochwaldort, eine ehrgeizige, fabelhafte Köchin. Zartgliedrig, von leicht gebeugter Gestalt und mit großen grünbraunen Augen, aus denen der Schalk lacht, wirkt sie mit beinahe sechzig noch immer mädchenhaft. Obwohl sie ihre Menschenkenntnis nicht nur positiven Erlebnissen verdankt, hat sie sich den Mutterwitz bewahrt.

Die Köchin tut Johanna gut. Ihr Reich wird zum Refugium für Johanna, wenn Mutter Emilie hinter ihr her ist. Margarete, so heißt sie übrigens, hat viel zu erzählen, vor allem aber hört sie Johanna zu, wischt ihr die Tränen ab, stärkt ihr den Rücken, verwöhnt sie mit kräftigenden Fleischbrühen, setzt Kräutersud auf gegen traurige Gedanken und backt hauchzarte Anisplätzchen, die auf der Zunge zergehen. Sie stammt nach wie vor aus Saarbrücken, Johanna sitzt hinterm Ofen und schmiegt sich hinein in Margaretes gemütlichen Dialekt.

Auch ich höre Margarete gerne zu, höre jetzt beim Schreiben tatsächlich doch Stimmen, und staune einmal mehr darüber, wie sich Figuren formen aus Erlebtem und Erdachtem, aus Gelesenem und Geträumtem, und wie ihre papierne Gestalt sich mit Leben füllt.

Sammeln für die Nachwelt oder Bewahren und sichtbar machen

Ein Gespräch über das Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsaß mit Archivleiter Sikander Singh und Hermann Gätje

Die *Saarbrücker Hefte* waren zu Gast im Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsaß in Saarbrücken-Dudweiler und führten ein Gespräch mit dessen Leiter, Priv.-Doz. Dr. Sikander Singh, und dem wissenschaftlichen Mitarbeiter Hermann Gätje über die Aufgaben des Literaturarchivs und seine Stellung im Konzert der regionalen und nationalen Archive.

Wie definieren Sie die Aufgaben eines Literaturarchivs?

Singh: Die meisten Archive haben eine Abnahmepflicht, sie sind einer Behörde, einer Firma, einer wie auch immer ausgerichteten Institution zugeordnet und archivieren diejenigen Vorgänge, die im laufenden Betrieb der Institution nicht mehr benötigt werden. Ein Literaturarchiv hat keine Abnahmepflicht, sondern sammelt nach Lust und Laune. Wir sind hier ein regionales Literaturarchiv. Und regionale Literaturarchive sammeln, wie es der Name verheißt, Literatur einer Region. Das ist also die Besonderheit. Das heißt aber auch, daß wir auswählen können. Wir sammeln nicht beliebig alles; aber wir haben alles, von der Trivialliteratur über die gehobene Unterhaltungsliteratur bis zu der sogenannten Höhenkammliteratur. Es gibt aber auch das, wovon Herr Gätje immer ganz freundlich sagt, daß es die Qualität von Viren habe. Wie diese zwischen belebter und unbelebter Materie stehen, gibt es Texte in einer Grauzone zwischen Literatur und Gebrauchstexten. In diesem Grenzbereich kann man als Archivar darüber nachdenken, was noch aufzubewahren ist und was eben nicht mehr gesammelt wird.

Sie haben bereits auf den Unterschied eines gewöhnlichen Archivs und Ihres Literaturarchivs hingewiesen. Was sind die hauptsächlichen Objekte, die Sie sammeln?

Singh: Also der Literaturwissenschaftler sammelt nur oder möchte nur die Literatur sammeln, Texte unterschiedlicher Entste-

hungsstufen, Notizbücher, eben all das, was mit dem literarischen Werk zusammenhängt. Allerdings sind wir nicht nur Literaturarchiv, sondern stellen die Literatur auch aus, sprich: Wir sind auch Museum. Und da kommt ein zweiter Aspekt unserer Arbeit zum Tragen: Der Museumsman sammelt auch andere Dinge, Zeugnisse des Lebens eines Autors. Ich stelle immer wieder fest, daß Besucher sich weniger für Manuskripte als für persönliche Reliquien interessieren. Das hängt vielleicht mit dem Prozeß der Säkularisierung im 18. und 19. Jahrhundert zusammen. Also ich erinnere mich, vor vielen Jahren habe ich eine Schumann-Ausstellung kuratiert. Ich war ganz glücklich, die Partitur von Schumanns Klavierkonzert auszustellen, ein ungeheuer wertvolles Objekt, kostbar und wunderbar anzusehen. Die Besucher gingen an der Vitrine vorbei – bis auf die Kenner. Die Mehrheit der Menschen interessierte sich für Clara Schumanns Unterhose. Das illustriert das Dilemma der Museumsarbeit. Wenn man Ausstellungen macht, haben Menschen, die nicht in diesem professionellen Sinne mit Literatur umgehen, eher einen biographischen Zugang, also über den Autor zum Text. Während der Literaturwissenschaftler vom Text gelegentlich mal einen Seitenblick auf den Autor wirft. Vor diesem Hintergrund sammeln wir letztlich auch Lebenszeugnisse des Autors: Briefe oder Tagebücher. Manchmal auch solche Objekte, die Schreibprozesse sichtbar machen: Schreibmaschinen – früher –, heute Notebooks, also Schreibgeräte in jeder Form. Als wir Anfang des Jahres den Nachlaß des saarländischen Heimat-Schriftstellers Karl Conrath bekamen, fragten die Erben: Was können wir denn noch abliefern? Ich sagte dann Bleistifte, Dinge, die auf dem Schreibtisch liegengeblieben sind, die ihr Vater eben benutzte. Sie brachten alles mögliche: Brieföffner oder eine Lupe. Das sind dankbare Objekte für eine Ausstellung. Sie sagen nichts über Literatur. Sie sagen vielleicht etwas über den Entstehungsprozeß von Litera-

tur, aber sie sind eben etwas, mit dessen Hilfe man das, was man eigentlich zeigen möchte, besser illustrieren kann. So gesehen haben wir ein breites Sammelspektrum.

Gätje: Für mich hat die Museumstätigkeit auch den Aspekt des Schaufensters. Wir versuchen, einen überschaubaren Teil auszustellen, so daß der Betrachter einen Einblick erhält, was wir machen und es dann selbst vertiefen kann. Die Ausstellung zu Otto Flake, die bis Juni bei uns zu sehen war, zeigte nur einige ausgewählte Exponate aus einem Nachlaßkonvolut. Und jetzt war jemand da, der sich dafür interessiert, und der kann in der Richtung weiterforschen. Bei Schülerinnen und Schülern, mit denen wir die Erfahrung gemacht haben, daß sie keinen systematischen Zugang haben, sind Exponate wichtig. Zum Beispiel hat Martin Bettinger eine Muschel mitgebracht und die Kinder stürzten sich drauf und sagten: Was ist denn das? Und dann konnte man ihnen aus der Situation heraus erzählen, daß dieser Autor in Neuseeland war und dort geschrieben und Muscheln gesammelt hat. Die Museumstätigkeit ist erwünscht, um nach außen zu wirken und zugleich Interesse für das Thema zu wecken.

Singh: Wenn man als Literaturarchiv nur Literatur sammelt, würde man ein Schattendasein führen. Wir sind eine interessante Einrichtung, weil wir an einer Schnittstelle stehen. Wir sind eine universitäre Institution, wir sind gleichzeitig ein Archiv, das heißt, wir sammeln etwas, was wir zugleich wissenschaftlich erforschen, – und dann machen wir noch einen Schritt darüber hinaus: Wir präsentieren der Öffentlichkeit, was wir sammeln und erforschen. Ich finde es wichtig, daß sichtbar wird, was unsere Gesellschaft ausmacht. Das, was wir tun, ist kein Selbstzweck, sondern wir tun das für die Menschen im Land. Wir bewahren das kulturelle Erbe, aber wir machen es auch zugänglich. Das ist auch eine didaktische Aufgabe, Menschen an die Literatur heranzuführen, die normalerweise nicht mit Literatur zu tun haben. Es ist zugleich interessant und anregend, daß man all die komplexen Inhalte, die man erarbeitet, die Gedanken und theoretischen Diskurse, herunterbrechen muß auf ein Niveau, damit ein ganz normaler Mensch, der im Berufsleben steht, damit etwas anfangen kann, daß es für ihn sinnlich begreifbar wird und er dann vor allen Dingen etwas mitnimmt. Also, daß er

eine Ausstellung oder eine Lesung besucht, oder einen Vortrag hört und etwas mitnimmt, das sein Leben bereichert, und wenn es eben nur der Gedanke ist: Das war ein interessantes Buch, das kaufe ich mir.

Am Anfang stand die Gustav-Regler-Arbeitsstelle. Inwieweit spielt das Werk Reglers heute noch eine Rolle für die Entwicklung des Archivs?

Gätje: Zuerst war die Gustav-Regler-Arbeitsstelle. Und damit gibt es zwei Komponenten: Das eine ist das Archiv als solches, das Originale sammelt und archiviert. Und das andere ist die Arbeitsstelle, die sämtliche Materialien zusammenträgt und auch als eine Art Clearingstelle oder Unterstützungsstelle der Herausgeber bei der Werkausgabe fungiert. In Sachen Regler wurde alles gesammelt, gar nicht mal zuerst mit dem Hintergrund, daß es ein Archiv ist, das nur Originale aufbewahrt, sondern mit dem Vorsatz, alles über Regler zu sammeln. Das ist dann erweitert worden zum Archiv. Regler hat eine besondere Bedeutung, wir publizieren ja über ihn, auch die Werkausgabe läuft noch. Auch aus dem Bestand von Annemay Regler-Repplinger in Merzig haben wir Kopien erhalten, um sie den Herausgebern zur Verfügung zu stellen.

Wie finden die Autoren zu Ihnen? Sprechen Sie die Autoren noch zu Lebzeiten auf Vorlässe an, Beispiel Alfred Gulden, oder warten Sie darauf, daß Ihnen die Nachlässe von den Erben angeboten werden?

Singh: Sowohl als auch. Es gibt Autoren, auf deren Werke wir aufmerksam werden und die wir ansprechen. Es gibt aber auch Autoren, die uns ansprechen. Das ist ein ganz breites Spektrum. Bei den Nachlässen genauso: Es gibt Nachlässe, um die bemühen wir uns direkt nach dem Tod des Autors. Es gibt aber auch Nachlässe, bei denen die Erben auf uns zukommen. Gerade in Fällen der regionalen Literatur haben wir es sehr oft mit Schriftstellern zu tun, die vielleicht den Sprung nach Marbach nicht schaffen. Also jeder deutsche Schriftsteller – ich las gerade in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, daß Wilhelm Genazino jetzt seinen Vorlaß nach Marbach gegeben hat – jeder deutsche Schriftsteller möchte sich in Marbach sehen, im Parnaß der deutschen Dichtung.

Es gibt jedoch auch die regionalen Archive und zahlreiche regionale Autoren, die den Schritt nach Marbach scheuen. Denn in Mar-

»durch einen flözarm von wörtern« literatur und bergbau

In den Dichtungen der romantischen Schriftsteller Ludwig Tieck und Friedrich von Hardenberg (Novalis) wurden der Abstieg in den Berg, die dort verborgenen Schätze zu Sinnbildern für den Weg in das Innere des Menschen. Seitdem haben die Welt unter Tage, das Leben der Bergarbeiter und ihrer Familien, die Schließung

von Zechen oder der Kampf um Arbeit und Lohn stets erneut zur literarischen Reflexion angeregt.

Motive des Bergbaus sind jedoch nicht nur im Ruhrgebiet oder in Schlesien literarisch bearbeitet worden. Auch in den Revieren entlang der Saar entstanden bis in die Gegenwart Romane, Erzählungen und Gedichte, die den Abbau

von Kohle, die Arbeitswelt und zuletzt den Strukturwandel zum Gegenstand haben. Die Ausstellung wirft Schlaglichter auf die Motiveschichte des Bergbaus in der deutschen Literatur und eröffnet zugleich ein Panorama der Kulturgeschichte des Saarlandes.

es auch nicht als »im Schatten stehen«, sondern es ist eine sinnvolle ergänzende Situation. Letztlich arbeiten wir alle sehr intensiv zusammen.

Verlage klagen darüber, daß sie mit Manuskripten buchstäblich überschwemmt werden. Sie haben schon einmal angedeutet, daß auch Sie damit zu kämpfen haben, daß nicht alles Literatur ist, was unter diesem Namen segelt. Haben Sie auch schon Angebote abgelehnt?

Singb: Also prinzipiell habe ich ein großes Herz. Das Angenehme am Beruf des Archivars ist, daß man nicht unbedingt ein Urteil fällen muß. Man hat als

bach hat man Interesse an den wirklich großen Namen. Alles andere wird zwar ebenfalls gesammelt und sehr sorgsam gepflegt, aber nicht besonders intensiv ausgestellt. Das ist in den regionalen Literaturarchiven anders. Das ist eines der Argumente, mit denen wir an Schriftsteller herantreten können, mit dem Schriftsteller aber auch an uns herantreten, weil sie wissen, daß sie bei uns nicht nur gesammelt sondern auch intensiv betreut werden. Bei uns wird jeder immer mal wieder in Form einer Publikation, eines Aufsatzes, einer Ausstellung oder eines einzelnen Exponates im Rahmen einer größeren Ausstellung bedacht. Das ist auch ein Stück literarischer Heimatpflege, wenn Sie so wollen.

Steht das Saar-Lor-Lux-Elsaß-Archiv im Schatten von Marbach? Sehen Sie die Regionalität als Nachteil?

Singb: Nein! Sicher nicht. Denn wir haben programmatisch eine ganz andere Ausrichtung. Marbach ist das deutsche Literaturarchiv, während wir die Literatur der Region sammeln. Es gibt Schriftsteller, die zu einem Zeitpunkt nach Marbach gegangen sind oder sich haben überzeugen lassen, ihren Vorlaß nach Marbach zu geben, als das Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsaß noch in den Kinderschuhen steckte. Heute bedauern sie diese Entscheidung, weil sie die Erfahrung machen, daß sie in Marbach zwar konservatorisch gut betreut werden, was die Wirkung ihres Werkes angeht, aber eher untergehen. Aber es ist keine Konkurrenzsituation und ich empfinde

Literaturwissenschaftler ein Urteil über die Literatur, man hat es als Leser, aber als Archivar muß man es nicht unbedingt haben. Ich kann heute unmöglich entscheiden, was die Menschen in 200 Jahren interessiert. Ich weiß nicht, mit welchem Erkenntnisinteresse ein Besucher möglicherweise in das Archiv kommen wird, was er erforscht, welche Fragen für ihn relevant sind. Und es hat genug Autoren gegeben, die zu Lebzeiten gefeiert wurden, in den Nachwirkungen vollkommen in der Versenkung verschwunden sind – und umgekehrt. Vor diesem Hintergrund sammeln wir die Dinge, bewahren sie möglichst gut auf, erschließen sie. Bisher sind wir nicht mit »unanständigen« Angeboten konfrontiert worden.

Eine andere Frage ist, wieweit die Erschließung geht. Der Aspekt der universitären Anbindung spielt dabei eine große Rolle. Wir freuen uns deshalb, wenn Studierende sich im Rahmen von wissenschaftlichen Haus- oder Examensarbeiten auch der Erschließung von Beständen widmen, weil wir mit unserem Personalstab nicht alles bis in die Tiefe bewältigen können. Ich denke: der erste Schritt ist das Bewahren. Und dann kann sich auch noch die Generation nach uns damit beschäftigen.

Ihr Archiv lebt auch davon, daß es genutzt wird. Wer kommt zu Ihnen? Welche Gruppe ist die größte Nutzergruppe?

Singb: Also das ist ein ganz breites Spektrum. Mit der Universität sind wir bereits dadurch verzahnt, daß wir eine Einrichtung der Universität sind und im Rahmen der Germa-

nistischen Lehre Seminare anbieten und folglich einen regen Zulauf an Studenten haben. Beispiel: Man macht ein Seminar zu einem Thema, das mit regionaler Literatur, mit dem, was hier gesammelt wird, zusammenhängt – im Wintersemester macht Herr Gätje ein Seminar über Fragen der Editionsphilologie. Dabei kann er ganz wunderbar Autoren wie Gustav Regler heranziehen und mit Studierenden am regionalen Beispiel der Handschriften oder Typoskripte editionswissenschaftliche Fragen erörtern. Und das setzt sich fort: Nach dem Examen gibt es auch Doktoranden, die eben den einen oder anderen Autoren erforschen oder deren Arbeiten sich zumindest am Rande mit diesen Autoren beschäftigen und die deshalb das Archiv nutzen. Es gibt Forscher aus den unterschiedlichsten Einrichtungen, von denen wir Anfragen bekommen, die zuweilen auch persönlich kommen und bestimmte Nachlässe auf bestimmte Fragestellungen hin untersuchen. Das geht bis hinein in den privaten Bereich, daß jemand kommt, der Familienforschung betreibt und feststellt, daß er mit einem saarländischen Dichter verwandt ist und deshalb wissen möchte, was das Archiv vielleicht an biographischen Informationen zur Verfügung stellen kann. Also ein breites Spektrum.

Sehen Sie eine besondere Bedeutung des Archivs für die Großregion? Es trägt ja die Großregion ergänzt um Elsaß auch im Namen – zugleich gibt es aber auch ein Luxemburger Nationalarchiv in Mersch?

Gätje: Man sollte das jetzt nicht partikular betrachten – Saar-Lor-Lux-Elsaß – sondern ich denke, daß das Saarland unser Kernthema ist: die Beziehungen, die das Saarland als Region – und als historischer Raum gedacht – hat.

Wir wollen mit Luxemburg nicht in Konkurrenz treten, sondern uns ergänzen. Und Elsaß und Lothringen haben nochmals ganz unterschiedliche Voraussetzungen. Aber ich meine, es ist immer wichtig, wenn man diese Verbindungen in der Literatur hat und diese europäische Ausrichtung betont.

Wenn man auf Ihre Internetseite geht, findet man unter dem Titel Sehstücke ein Bild des lothringischen Autors Tiberius Arthur Babillotte, der 1916 – allerdings nicht an Kriegsfolgen – mit nur 29 Jahren stirbt.

Singh: Wir leben in einer Region, in der die Grenzen über viele Jahrhunderte hinweg sich

ständig verschoben haben. Die Literatur kennt aber gar keine Grenzen, sondern Einflußgebiete, gegenseitige Einflußnahmen, Anreicherungen und Bereicherungen. Das spiegelt sich auch in den Autoren und in ihren Werken wieder. So gesehen heißt Saar-Lor-Lux-Elsaß nichts anderes als eine politische Grenzziehung, die so ist, wie sie ist, aufgrund historischer Begebenheiten. Während wir, wenn wir es aus literaturgeschichtlicher Perspektive betrachten, es mit einem ganz andern Spektrum zu tun haben. So kommt es, daß es Autoren gibt, die im Reichsland Elsaß-Lothringen, als es im Wilhelminischen Reich zu Deutschland gehörte, gelebt und in deutscher Sprache geschrieben haben, und die auch hier gesammelt werden. Prinzipiell sammeln wir auch französischsprachige Autoren, wobei klar ist: Wir wollen nicht in Konkurrenz treten. Zum einen gibt es auch in Frankreich Einrichtungen, die sammeln, zum anderen – das gilt dann gerade für die Gegenwartsautoren – gibt es natürlich gerade in Lothringen – auch im Elsaß – einen Hang nach Paris. Man schreibt in französischer Sprache. Man möchte den großen französischen Markt haben. Und wenn man den erobert hat, dann wird man, wenn man Glück hat und sich gut verkauft, auch mal übersetzt und kommt dann sozusagen über Paris nach Berlin und von dort aus auch nach Saarbrücken, aber man gelangt nicht von Metz nach Saarbrücken.

Ende Juni geht der Bergbau im Saarland zu Ende. Ist das auch im Literaturarchiv ein Thema?

Singh: Wir machen drei Ausstellungen in Zusammenarbeit mit der Saarländischen Universitäts- und Landesbibliothek und der Stadtbibliothek Saarbrücken. Während der Konzeption dieser Ausstellungen kam der Gedanke auf: Was haben wir davon, wenn wir jetzt zum hundertsten Mal eine Grubenlampe zeigen? Das kennt jeder, und viele Menschen im Saarland kommen aus einer Familie, die in irgendeiner Weise mit Bergbau verbunden ist. Vielleicht steht noch eine Grubenlampe zu Hause und jeder kennt die Geschichten.

Es ist viel interessanter den Blick zu weiten und zu schauen, inwiefern man sich auf literarischer Ebene mit dem Thema Bergbau auseinandergesetzt hat. Im Saarland, im Ruhrgebiet, in Schlesien, also in jenen Regionen, in denen Bergbau betrieben worden ist. Es ist der zentrale Gedanke dieser Ausstellung, diese

Texte miteinander in Beziehung zu setzen: Es gibt vergleichbare Motive. Aber es gibt auch das, was spezifisch regional ist, was man in anderen Bergbauregionen nicht findet. Die Auseinandersetzung mit Regionalliteratur lebt davon, daß man den Blick über die Region hinaus weitet und schaut, was die anderen machen, danach fragen kann, was das Spezifische ist, was uns in unserer Eigenart ausmacht und uns eben von den anderen unterscheidet. Das heißt nicht, daß wir anfangen, Autoren aus anderen Bergbauregionen zu sammeln. Das macht überhaupt gar keinen Sinn. Aber wir schauen, was dort geschrieben worden ist und setzen das dann wiederum in Bezug zu dem, was hier geschrieben worden ist.

Sammeln Sie auch experimentelle Literatur? Konkrete Poesie beispielsweise? Von Autoren, die nicht direkt etwas mit dem Saarland zu tun haben?

Singb: Also das, was man als konkrete, als visuelle, als optische Poesie bezeichnet, habe ich bislang im Saarland nicht gefunden. Ich bedaure das. Dann kann man es auch nicht erforschen. Bei all dem, was wir hier tun – so sehr sich unser Blick auch weitet, motivgeschichtlich, literaturgeschichtlich, muß er dann doch immer verwurzelt bleiben in dem, was eben die Literatur der Region ausmacht.

Ein Archiv benötigt für seine Arbeit Geld. Sie erhalten als Teil der Universität eine bestimmte Ausstattung. Sind Sie auf die Mittel aus einem Förderverein angewiesen?

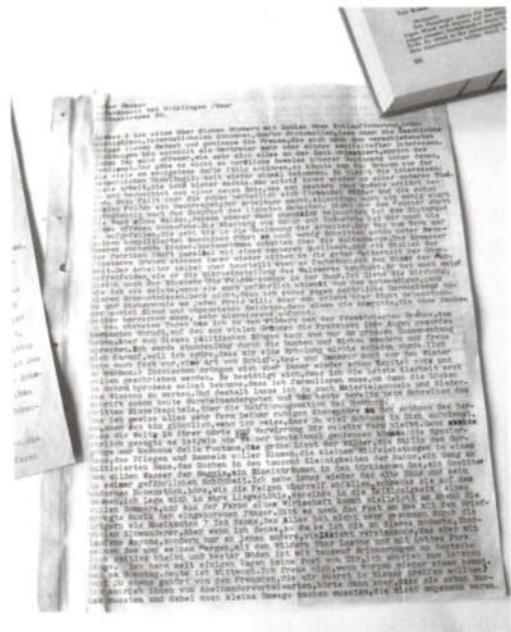
Singb: In Zeiten immer knapper werdender öffentlicher Finanzen sind Freundeskreise eine sinnvolle und wichtige Ergänzung. Ein Freundeskreis ist also wünschenswert. Wir arbeiten eng und vertrauensvoll mit der Vereinigung der Freunde der Freunde der Universität des Saarlandes e. V. zusammen.

Das Internet spielt heutzutage eine eminent wichtige Rolle. Inwieweit ist ein Online-Zugang zum Archiv von Bedeutung für Sie? Ist damit zu rechnen, daß Ihre Bestände Zug um Zug online zugänglich werden?

Singb: Prinzipiell ist es wünschenswert, das Archiv in seiner Gänze online verfügbar zu machen – mit Einschränkungen, die das Urheberrecht und Persönlichkeitsrechte betreffen. Aber das ist eine riesige Baustelle. Wenn bei uns ein Nachlaß ankommt, kommt er meistens ziemlich ungeordnet an. Erst wird

gesichtet, gereinigt, geordnet und wieder verpackt. Dann muß im nächsten Schritt katalogisiert werden. Und wenn all diese Arbeitsschritte abgeschlossen sind, dann geht man in die nächste Phase, in der die einzelnen Archivgüter digitalisiert werden. Damit hätte man dann die Voraussetzung geschaffen, um ein solches virtuelles, online verfügbares Archiv zu bestücken. Das ist nicht nur eine Rechtefrage, das ist eine Frage von Ressourcen. Wir arbeiten so, daß wir die Voraussetzung dafür schaffen. Aber es wird noch eine ganze Weile dauern bis wir so weit sind, relevante Teile des Archivs online verfügbar machen zu können. Mit mehr Geld wäre das natürlich überhaupt gar kein Problem, das heißt, mit größeren personellen, auch technischen Ressourcen.

Gätje: Mit den jetzigen Ressourcen und nach dem jetzigen Stand der Dinge ist es nicht machbar. Es hat vor vielen Jahren den Versuch gegeben, das hieß dann ELSA – elektronisches Literatur-Archiv Saar-Lor-Lux-Elsaß – das war ein Pilotprojekt. Das ist mit den Jahren problematisch geworden, weil sich die technischen Voraussetzungen geändert haben. Man hätte die Daten zu gewissen Zeitpunkten konvertieren müssen. Die Problematik ist die, die man bei vielen Archiven, überhaupt bei sehr vielen kulturellen Institutionen, beobachten kann: Man beginnt etwas auf dem neuesten Stand der Technik, bedenkt aber nicht, daß all das, was man digitalisiert, immer wieder konvertiert werden muß. Unser Ziel ist aber auf jeden



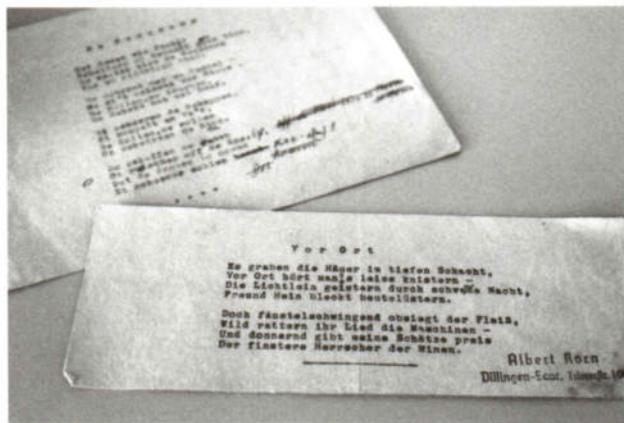
Fall, daß wir uns am Kalliope-Katalog beteiligen, daß wir unsere Sachen eingeben und online zumindest in der Recherche präsent werden. Das wollen wir demnächst angehen.

Sie haben im vergangenen Jahr gesagt, daß Sie hier als Leiter dieses Archivs Ihren Traumjob gefunden haben. Was macht diese Arbeit zu einem Traumjob?

Singb: Traumhaft daran ist, daß ich all das tun kann, was ich immer tun wollte. Ich kann auf der einen Seite an der Universität arbeiten und lehren, kann auf der anderen Seite forschen, habe ein Literaturarchiv und ich arbeite am liebsten mit Archivalien und habe obendrein noch ein Museum, in dem ich die Ergebnisse der Arbeit ausstellen kann. Ich habe dieses ganze Spektrum. Diese Trias aus Archiv, Universität und Museum hat mich im Laufe meiner gesamten Laufbahn seit dem Studium begleitet. Wir sind eines der wenigen Literaturarchive innerhalb Deutschlands, das an einer Universität verortet ist. Die meisten Literaturarchive sind in kommunaler Trägerschaft.

Literatur hat ja auch viel mit Film zu tun. Autoren wie Alfred Gulden oder Roger Manderscheid aus Luxemburg haben Drehbücher geschrieben, haben Filme gemacht. Sammeln Sie auch Filme von Autoren?

Singb: Auf jeden Fall. Man muß in diesem Zusammenhang aber auch sehen, daß ein Archiv auch immer technische Probleme hat. Ich will es an einem ganz anderen Beispiel illustrieren: Wir kennen sämtliche Probleme, die Papiere aufwerfen können, die mit der Zeit altern. Und wir wissen, damit umzugehen. Filme altern anders. Filmmaterial wirft ganz andere Problematiken auf. Filme müssen ganz anders gelagert werden. Also allein auf dieser archivarischen Ebene wirft das Probleme auf. Auf der anderen Seite haben wir hier natürlich im Literaturarchiv auch den Vorlaß eines ganz bedeutenden Filmmachers aus der Region, nämlich den Vorlaß von Alfred Gulden. Gulden, der ja eben nicht nur Schriftsteller ist, sondern auch Liedermacher und auch Filmmacher. Und wir haben einen Heinz Dieckmann, der beim SR und später beim ZDF gearbeitet hat. Wir haben nicht nur Literatur, sondern wir haben auch Filme, einschließlich aller Probleme, die das aufwirft. Gleichwohl sind wir natürlich kein einschlägiges Haus in dieser Richtung. Es gibt die großen Film-



archive, die großen Museen in Berlin, in Potsdam, in Frankfurt und Düsseldorf. Ich denke, da sind die meisten Filmmacher, Regisseure, Schauspieler mit ihren Nach- und Vorlässem deutlich besser aufgehoben. Aber das, was sich sozusagen in unserer Region bietet, wird hier auch gesammelt.

Was ist für Sie persönlich der schönste Fund gewesen?

Gätje: Das ist der Flake-Fund, das Flake-Konvolut, das wir hier haben. Und vor vielen, vielen Jahren ein Regler-Fund.

Singb: Also ich bin da ganz langweilig und kann mich dem nur anschließen: Otto Flake. In die Zeit, seit ich hier bin, fallen drei größere, bedeutendere Neuzugänge des Archivs – das ist zum einen ein kleiner Teilnachlaß von Martha Babillotte, das ist die Gattin des lothringischen Schriftstellers, den Sie ansprachen. Das sind sehr interessante Zeugnisse, Lebenszeugnisse – sie war eine ganz bemerkenswerte Frau. Aber zentral ist der Ankauf dieses speziellen Teilnachlasses von Otto Flake, der für ein Archiv wie das unsere ein ganz ungewöhnlicher Glücksfall ist, denn Flake ist derjenige Schriftsteller, der wie kein anderer für die Idee des Literaturarchivs steht. Flake ist in Metz geboren, unterhielt vielfältige Beziehungen und Verbindungen in der Region entlang der Saar. Er wuchs im Elsaß auf, ist dort zur Schule gegangen. Letztlich spiegeln sein Leben und sein Werk das dialektische deutsch-französische Verhältnis. Zudem ist es ein unglaublicher Glücksfall, daß man in der heutigen Zeit noch zu vernünftigen Konditionen einen solchen Teilnachlaß erwerben kann.

Für die Saarbrücker Hefte: Georg Bense und Herbert Temmes



Die Hypothek des Hippokrates – oder: Was Kunst im Krankenhaus anrichtet

Eine Betrachtung über das Verhältnis von Kunst und
Medizin in Geschichte und Gegenwart

Von Sabine Graf

Treffen sich ein Chirurg und ein Künstler auf einer Party. Sagt der Chirurg zum Künstler: »Wenn ich in Rente bin, werde ich auch Künstler«. Darauf der Künstler zum Chirurgen: »Wenn ich in Rente bin, werde ich auch Chirurg.«

Ein Teil der Verantwortung für diese herablassende Sicht auf die Kunst kommt dem zu, was unter dem Begriff »Kunst im Krankenhaus« firmiert. Dieser steht für Dilettantismus der Präsentation und Hobbykünstlertum. Das Besondere an der Kunst im Krankenhaus ist, daß die meisten Klinikverantwortlichen diese Hypothek nicht wahrnehmen. Denn Kunst dient in Krankenhäusern nur als Dekoration der Wände. Die Kunst wird von der Medizin als zu leicht befunden, um einen gewichtigen Beitrag zum Krankenhausalltag zu leisten. Wie es um die Kunst im Krankenhaus steht, ist meist anderen, vorzugsweise den mit Kunst befaßten Berufsgruppen bewußt. Sie wissen

Margret Lafontaine: *Die Wasserequilibristen in ihrem hoffnungsfrohen Kreislauf*, 1996, Vorplatz Frauen- und Kinderklinik der Universitätskliniken Homburg



um die durch Ahnungslosigkeit und Anmaßung vergebenen Chancen.

Fakt ist jedoch, Arzt und Künstler sind Berufe, in denen man sich gründlich ausbilden lassen muß, in denen Handwerk, Technik, Erfahrung und Kreativität ineinandergreifen. Ebenso ist es eine Tatsache, daß Kunst und Medizin einst zusammengehörten. Kunst im Krankenhaus kann daher, richtig eingesetzt, weniger Hypothek als Investition für eine bessere Versorgung der Patienten sein. Daß diese Option nicht genutzt wird, verdankt sich der seit dem 19. Jahrhundert vollzogenen Trennung von Kunst und Medizin.

Kunst und Medizin – eine Symbiose – Ein Blick in die Geschichte

Der Künstler war nicht etwas, zu dem ein Arzt wurde, wenn er sich aus seinem Berufsleben zurückzog. Der Künstler gehörte schon währenddessen dazu. Beide waren in der Vergangenheit aufeinander angewiesen. Der eine setzte ins Bild um, was der andere entwickelt und erforscht hatte. Der Künstler machte das Werk eines Arztes anschaulich. Das war seine Aufgabe und zeigte sich in der Darstellung des Arztes bei der Heilbehandlung. Daran änderte sich über die Jahrhunderte erst einmal wenig.

Revolutionäre Umwälzung stand hingegen einem anderen Bereich bevor, in dem Medizin und Kunst über die Jahrhunderte hinweg vertrauensvoll zusammengearbeitet hatten. Der Künstler war buchstäblich Handlanger: Durch seine Zeichnungen und Illustrationen in Abhandlungen und Lehrbüchern wurden die Entdeckungen rund um den menschlichen Körper, vor allem aber im Körper selbst, von innen nach außen gekehrt. Dazu zählen Leonardo da Vincis Studien der Arm- und Beinmuskulatur um das Jahr 1500. Sie waren Teil einer nun zu schreibenden Enzyklopädie des Körpers, an der auch der Begründer der modernen Anatomie Andreas Vesalius mit seiner

»Fabrica« gehörigen Anteil hatte. Das war bis ins 19. Jahrhundert hinein gängige Praxis, die Kunst und Medizin verband. Mit dem Eintritt in das Zeitalter der technischen Reproduktion lösten sich Kunst und Medizin voneinander. Fotografie und später Film- bzw. Videotechnik bildeten Muskeln oder ein chirurgisches Verfahren weitaus exakter ab. Die Kunst war ihrer Aufgabe ledig geworden.

Sie wandte sich denen zu, die bislang im Schatten von Ärzten und medizinischen Einrichtungen standen, und stellte Erkrankte und das Krankenhaus, etwa van Goghs *Schlafsaal im Hospital in Arles* von 1889 oder *Innenhof des Krankenhauses in Arles* aus demselben Jahr oder die Zeichnung von Käthe Kollwitz in *Besuch im Kinderkrankenhaus* von 1926 in den Mittelpunkt. Nicht zu vergessen: gegen Ende des 20. Jahrhunderts Keith Haring und dessen die Immunschwächekrankheit AIDS ins Bewußtsein rückende Poster.

Kunst und Medizin mochten nun voneinander strikt getrennt sein, die Kunst und das Krankenhaus waren es jedoch nicht. Auf dem Feld der Architektur fanden beide, wenn auch recht zögerlich in der Mitte des 20. Jahrhunderts wieder zueinander.

Kunst am Bau: Die Kunst kehrt zur Medizin zurück, wenn auch eher zufällig

Man mag die in den Jahren 1904 bis 1909 errichtete Pfälzische Heil- und Pflegeanstalt in Homburg mit Recht ein Gesamtkunstwerk nennen. Die als Gartenvorstadt errichtete und vom Jugendstil geprägte Anlage setzte mit ihrem Pavillonssystem neue Maßstäbe in der Versorgung von Patienten.

Das änderte sich mit dem Neubau der Hals-Nasen-Ohren-Klinik sowie der Urologie Anfang der sechziger Jahre. Bis in die achtziger Jahre kamen weitere Kliniken hinzu, welche die in ihrem Bestand aufeinander abgestimmte Anlage aufbrachen. Die neuen Kliniken wurden mitten und zwischen die vorhandene Architektur gesetzt. Die ehemaligen, als Gärten genutzten Freiräume wurden zum Baugrund für das Neue. Die alte, einem Ginkgo-Blatt nachempfundene Struktur verschwand. Als Ersatz für die Aufgabe des Gesamtkunstwerks Heil- und Pflegeanstalt kam die Kunst als Kunst-am-Bau-Maßnahme in die Neubau-

ten. Dabei bestand weder ein Bezug zur Architektur noch zur Medizin. Kunst war dazu da, unabhängig von ihrer Qualität, gehobene Dekoration zu sein. Künstlerische Arbeiten wurden zum Inventar und als solche mit der Zeit übersehen.

Kunst im öffentlichen Raum

Erst der Neubau der Frauen- und Kinderklinik setzte 1995 neue Maßstäbe im Verhältnis von Kunst und Krankenhaus. Kunst war, bereichert um das Design, maßgeblich in den Krankenhausalltag eingebunden. Auch sprach man längst von der »Kunst im öffentlichen Raum«, die den Bezug zum Umfeld suchte und auf dessen Bedürfnisse reagierte. Sie wurde nun direkt für die Menschen entwickelt, die sich in einer Situation auf Leben und Tod in der Klinik wiederfanden. Kunst und Design waren nun angetreten, mit ihren jeweils angestammten Mitteln in den Wirkungsbereich der Medizin einzugreifen. So kam erneut zusammen, was einst zusammengehört hatte. Derart, daß vor allem die Projekte von Designern eine Atmosphäre schufen, in der sich Menschen gerne aufhalten und dabei im Spiel oder im behaglichen Sitzen auf Sofas ein wenig Spannung abbauen und sich ablenken können.

Wenn man so will: Mit dem Unverbindlichen von Dekor und Spiel schlug die Gestaltung die bis dahin unverbindliche Kunst im Krankenhaus aus dem Feld. Es ist bemerkenswert, daß diese Aufgabe keine Künstler, sondern die an der Hochschule der Bildenden Künste Saar lehrenden Produktdesigner Andreas Brandolini und Harald Hullmann meisterten. Andreas Brandolini baute für die kleinen Patienten der Kinderklinik einen Spielbereich mit Riesenwagen und Rakete und sorgte erklärtermaßen für »Sensationen«, um die Angst der Kinder zu vertreiben. Harald Hullmann gestaltete den Wartebereich der Frauenklinik ironisch und freudvoll zugleich als Wohnzimmer. Dem stand die Kunst nicht nach und geriet selbst in Bewegung. Der von Margret Lafontaine entworfene Brunnen auf dem Vorplatz der Klinik ist nicht nur zum Schauen, sondern über Stege auch zu begehen. Auf den Brücken lassen sich die Wasserspeier bewegen und mit ihnen auf die Objekte in den Becken zielen und sie bespritzen. Hier darf



Wartezone der Frauenklinik der Universitätskliniken Homburg, gestaltet von Harald Hullmann und Studierenden des Fachs Produktdesign an der Hochschule der Bildenden Künste Saar

man anfassen und mit der Kunst spielen. Das war soweit neu.

Eine weitere Facette im Verhältnis von Medizin und Kunst vereint gleichermaßen Problem und Lösung in sich. Es ist die sogenannte »Kunst im Krankenhaus«. Folgt die Kunst dem Beispiel des Designs kann sie Investition sein, ansonsten stellt sie eher eine Belastung dar. »Kunst im Krankenhaus« bedeutet zuerst Ausstellungen im Krankenhaus. Ein immer stärker in einem Wettbewerb um Patienten stehendes Krankenhaus möchte damit Imagegewinn und Wahrnehmung auf einem anderen als dem rein medizinischen Sektor erzielen.

Ein ambitioniertes Projekt im Bad Godesberger Waldkrankenhaus gibt dafür ein typisches Beispiel ab. Vor rund 25 Jahren blies man dort mit Beuys, Graubner, Richter, Schwegler, Uecker zum Sturm aufs Krankenhaus zum Zweck, den Patienten zu bilden. Dabei kam eine Ausstellung zeitgenössischer Kunst von bekannten Künstlern zusammen. Das war eine Ausstellung wie jede andere und ein getreues Äquivalent der Kunst am Bau im alten Sinn: Große Namen, die überall ausgestellt werden könnten. Am Ende blieb ein

Katalog, wie bei jeder anderen Ausstellung auch.

Fraglich bleibt, ob man Menschen in einer existenziellen Situation noch für die Kunst gewinnen und ihnen quasi auf Rezept die Reflexion über die zeitgenössische Kunst verordnen muß. Derlei pädagogischer Impetus sagt mehr über den Arzt als den Patienten aus, der erwartbar verständnislos an diesem Ort auf eine solche Präsentation reagierte. Zumal es sich um Kunst handelte, mit der er sich auch sonst nicht beschäftigte. Warum sollte er es dann ausgerechnet in einer für ihn krisenhaften Situation tun? Es wäre wohl besser, sich dem kranken Menschen zuzuwenden, so wie es die Malerei in ihrer Hinwendung zum Motiv der Krankheit und des Erkrankten tat: Aber nicht, um ihn als Unwissenden zu beschämen, sondern um ihm mit Kunst in dieser für ihn existenziellen Situation zu helfen. Diese Chance ist immer gegeben. Nur nutzt man sie nicht oder nur mit halber Kraft.

Aber auch von einer anderen Seite lauert die Gefahr. Das Krankenhaus ist Einfallstor für solche, die es gut meinen, aber schlecht machen. Handelt es sich um Mediziner, Ingenieu-

re oder Friseure, die in Rente auch Künstler werden wollen, wird die Lage kritisch. Dabei hatte man in den Homburger Universitätskliniken bereits die richtige Diagnose gestellt. 1993/94 fand eine von Jo Enzweiler, damals noch Professor für Malerei an der Hochschule der Bildenden Künste Saar, betreute Ausstellungsreihe unter dem Titel »Kunst im Krankenhaus« im Gebäude der Kernspintomographie statt. In diesem Zusammenhang stellte der damalige Leiter dieser Einrichtung, Dr. Werner Dewes, fest: »Kunst im Krankenhaus ist zufällig und langweilig«. Es war eine scharfsichtige Feststellung. Zugleich strengten die Studierenden eine ihre Ausstellungen begleitende Umfrage an. Deren Ergebnis läßt sich wie folgt zusammenfassen: Der Sinn der Patienten steht nach Entspannung, Ablenkung, Zerstreuung. Das Design der Wartezonen in der Frauen- und Kinderklinik und der Brunnen vor diesem Gebäude haben es vorgemacht, wie das gelingen kann.

Es kann nur gelingen, wenn alle an einem Strang ziehen, und wenn anstatt engagierter Einzelkämpfer eine Struktur aufgebaut wird, deren Teil die Kunst im Krankenhaus ist. Ansonsten kann man es gleich lassen. Ablenkung, Entspannung, Zerstreuung, darin besteht der Wunsch der nicht repräsentativen, aber in ihrem Ergebnis gewiß von jedem nachvollziehbaren Umfrage. Was wäre zu tun, um zu erreichen, was Patienten wünschen und brauchen? Menschen, die in die Klinik kommen, sitzen und warten. Sie sind zur Untätigkeit verurteilt und mit ihrer Angst allein. Wie kann ein Flur oder ein Warteraum, ein Ort des untätigen Mißfallens zu einem des interesselosen Wohlgefallens werden? Wie kann Kunst zum Wohl des Patienten in einem Krankenhaus aussehen?

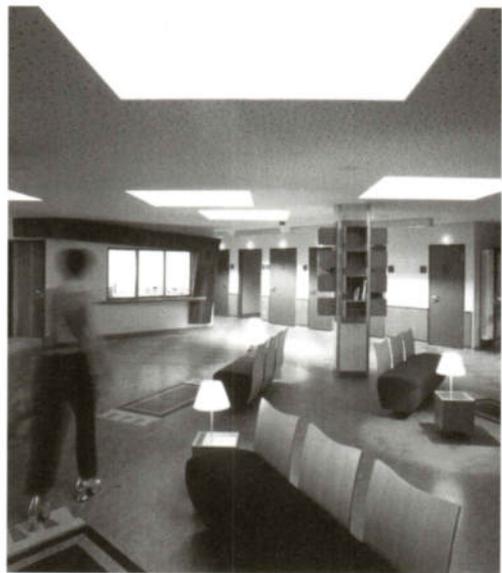
Dabei muß es nicht nur um das Sehen gehen. Besser wäre es, den Patienten etwas tun zu lassen, um der Situation Herr werden, indem er handelt, anstatt darin zu verharren. Sei es, um abzutauchen und ein wenig Distanz zu der Situation zu finden, in der er gerade steckt. Das Spiel mag alle diese Qualitäten in sich tragen. Daraus ließe sich etwas entwickeln und eine Situation schaffen, von der alle profitieren. Es wäre eine Alternative zu den mit großem Getöse in den letzten Jahren immer mal wieder in Kliniken in Völklingen, Püttlingen, Homburg gestarteten Ausstellungsprojekten, die wegen mangelnder Sorgfalt erst

untertourig dahinplätscherten, irgendwann ganz verschwanden und heute vergessen sind.

Es bleibt die Frage, wie Kunst im Krankenhaus gelingen kann? Das heißt, in einer für die hier eintretenden Menschen existentiellen Situation. Der Maler und Bildhauer Alfonso Hüppi hat in seinem Beitrag »Die Angst des Künstlers vor der Angst des Patienten« dieses Problem vor 28 Jahren angesprochen. Es ist nach wie vor gültig. Er schrieb:

So ist die Kunst mehr denn je gefordert, Form und Symbol zu schaffen, worin sich Persönliches und Allgemeines verbinden. [...] Auf welche Vorbilder kann er sich berufen? Auf den modernen Kitsch in Kirchen, Rathäusern, Hospitälern? Monströser Formalismus hier und dümmliche Gemütskunst dort. Vom Auftraggeber, den er nicht kennt, kann er keine Hilfe erwarten, eine Auseinandersetzung mit dem Benutzer oder dem Bauherrn findet nicht statt. So bleibt dem Künstler der Anspruch auf Wahrscheinlichkeit, auch wenn er weiß, daß sein Werk nicht verbindliche Wahrheit sein kann. Gelingt ihm das Bild als Form seiner Wahrheit, so darf er hoffen, daß sich auch für den Betrachter Möglichkeiten, Wiedererkennen und Selbstvergessen darin finden.

Das heißt, Kunst als Kommunikationsangebot verstehen. Das heißt auch, wissen, was man will und erst einmal nachdenken, was die Sache des Chirurgen und die des Künstlers ist. Ohne das Ergebnis vorwegzunehmen: Jeder hat seine Aufgabe, die der andere nicht so einfach übernehmen kann. Doch man kann sich ergänzen.



Versuch, einige Plätze in Buenos Aires zu erfassen

Der Saarbrücker Künstler Ulrich Ludat als Artist in Residence in der argentinischen Hauptstadt

Von Mirka Borchardt

Ein Mann läuft durch die Straßen von Buenos Aires, schiebt sich durch die Massen beim Busbahnhof Retiro, plötzlich bleibt er stehen und schaut gebannt auf einen Punkt, ohne achtzugeben auf die Menschen um ihn herum, die ihn anrumpeln und weiterhasten. Bei der Plaza Fuerza Aerea Argentina, dort, wo der englische Turm steht, beobachtet er, wie sich die Menschen traubenweise von den Ampeln über die Straßen dirigieren lassen. Manchmal läßt er sich mittreiben, manchmal steht er am Rande; dann schaut es so aus, als nähme er gerade eine Militärparade ab. Die Polizisten, die nach dem Mord an einem französischen Touristen vor ein paar Monaten hier stationiert wurden, beäugen ihn schon skeptisch. Der Mann fällt auf. Aber nicht, weil er groß und blauäugig ist und einen Baumwollbeutel trägt – kein typisches Accessoire für einen Argentinier. Sondern weil seine Art, sich zu bewegen in diesem urbanen Dschungel, ungewöhnlich ist. Er ist weder Teil des rastlosen Stroms der Porteños, noch der mit Kameras bewaffneten Touristenmassen. Würde man ihn fragen, was er hier treibt – die Frage drängt sich auf, wenn man ihn beobachtet –, er würde antworten: »Ich inkorporiere.«

Der Mann heißt Ulrich Ludat, lebt normalerweise in Saarbrücken und ist in diesen Tagen Anfang 2012 wohnhaft in Buenos Aires, auf Einladung der Künstlerresidenz *'acc*. Wenn er sagt, er inkorporiere, dann meint er damit, daß er Kunst betreibt. Sein Projekt *orte.lieux.places.lugares* hat zum Ziel, eine Stadt – optimalerweise eine unbekannte – zu entdecken und physisch zu erobern. Indem man sie, wie er sagt, »scheinbar ziel- und absichtslos durchstreift, sie dabei aber visuell und auditiv intensiv wahrnimmt.« Einzige erlaubte Hilfsmittel sind, neben den eigenen Füßen, alle öffentlichen Verkehrsmittel, eine Fotokamera und ein Aufnahmegerät. Bisher hat er ähnliche Projekte schon in Saarbrücken und in Tiflis, Georgien, realisiert. »Diesmal jedoch«, sagt er, »arbeite ich unter Idealbedingungen:

Ich kenne die Stadt kein bißchen. Ich bin also völlig unvoreingenommen.« Ulrich hat knapp zwei Monate Zeit, um Buenos Aires zu inkorporieren. »Nach 300 hauptsächlich zu Fuß zurückgelegten Kilometern«, wird er am Ende seines Aufenthalts sagen, »ist ein großer Teil von Buenos Aires in mir.«

»Überall ist Kunst«

An einem warmen Sommerabend im Februar sitzen wir vor einer kleinen Kneipe im Stadtteil Almagro, bei Bier und Erdnüssen. Drinnen läuft ein Fußballspiel, an den Wänden huschen Kakerlaken auf und ab. Neben uns unterhalten sich lautstark und quer über die Tische hinweg alte Männer, Touristen verirren sich kaum hierher. Ulrich erzählt von den Kakerlaken in seiner Saarbrücker Wohnung am Sankt Johanner Markt und der frappierenden Ähnlichkeit mit den hiesigen Kakerlaken, tatsächlich seien die Saarbrücker Kakerlaken ein Importprodukt aus Südamerika – plötzlich hält der Künstler inne und starrt auf einen Punkt über meinem Kopf. Im Hochhaus gegenüber sind alle Fenster schwarz, bis auf drei, die sich gegenüberliegen und so ein Triptychon aus warmem Licht bilden. »Das ist Kunst!« sagt Ulrich.

Nicht das Beuysche Diktum, jeder sei ein Künstler, gilt für ihn; sein Ansatz ist: Kunst ist überall. Man muß sie nur sehen können. In Buenos Aires sieht Ulrich eine Menge. »Gerade hier trifft man sie in jedem Winkel, die Stadt ist voll von Kunst«, begeistert er sich. Das liegt nicht nur am metropolischen Pulsieren der Stadt, nicht nur an den krassen Widersprüchen zwischen dem reichen Puerto Madero und den direkt daneben liegenden *Villas Miserias*, nicht nur am Zusammentreffen von alteuropäischer Architektur und südamerikanischer Lebensart, sondern auch und vor allem: an den Tönen. »Die Stadt ist voller Musik«, sagt Ludat. »Singende Busse,

pfefende Züge, summende Massen; das alles zusammen ergibt eine rhythmische Struktur. In meinen Ohren klingt das wie komponierte Musik, wie eine Symphonie der Großstadt.« Ursprünglich hatte der Performance-Künstler Musik studiert, er trat neben seiner Tätigkeit als Lehrer mit dem *ensemble für erstaunliche musik* »archae.o.pteryx« auf und komponierte eigene Stücke, mit selbst erfundenen Instrumenten, Performing- und Multimedia-Elementen. Das ist wohl die Erklärung dafür, warum Ulrich »mit den Ohren sieht und den Augen hört«, wie Alicia Candiani, die Kuratorin der Künstlerresidenz *’ace*, ihn beschreibt.

Grenzüberschreitungen

In der Villa 31, einem der zahlreichen Armenviertel von Buenos Aires, steht Ulrich mitten auf einem kleinen Platz zwischen einer kleinen Kapelle, die eher aussieht wie eine Garage, und einem Spielplatz. Hinter ihm herrscht reger Durchgangsverkehr: Die Villa-Bewohner erledigen ihre Einkäufe in den zahlreichen kleinen Läden der Hauptstraße der *Villa Miseria*. Die Straße mit Kopfsteinpflaster und bunt bemalten Häuschen hat nur wenig gemein mit den Gassen, die wir vorher durchquert hatten.

»Ulrich durchstreift die Stadt auf der Suche nach Wänden«, wird Alicia Candiani ein paar Tage später bei der Vorstellung von Ulrichs Projekt in der Künstlerresidenz über ihn sagen. Damit hat sie nur bedingt recht:

Nicht die Wände sind es, die Ulrich interessieren, sondern die unsichtbaren Grenzen, deren Überqueren leichter ist als das von Wänden. Wenigstens physisch. Als er fragte, ob ich ihn begleiten wolle in die Villa 31, hatte ich ein mehr als mulmiges Gefühl. Keinem Durchschnittsargentinier der Mittelschicht fiel es ein, eine der Villas zu betreten. Sie sind durch stillschweigende Affirmation zu No-go-Areas geworden, auf der Landkarte (bzw. bei Google

Maps) weiße Flecken mitten in der Stadt. Die Warnungen der Einheimischen, erzählt Ulrich, hätten seine Neugierde nur noch weiter angestachelt. »Solche künstlichen Grenzen muß ich einfach überschreiten.« Ungeachtet der besorgniserregenden Worte der Polizisten, die vor der Villa Wache standen, und begleitet von den verwunderten, aber keineswegs feindseligen Blicken der Villa-Bewohner, hatten wir uns mittags auf den Weg zur Kapelle des Priesters Carlos Mugica gemacht, eines Villa-Priesters, der 1974 vom argentinischen Militär ermordet worden war. Weiter ab von der Hauptstraße sind die Gassen ungepflastert, die Häuschen unbemalt, die Hunde herrenlos. Mit pittoresker Schönheit hat das hier wenig zu tun. Ulrich allerdings entdeckt auch hier Kunst in allen Ecken: »Bei allen Problemen gibt es hier jede Menge Ästhetik und starke Schönheit. Mit einem Schandfleck hat das nichts zu tun.« Die Kapelle erwies sich als ein unscheinbares Gebäude, das Innere ist eine Gedenkstätte für Carlos Mugica, der sein Leben den Armen widmete. Überall



hängen seine zu Aphorismen gewordenen Aussprüche: »Herr, ich möchte sterben für sie, hilf mir, für sie zu leben.« Ein alter zahnloser Mann zeigte uns begeistert jeden Winkel der kleinen Kirche und beantwortete geduldig alle unsere Fragen, und am Ende nahm er uns sogar mit in den Hinterhof des Gebäudes, wo heute ein Hort für drogenabhängige Jugendliche ist. Wir wurden zu Pizza und Limonade eingeladen und unterhielten uns lange mit den



freiwilligen Helfern und den Jugendlichen. Als wir spätnachmittags schließlich wieder zu dem kleinen Platz an der Hauptstraße zurückkommen, sind wir fast berauscht von dem Gefühl, tatsächlich Grenzen überquert zu haben. Während ich mich mit einem Villa-Bewohner unterhalte, steht Ulrich einfach nur da, zwischen Kindergeschrei und Essensgerüchen und Cumbia-Klängen: Er inkorporiert.

Beuys, Bauhaus, Fluxus

Ludats Methode, Orte in sich aufzunehmen, bezieht sich auf George Perecs *Versuch, einen Platz in Paris zu erfassen*. 1974 verbrachte Perec ganze Tage an der Place Saint-Sulpice und notierte akribisch alles Wahrgenommene. Es ärgerte ihn, daß das »Tagtägliche« immer unbeachtet blieb, er wollte das Banale, das »Infra-Gewöhnliche«, das »Hintergrundgeräusch« erfassen. Ulrichs Art, zu erfassen, zu »inkorporieren«, ist freilich eine andere. Eine, die keine Worte braucht, und keine Ratio. Auch geht es ihm nicht nur um das Tagtägliche an sich, sondern um die Kunst darin. Vielleicht könnte man sagen, er suche »Ready-mades«, aber ohne sie verändern zu wollen – wie Duchamp es ja tat, und wenn er den vorgefundenen Gegenständen auch nur Plaketten aufklebte. Perec nutzte seinen Kopf, um zu erfassen, Ulrich nutzt seine Sinne. Um

die Ästhetik des »Infra-Gewöhnlichen« zu entdecken, ohne es aus seiner Umgebung nehmen zu wollen. Am Ende freilich steht doch so etwas wie Kunst, etwas Vorzeigbares, für ein Publikum aufbereitet – und in diesem Sinne seinem Kontext entwendet.

In der Künstlerresidenz *'ace* präsentiert Ulrich das, was er »Materialisierungen« des Kunstwerks nennt, denn das eigentliche Kunstwerk ist ja schließlich in ihm, »ich kann es niemandem zeigen«, sagt er. Damit die geladenen Gäste einordnen können, was Ulrich in seinen zwei Monaten hier »geschaffen« hat, gibt die Künstlerin und Kuratorin Alicia Candiani eine kurze Einführung. Sie stellt Ludat in eine Reihe mit dem Bauhaus, dem deutschen Expressionismus, der Fluxus-Bewegung, nennt Joseph Beuys und John Cage. Tatsächlich sagte der US-amerikanische Komponist, Maler, Dichter und Musiktheoretiker einmal: »Waiting for a bus, we're present at a concert«. Er hatte bereits in den vierziger Jahren mit alltäglichen Gegenständen als Klangquellen für seine Kompositionen experimentiert und damit *Imaginary Landscapes* entworfen. Sein stilles Stück *4'33"* von 1951 lenkt die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf die Geräusche – willkürliche wie unwillkürliche – im Konzertsaal und von außerhalb, während der Ausführende nicht einen Ton spielt.

Ludat lenkt die Aufmerksamkeit seines Publikums genauso auf das, was vernach-

lässigt, oft sogar absichtlich übersehen und überhört wird. Sein »Materialisierungen« der inkorporierten Bonarensen Kunst sind fünf persönliche Statements über die Stadt. Fünf Fotos, fünf Audioaufnahmen. Das erste Bild zeigt die Kreuzung vor der Bahnstation Retiro, es ist fast leer, nur wenige Menschen und Autos sind zu sehen. Völlig im Kontrast dazu steht die Audioaufnahme: Unentwirrbares Stimmengewirr, Kinderschreie, bremsende und anfahrende Autos, pfeifende Busse. Ähnlich funktionieren die anderen »Kunstwerke«. Ein Bild zeigt die Station Once, wenige Tage nach dem Verkehrsunfall im März, bei dem knapp fünfzig Menschen starben. Seltsam unbevölkert ist das Bild, im Hintergrund sind Absperrungen zu sehen, ein paar Polizisten stehen herum. Doch der Sound dazu zeugt von regem Treiben: Aus einer Bar, die offensichtlich im Rücken des Fotografen liegt, dringen die Geräusche einer Fußballübertragung, Händler bieten ihre Waren feil, Lautsprecheransagen weisen auf die Ankunft und Abfahrt von Zügen hin. »Das wirklich Interessante ist nicht das Foto«, sagt Ulrich selbst über die Ergebnisse seiner Erkundungsreisen, »sondern das, was jeder einzelne sieht, während er die Audioaufnahmen hört.«

Ist das nun Bauhaus, Expressionismus, Fluxus? Was Ulrich sicherlich gemeinsam hat mit diesen Kategorien, ist die Abkehr vom traditionellen, bürgerlichen Kunstbegriff. Der Anspruch, Kunst nicht zu trennen vom alltäglichen Leben. Der Versuch, Grenzen zu überschreiten – ob das nun künstlerische oder lebensweltliche sind – oder kategoriale. Einem Zuschauer ist das offensichtlich nicht genug: »Was ist denn nun Kunst für dich?«, fragt er Ulrich. »Ganz einfach: Wenn ich etwas mit künstlerischem *Spirit* tue, dann ist das, was ich mache, Kunst. Noch einfacher: Kunst ist das, was ich zu Kunst erkläre.«

Mittlerweile ist Ulrich wieder zurück in Saarbrücken. Demnächst wird er versuchen, Luxemburg zu inkorporieren.

Ulrich Ludat, geb. 1959 in Öhringen, studierte Romanistik, Philologie und Musikwissenschaft in Deutschland und Italien und Flöte an der Hochschule für Musik in Saarbrücken. Zwischen 1990 und 1999 als Lehrer tätig, von 1990 bis 2006 Mitglied des ensembles für erstaunliche musik archae.o.pteryx, seit 2003 ist er als Komponist tätig. Bisher realisierte Projekte: *Alles Käse!?*, Saarbrücken (2010–12); *der letzte schuss – le dernier coup*, Forbach und Metz (2009); *{stadt} im untergrund*, Saarbrücken (2009).

RAFI, MIKE, GABRIEL UND DER ÜBERFALL AUF DIE MENSA

Premierenlesung in Saarbrücken | Sparte 4, 15.9.2012

Frank P. Meyer
Normal passiert da nichts
ISBN 978-3-941657-51-9
416 S., 18,90 €

CONTE *verlag*



Leslie Huppert

Malerei

1990–1997 Studium der Freien Kunst an der HBK Saar, Malerei bei Prof. Bodo Baumgarten, Neue künstlerische Medien bei Prof. Ulrike Rosenbach und Prof. Jill Scott 1994 Auslandsstudium am Nova Scotia College of Art & Design (NSCAD), Halifax, Nova Scotia (CDN) 1997 Diplom, Meisterschülerin

Preise, Stipendien und Auszeichnungen

1996 Netzkunstauschreibung *Vision 2000*, ZKM, Karlsruhe, Lobende Erwähnung 1997 *Kunststudenten stellen aus* –12. Bundeswettbewerb, Preisträgerin; Saarländischer Multimediapreis; Internetpreis der Stadtwerke Saarbrücken; Förderpreis der Stadt Saarbrücken 2000 CYNETart 2000, Dresden, Lobende Erwähnung; Fotowettbewerb des Rhein-Sieg-Kreises 2000, Lobende Erwähnung 2002 *fremde heimat*, dna-award, 2. Preis 2003/04 Saar-STIP 2008 5. Marler Video-Installationspreis: *Die meisten Unfälle passieren zuhause* (Installationskonzept) 2009 Residency »Tulipamwe«, Okakarara (NA); Residency Artis den Bosch, s’Hertogenbosch (NL) 2010 Art Karavan International, Kunstkarawane durch Nordindien 2012 Stipendium der Kulturstiftung Rhein Neckar Kreis, Burgfeste Dilsberg

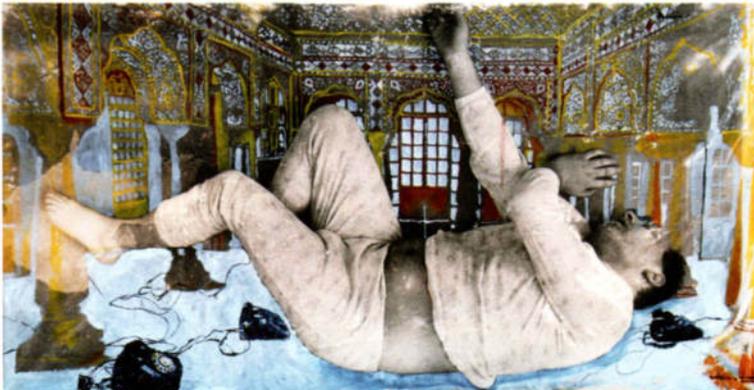
Einzelausstellungen (Auswahl)

1997 *The Robe – eine Kommunikationsskulptur* (Installation und Internet), Johanneskirche Saarbrücken; *Avatar 3, versteinert bis zu den Hüften* (Netzprojekt), Internetgalerie der Stadtwerke Saarbrücken 1999 *Moving Identity* (Multimediale Installation), Kunsthaus Essen; Städtische Galerie Neunkirchen 2003 *Closed Circuit* (Internet- und Videoinstallation), pizzart.com, Projektraum in Köln (APC Galerie) und Galerie art-buvette, Fribourg (CH) 2006 *United I stand* (Videoinstallation), Saarländische Galerie – Europäisches Kunstforum e. V., Berlin 2011 *home sweet home – EXPATRIATE*, Stadtgalerie Saarbrücken

Projekte und Tätigkeiten (Auswahl)

1996/99 *Nine lives of the cat* (Internetkunstprojekte) 2000 *Die Steinewerfer* (partizipative Aktion und Videoinstallation) 2001 *Gegenort – The Virtual Mine* (internationales Medienkunstprojekt ehemalige Schachanlage Gegenort, Neunkirchen)* 2004/07 *Virtual Residency – Aufruf zur virtuellen Völkerwanderung ins Musterhaus Europa* (internationales Medienkunstprojekt) Handwerkergergasse – Weltkulturerbe Völklinger Hütte sowie Faux Mouvement – Centre d’Art contemporain, Metz (F) und Galleria Biala, Lublin (PL), im Rahmen von Luxembourg und Großregion – Kulturhauptstadt Europas 2007, HBK Saar* 2012 *Virtual Borders* (internationales Video-Installationsprojekt in der Burgfeste Dilsberg)*

* Gemeinsam mit Monika Bohr, Claudia Brieske und Gertrud Riethmüller



Martins Traum (2011),
Fotographie & Malerei
auf Leinwand
60 x 117 cm

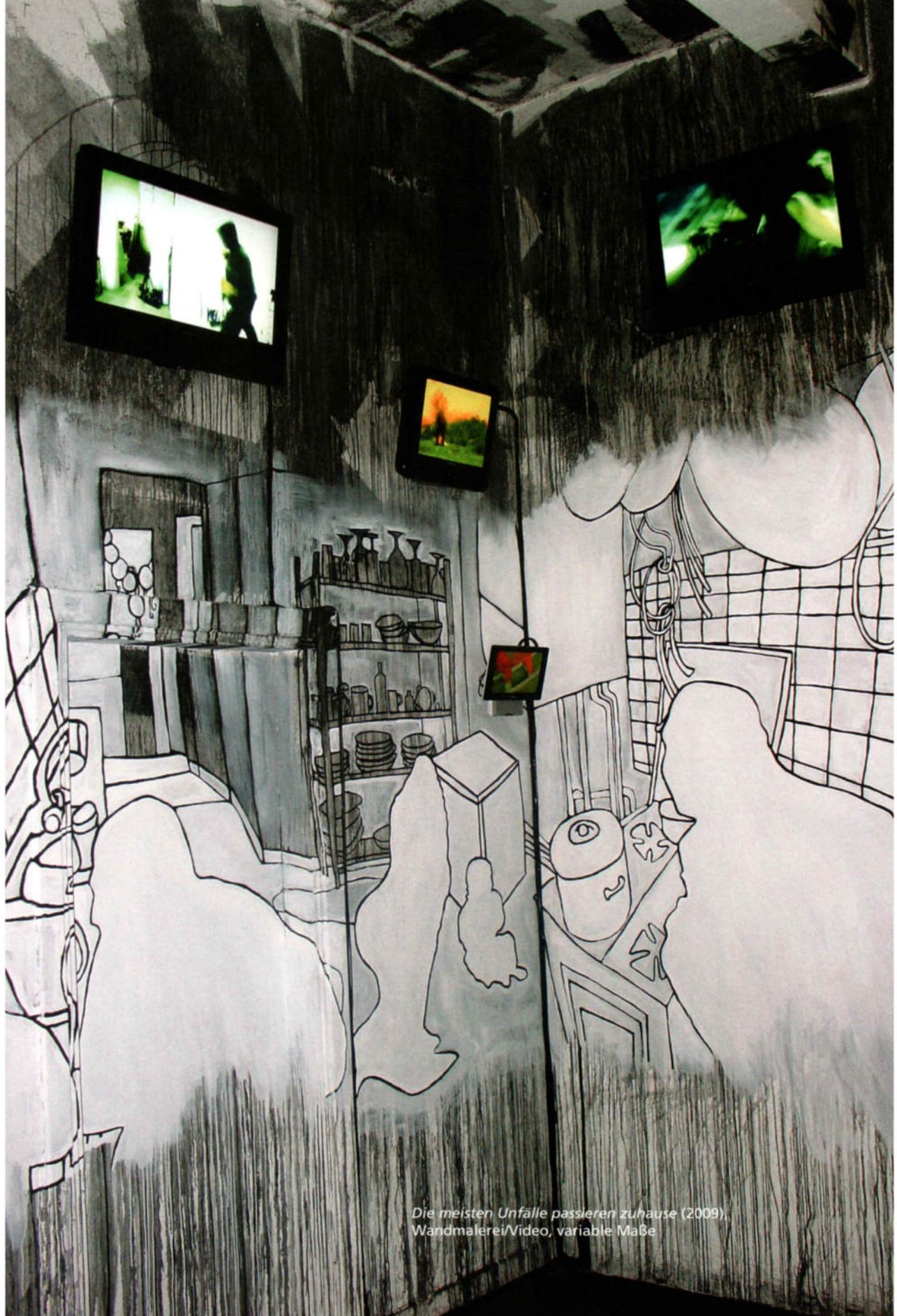


Aus der Serie *Home sweet home* (2011), Acryl & Öl auf Leinwand, 75 x 116 cm





*EXPATRIATE – moving identity (2011),
Wandmalerei/Video, variable Maße*



*Die meisten Unfälle passieren zuhause (2009),
Wandmalerei/Video, variable Maße*



Mensch und Bergbau – Kunst, Kultur und Tradition

Anmerkungen zum Ende des Steinkohlenbergbaus im Saarland am 30. Juni 2012

Von Delf Slotta

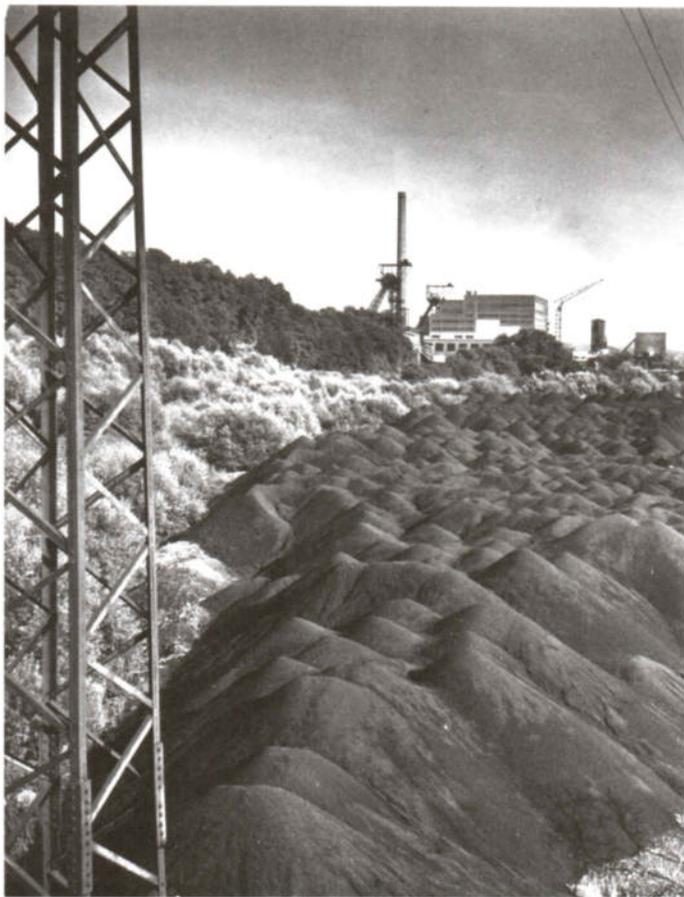
Französische Grundlagen – preußische Neuordnung

Die Geschichte und die Entwicklung des Saarbergbaus waren auf der einen Seite geprägt von technischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Kräften und von solchen abhängig. Im Saarrevier traten besondere politische Veränderungen hinzu. Auf der anderen Seite sind es immer Menschen gewesen, die die Geschehnisse der Kohlewirtschaft und der bergmännischen Gesellschaft in die eine oder in die andere Richtung gelenkt und diesen Industriezweig auf verschiedenste Arten und Weisen beeinflusst haben: einige beispielsweise in künstlerisch-kultureller, andere wiederum in politischer, organisatorisch-struktureller oder gesellschaftlicher Hinsicht.

Doch Hand aufs Herz: Wer kennt heute noch die wichtigen Akteure, die dem Saarbergbau sein besonderes Gepräge verliehen haben? Wer waren beispielsweise die Namensgeber der großen saarländischen Steinkohlenbetriebe? Wer weiß noch, daß beispielsweise Friedrich-Wilhelm Graf von Reden (1752–1815) preußischer Staatsminister, Heinrich von Dechen (1800–1889) im Rang eines Oberberghauptmannes Direktor des Oberbergamtes in Bonn und Graf Heinrich August von Itzenplitz (1799–1883) preußischer Handelsminister und oberster Leiter des Berg-, Hütten- und Salinenwesens des preußischen Staates gewesen ist? Wer kann heute noch mit dem Namen von Jean-Baptiste Guillot-Duhamel (1767–1847), der als der prominenteste Repräsentant der napoleonischen bergbaulichen Aktivitäten an der Saar im Zeitraum zwischen 1793 und 1815 gilt, etwas anfangen. Er war es, der in Ausführung eines kaiserlichen Dekrets vom 13. September 1808 von der im Jahre 1807 gegründeten Geislaunterner Ecole pratique des Mines aus das gesamte saarländische Grubenfeld erstmalig in Gänze rißlich feststellen und nach den Grundsätzen des Französischen Berggesetzes vom 28. Juli 1791 in einzelne

Konzessionsfelder aufteilen ließ. Schon am 5. April 1810, nach eben neun Monaten, konnten er sowie Beauquier und Calmelet (Ingenieur du Corps Imperial des mines), die Duhamel an die Geislaunterner Bergakademie gefolgt waren, die Fertigstellung des *Atlas des concessions du terrain de bouillier de la Sarre* (Saarkohlen-Atlas) nach Paris melden. Der Duhamel-Atlas ist ein hervorragendes Werk französischer Markscheidkunst, das für den saarländischen Bergbau im 19. Jahrhundert wertvolle Grundlagen zur Erschließung der Lagerstätten und zum effektiven Abbau der Steinkohlenflöze zwischen Geislauntern und Neunkirchen geliefert hat. Und auch der Name von Leopold Sello – zweifelsfrei eine der schillerndsten Persönlichkeiten in der Geschichte des Saarbergbaus – ist mittlerweile nur noch wenigen geläufig, obgleich dessen Wirken im Saarrevier bis zum heutigen Tag spürbar geblieben ist. Der 1785 in Potsdam geborene und 1874 in Saarbrücken verstorbene Sello galt innerhalb der hiesigen Führungsriege des Preußischen Bergfiskus als *der* Vordenker und Macher. Unter seiner Ägide wurden zum einen die in Folge des Zweiten Pariser Friedens vom 20. November 1815 ehemals zur Grafschaft Saarbrücken gehörenden Steinkohlengruben dem preußischen Staatsbergbau eingegliedert und zum anderen das Bergwesen an der Saar neu geordnet. 1816 begann Leopold Sellos bemerkenswerter Aufstieg als Bergamtsleiter, der ihn zum Bergrat (1822), zum Oberbergrat (1837) und schließlich zum Geheimen Bergrat (1846) werden ließ. 1857 schied er aus dem Amt des Bergamtsdirektors aus und widmete sich daraufhin seinen politischen Interessen. In der Zeit seines Wirkens entwickelte sich der Steinkohlenbergbau zu *der* Schlüsselindustrie im Land an der Saar.

Und schließlich: Wer kann noch von früheren bergmännischen Lebenswelten glaubhaft berichten und fundiert Auskunft geben über das Leben der sogenannten kleinen Leute, die den Bergbau und den Aufstieg der Region



Bergbau und Kohle: Kohlelager im Rosseltal nahe der Warndtgrube Velsen (1961)

zum pulsierenden Revier erst möglich werden ließen? Zwei Menschen, deren Lebenswege festgehalten und aufgearbeitet worden sind, seien exemplarisch vorgestellt: Einer ist der des Johannes Meiser. Dieser wurde 1855 in Holz geboren. 1918 starb er auch dort. Johannes Meiser wuchs in einfachen Verhältnissen auf, war aber dennoch schnell des Lesens und des Schreibens mächtig. Er war darin so gut, daß er in der Schule und vom Pfarrer sogar zum »Hilfslehrer« bestellt wurde. Meiser selbst wollte deshalb später auch Lehrer werden. Doch 1870 starb sein Vater und Johannes Meiser mußte schon als 15jähriger zum Unterhalt der Familie beitragen. So wurde er Bergmann. Johannes Meiser lebte sein ganzes Leben in Holz. Der Ort gehörte zu jener Übergangszone zwischen dem engeren, dichtbesiedelten Industrierevier und dem weiteren Revier mit noch dörflichem Charakter. Mit seiner Frau Anna Maria Kraus, die er 1882 heiratete, hatte er zehn Kinder, vier Töchter und sechs

Söhne. 1902 wurde er nach einem Untertage-Unfall pensioniert. Daraufhin erwarb er in Holz eine Kiesgrube, die er mit Frau, Töchtern und Söhnen, aber auch mit angestellten Stundenarbeitern, systematisch abbaute. 1911 erlitt Johannes Meiser einen Schlaganfall, der ihn halbseitig lähmte. Er zog sich aus dem aktiven Leben zurück und begann, seine Erfahrungen und Lebenserinnerungen niederzuschreiben. Es blieben ihm dazu sieben Jahre. Am Ende seines Lebens war er ein mit Gott versöhnter Mann, der dachte, daß er stets zu viel Glück im Leben gehabt hätte. Mit seinen *Erlebnissen und Erinnerungen* hat er uns ein bedeutsames und bewegendes Zeitzeugnis hinterlassen. Johannes Meiser läßt in seinen *Erinnerungen* die Mühen und Glücksstunden des Alltags ebenso lebendig werden wie die größeren historischen Hintergründe, die in sein Leben hineinspielten. Johannes Meiser schildert im Einzelnen

die für ihn einschneidenden Erlebnisse: den Krieg zwischen Frankreich und Deutschland 1870/71, die erste Marienerscheinung in Marpingen 1874 und seine Militärzeit. Er schildert seine letzten Junggesellenjahre und das Familienglück. Breiten Raum widmet er seiner Arbeit im Bergbau – die erste Schicht verfuhr er am 6. April 1871 auf der Dudweiler Grube Skalley, der späteren Anlage Hirschbach. Tief erschüttert zeigte er sich von den großen Grubenunglücken wie beispielsweise dem auf der Grube Maybach im Jahre 1890, das 25 Bergleute das Leben kostete. Damals mußte er mit zweien seiner Brüder und einem weiteren Kameraden »die gefährlichsten Stellen aufräumen und verbauen. »Hier fanden wir fast jede Schicht Gliedmaßen der zerstückelten Bergleute, welche unser Kamerad in einem zu diesem Zweck mitgebrachten Kästchen heimlich auf dem Kirchhof zu Friedrichsthal beerdigte.« Er beschreibt seine Erfahrungen in der gewerkschaftlichen Organisation unter

Nikolaus Warken und die Glücksmomente im bergmännischen Jahresgang wie das Treiben auf den legendären preußischen Bergfesten. Das Kennzeichnendste ist seine Verankerung im katholischen Glauben, der sein ganzes Berufs- und Privatleben bestimmte. Mit religiöser Sinndeutung und dem Blick auf seine Familie schloß er auch zum Kriegsende 1918, wenige Tage vor seinem Tode, seinen Bericht: »Nun ist unser allersehlichster Wunsch erfüllt. Unsere Söhne kamen alle, so wie wir es immer wünschten und vom lieben Gott erhofften, gesund an Leib und Seele, so wie sie von uns fortgingen, auch wieder nach Hause. Ihm sei Lob und Dank.«

Als zweite Lebensgeschichte soll die des bereits genannten Nikolaus Warken skizziert werden. Nikolaus Warken wurde 1851 in Hasborn geboren, dort starb er auch im Jahr 1920. Sein Leben verlief anders als das von Johannes Meiser, trotz seiner zeitnahen Lebensdaten. Daß es zu Bewegungen unter den Saarbergleuten kam, überraschte fast alle zeitgenössischen Beobachter. Einer von ihnen schrieb im Jahre 1890: »Und an der Saar? Eher hätte man des Himmels Einsturz erwartet als eine Auflehnung der hier in den staatlichen Gruben beschäftigten 25 000 Arbeiter. Sie waren ja so willig und gehorsam, so unterwürfig und zahm, wie man sie nur wünschen konnte.« Was war geschehen? 1889 hatten sich erstmals Teile der Arbeiterschaft zu einem Kampf für den Acht-Stunden-Tag und Lohnerhöhungen zusammengeschlossen. Zur Durchsetzung dieser »Bildstocker Forderungen« kam es Ende Mai 1889 zu einem Streik. Weder die preußische Bergverwaltung noch Kaiser Wilhelm II. zeigten sich verhandlungsbereit. Daraufhin fand am 28. Juli 1889 im Bildstocker Gasthaus Krohn die Gründungsversammlung des Rechtsschutzvereins für die bergmännische Bevölkerung des Oberbergamtsbezirks Bonn statt. Der Verein verstand sich als ein Instrument kollektiver Interessensvertretung. Zum Vorsitzenden wurde der Bergmann Nikolaus Warken, genannt Eckstein, gewählt. Warken, Erstgeborener in einer Familie mit acht Kindern, war im Alter von 16 Jahren auf der Friedrichsthaler Helenengrube angefahren. Seinem kantigen Charakter und seinem Durchsetzungsvermögen war es zu verdanken, daß der Verein trotz Unterdrückungsversuchen durch den Staat und Hetzkampagnen der bürgerlichen Presse es vermochte, eine

Solidarisierung der Belegschaften zu erreichen. Er selbst, verheiratet, vier Kinder, mußte für seinen Einsatz einen hohen Preis zahlen. Er wurde abgelegt! Nach Zerschlagung und Auflösung des Rechtsschutzvereins mußte er sein Bildstocker Haus verkaufen. Er kehrte in sein Heimatdorf zurück, wo er sein Elternhaus bezog und eine kleine Landwirtschaft betrieb. Ein Zusatzeinkommen verdiente er sich, indem er von Dorf zu Dorf zog und Fotografien nebst Bilderrahmen verkaufte.

Was also müssen wir attestieren und festhalten: Vieles an Wissen, was die bergbauliche Vergangenheit des Landes an der Saar angeht, ist bei den Menschen in Vergessenheit geraten und mittlerweile nicht mehr Allgemeingut. Dies bezieht sich nicht nur auf solche Sachverhalte, die sich auf die allgemeine, »große« Geschichte beziehen. Auch viel »Alltägliches« ist mittlerweile den Menschen abhanden gekommen. Der Sinngehalt bergbaulicher Begriffe ist heutzutage häufig unbekannt. Beispielsweise wird der Bergmannsgruß »Glückauf« zumeist fehlgedeutet. Er meint, »das Glück möge den Berg auf tun«, damit der Bergmann reiche Lagerstätten findet. Das ehemals weit verbreitete bergmännische Liedgut ist nahezu »untergegangen«, selbst die Strophen des *Steigerliedes* können nur noch wenige mitsingen. Trotz alledem: der Bezug der Menschen zum Bergbau ist im Saarland, wenn auch nicht immer offenkundig, noch immer vorhanden.

Leitsektor Steinkohlebergbau

Es waren schließlich Generationen von Bergleuten, die in den Gruben über Jahrhunderte hinweg unter schwersten Bedingungen gearbeitet haben. In den Hochzeiten des Saarbergbaus, zum Beispiel in den Aufbauphasen nach den beiden Weltkriegen, waren auf den Saargruben mehr als 60 000, kurzfristig sogar mehr als 70 000 Menschen angelegt. Rechnen wir die Familienangehörigen und all diejenigen, die dem Bergbau zulieferten oder von ihm abhängig waren, hinzu, wird nachvollziehbar, daß der Bergbau als *die* Schlüsselindustrie und als *der* Leitsektor der gesamten Region galt. Entsprechend war der Bergbau im gesamten Land wahrnehmbar. Darstellungen mit bergbaulicher Symbolik fanden sich nicht nur in den Zentren des Steinkohlenbergbaus, also dem Saarkohlenwald, im Ens Dorf-

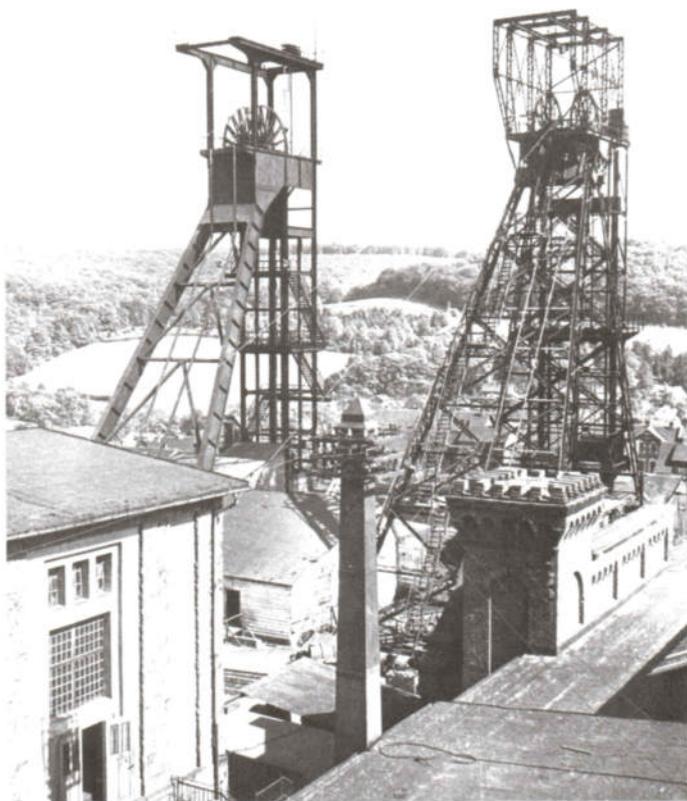
Schwalbacher Raum oder im Warndt. Schlägel und Eisen, die Symbole des Bergbaus, grüßten auch in solchen Orten, die weit außerhalb der eigentlichen Kohleabbaugebiete lagen, von Häuserwänden herab. In den Siedlungsbildern huldigen unzählige Straßennamen dem Bergbau. An den Hauptzufahrtsstraßen sind Transportwagen und Seilscheiben aufgestellt, in einigen Orten sind regelrechte Bergbauecken entstanden.

Bergbauliche Symbole weit verbreitet

Und selbst in vielen Gemeindewappen hat bergbauliches Motivgut Aufnahme gefunden. Verschiedene Arten von bergmännischem Geleucht, bergmännisches Gezähe, Bergkameraden oder Energieblitze zieren beispielsweise die Wappen der Gemeinden Spiesen-Elversberg, Schiffweiler, Quierschied und Heusweiler sowie der Städte St. Ingbert, Neunkirchen, Völklingen, Bexbach, Friedrichsthal, Sulzbach und Saarbrücken. Auf Briefmarken sind Fördertürme und Fördergerüste, untertägige Arbeitsvorgänge wie Arbeiten mit dem Pick-

hammer oder aber Grubenpferde abgebildet. Die französische Grubenverwaltung der Mines domaniales françaises de la Sarre hat in den 1920er Jahren sogar eigene, im übrigen kunstvolle Geldscheine mit herrlichen bergbaulichen Darstellungen drucken lassen. Einige Apotheken führen die Schutzheilige der Bergleute, die Heilige Barbara, im Namen. Und nicht umsonst zierte die Figur des Bergmanns die Schauffassade des zwischen 1897 und 1900 vom Grazer Architekten Georg Ritter von Hauberisser in neugotischen Architekturformen erbauten St. Johanner Rathauses. Der Bergbau hat in alle Bereiche des menschlichen (Zusammen-)Lebens eingewirkt. Selbst in die Sprache hat der Bergbau Eingang gefunden. Das geflügelte Wort von der Bergmannskuh, womit ein wenig scherzhaft die früher allseits präsenzte Hausziege der Bergmannsfamilien bezeichnet wurde, können heute noch viele zuordnen. Die Ziegenhaltung trug mit dazu bei, die Bergleute und ihre Angehörigen mit Milch zu versorgen.

Doch das Bewußtsein für die prägende und kulturbildende Kraft des Bergbaus ist schwächer geworden. Denn der Bergbau verschwindet zunehmend aus der Landschaft. Er verschwindet aus dem Blickfeld der Menschen. Hinzu kommt: der Bergbau büßte in breiten Teilen der saarländischen Bevölkerung entscheidend an Akzeptanz ein. Auch aus diesen Gründen erscheint es notwendig, diesen wesentlichen, ja entscheidenden Aspekt der Saargeschichte darzustellen. Der Bergbau ist unbestreitbar das, was sich als »die Wurzel der saarländischen Gesamtkultur« bezeichnen läßt. Der Duden definiert Kultur als »die Gesamtheit der geistigen und künstlerischen Lebensäußerungen einer Gemeinschaft«. Diese bergmännisch geprägte Kultur hat im Saarland eine lange Tradition. Wieder einmal ist also der (Rück-)



Grube Mellin in Sulzbach:
Ansicht der Tagesanlage mit den
Fördergerüsten (1955)

Blick in die Geschichte hilfreich. Er ist der Schlüssel zum Verständnis der momentanen Situation des Saarlandes und seiner Strukturen. Er ist der Schlüssel zum Verständnis der Menschen, ihrer Wesenszüge und ihrer Gewohnheiten. Und er ist der Schlüssel, um dem Saarland und seinen Menschen für die »Zeit nach der Kohle« einen Weg und eine Perspektive in eine hoffentlich erfolgreiche und lebenswerte Zukunft zu weisen.

Bergbau als Schlüssel zum Verständnis des Saarlandes

Das Saarrevier ist bis heute das nach dem Rheinisch-Westfälischen Industriegebiet bergwirtschaftlich bedeutendste Montanrevier der Bundesrepublik Deutschland. Die Kohlewirtschaft ist noch immer ein wichtiger Bestandteil des hiesigen Wirtschaftslebens. Diese Feststellung allein würde an sich schon ausreichen, um die Bedeutung des Montanwesens für die Lebensfähigkeit einer Region und seine Rolle innerhalb der »Gesamtkultur« zu umreißen. Es ist ebenfalls Allgemeinut, daß nur die Wertschöpfung aus einer lebendigen und gut funktionierenden Industrie Grundvoraussetzung für ein blühendes kulturelles Leben mit vielfältigen Facetten sein kann. Dies ist durch die Jahrhunderte hindurch so gewesen und läßt sich ohne Mühen belegen. Die Saarkohle war das Fundament für all jene kulturellen Sachverhalte und Leistungen, die uns heute wie selbstverständlich erscheinen.

Der Bergbau hat im Land an der Saar sehr früh eingesetzt. Rennfeueröfen aus der Latène-Zeit belegen einen Eisensteinbergbau in vorgeschichtlicher Zeit. Die Hunsrück-Eifel-Kultur war eine Metall-Kultur. Der römische Bergbau ist durch das Kupfererzbergwerk des Emilianus-Stollens in St. Barbara nachgewiesen, das mit seiner Occupatio-Tafel am Mundloch das bislang einzige belegbare Zeugnis eines dem römischen Berggesetz entsprechenden Berechtsamsnachweises im römischen Imperium nördlich der Alpen besitzt. Vom mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Bergbau ist bekannt, daß Wallerfangener Blau als Malfarbe gesucht war, von Albrecht Dürer verwendet und bis nach Venedig transportiert worden ist. Wir wissen auch, daß der Eisensteinbergbau eine gewichtige Rolle im wirtschaftlichen Leben gespielt haben muß, denn

die aufstrebende Eisenindustrie des 15., 16. und 17. Jahrhunderts beispielsweise im Neunkircher Raum und in Dillingen basiert auf den in der näheren Umgebung anstehenden Vorkommen. Im Düppenweiler Kupfererzbergwerk stand zur Wasserhaltung eine der ersten Dampfmaschinen auf deutschem Boden.

Der Metallergbergbau ist bis ins 18. Jahrhundert hinein als Lieferant des von den Landesherren begehrten Münzmetalls Grundlage der Kulturentwicklung gewesen. Im Zuge der Industrialisierung, die vor allem durch die Nutzung der Dampfkraft charakterisiert ist, entwickelte sich dann aber der Steinkohlenbergbau immer stärker zum Motor des technischen Fortschritts. Der Gewinnungsbetrieb der weitflächig gelagerten Flözlagerstätten gestaltete sich anfangs schwierig. Eine Steigerung der Kohlenförderung war zunächst nur durch einen verstärkten Einsatz von Bergleuten möglich, die Mechanisierung im Steinkohlenbergbau setzte im Wesentlichen erst nach dem Ersten Weltkrieg ein. Doch übernahm der Steinkohlenbergbau wichtige Elemente vom Metallergbergbau: Bereits im Jahre 1586 erließ Graf Philipp von Nassau-Saarbrücken eine erste Bergordnung. Der von den Nassau-Saarbrücker Grafen betriebene Steinkohlenbergbau wurde im Jahre 1751 planmäßig in fürstlichen Besitz gebracht. Mit der »Einziehung« der Steinkohlengruben, die zudem als Beginn der bergmännischen Administration gilt, steht, mit wenigen Ausnahmen, der Steinkohlenbergbau an der Saar unter einheitlicher Leitung ständig im Staatsbesitz. Dies ist der Umstand, dem der Saarbergbau bei dem Wegfallen der Konkurrenz im eigenen Produktionsgebiet seine stetig steigende, ruhige Entwicklung zu verdanken hat, und der ihm sein von allen anderen Bergbaurevieren unterschiedliches, ureigenes Gepräge verliehen hat. Fürst Wilhelm-Heinrich setzte die fürstliche Rentenkammer zu Saarbrücken als oberste Bergbehörde fest, führte Steinkohle als Hausbrand ein und siedelte neue Industrieanlagen wie Glashütten, Eisenwerke und die Saarbrücker Rußhütte an. Im Jahre 1758 wurden in Sulzbach erste Versuche zur Herstellung von Steinkohlenkoks angestellt, um der drohenden Holzkohlenknappheit entgegenzuwirken. Johann Wolfgang von Goethe befuhr im Jahre 1770 diese Kokereianlage und beschrieb ihre spezifischen Besonderheiten. Auch der »Brennende Berg« in Dudweiler stand auf seinem

Reiseprogramm. Seine Eindrücke und Erfahrungen hat er im 10. Buch von *Dichtung und Wahrheit* festgehalten.

Von der Kohlengröberei zum Stollenbetrieb

Bis in die sechziger und siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts wird man den oberflächennahen Bergbau wohl am besten noch als Gröberei bezeichnen können. Danach aber ging der Bergbau zum Stollenbetrieb über, eine »pomp a feu«, also eine mit Dampfkraft angetriebene Pumpe war schon 1773 oder 1778 im Schwalbach-Griesborner Bereich im Einsatz. Während der ersten französischen Verwaltung der Saargruben in den Jahren 1793 bis 1815 wurde die bereits angesprochene Geislauterner Berg-



Mensch und Bergbau: Steiger posieren vor den Tagesanlagen der Grube Maybach (1912 oder 1913)

akademie gegründet. Sie muß als ein Meilenstein in Hinblick auf die zukunftsorientierte Ausrichtung des Saarbergbaus interpretiert und gewürdigt werden.

Die Entwicklung nach dem Zweiten Pariser Frieden beschreibt die eigentliche Gründungs- und Konsolidationsphase des Saarbergbaus. Preußen und Bayern hatten sich die Lagerstätte geteilt, wobei Preußen der Entwicklung des Steinkohlenbergbaus eine weitaus größere Bedeutung zumaß als Bayern seinen Unternehmungen in Bexbach, St. Ingbert und Frankholz. Die Einrichtung einer Königlichen Bergamts-Kommission schon 1815 in Saar-

brücken, die straffe Zuordnung der Gruben zu Bergmeistereien und der Bau des Friederiken-Schienenweges von der Grube Bauernwald zur Kohlenniederlage bei Luisenthal seien beispielhaft erwähnt. Wäre der Dampfswagen auf dem Schienenweg gelaufen und hätte die Geislauterner Eisenhütte die dampfgetriebene Zugmaschine betriebsfähig zusammenbauen können, so wäre die erste deutsche Eisenbahn nicht erst 1836 von Nürnberg nach Fürth gefahren, sondern schon 1819 im Saarland. Und sie hätte anstelle von Bierfässern Steinkohlen transportiert. Konsequenz wurde das Aufahren von langen und tiefen Stollen wie dem Veltheim-Stollen bei Luisenthal, dem Flottwell-Stollen der Grube Altenwald, dem Bodelschwingh-Stollen der Grube Merchweiler, dem Reden-Stollen bei Landsweiler, dem Heinitz-Stollen der gleichnamigen Grube und dem

Tiefen Saarstollen betrieben. Die Umgestaltung der Landschaft an der Saar zum Industrieviertel vollzog sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Bergwerksanlagen erhielten nunmehr monumentale Tagesanlagen, die sich von der einheimischen Bebauung in den Dörfern und Weilern fundamental unterschieden. Malakofftürme wurden in Architekturformen errichtet, die an Burgen und Kirchen erinnerten und die die bestehenden Bauwerke an Monumentalität und Eindruck übertrafen. Vor allem das Verwaltungsgebäude der Königlich Preussischen Bergwerksdirektion in Saarbrücken vermochte es, diesen Anspruch zu vermitteln. Be-

gleitend etablierte der Preussische Bergfiskus sein Netz von Wohlfahrts- und Sozialeinrichtungen, das den Bergbau für breite Kreise der Bevölkerung attraktiv machte.

Das sogenannte Prämienhaussystem entsprach dem Wunsch des Bergstaates, junge, kräftige Bergleute auf Dauer an das Revier zu binden. Mit dieser Maßnahme wurden die Grundlagen dafür gelegt, daß die Saarbergleute zur wohl baufreudigsten Berufsgruppe überhaupt wurden. In der Grube hatten sie ihre handwerklichen Fähigkeiten erworben. Bereits im Jahre 1893 hatten zwei Drittel der Kameraden ein eigenes Haus, was für die Saarbergleute mehr als das Dach über dem Kopf war. Wer ein Haus besaß, der galt etwas. War dies nicht der Fall, dann hieß es gering-schätzig: »Der hat noch net emol e Haus«.

Noch heute gibt es im Saarland – im Verhältnis zur Bevölkerungszahl – weitaus mehr Eigenheime als in den anderen Bundesländern. Die Ursache dafür liegt eindeutig in der Vergabe von Baudarlehen durch die Bergwerksdirektion. Bereits im Jahre 1841 hatte der damalige Bergrat Leopold Sello in einer Denkschrift den Vorschlag gemacht, bauwilligen Bergleuten ein Darlehen zu gewähren, und unter bestimmten Voraussetzungen sollten sie auch eine Bauprämie erhalten. Die sozialpolitische Zielsetzung dieser Maßnahme läßt sich aus den Zulassungsbestimmungen für die Vergabe von Baudarlehen klar erkennen: Prämien wurden nur bei guter Führung vergeben, und bei Disziplinarvergehen, wozu z. B. die Beteiligung an einem Streik gehörte, konnte die Summe zurückgefordert werden. Vierzehn Jahre nach der Denkschrift stellte Oberberghauptmann Heinrich von Dechen befriedigt fest: »Es ist dabei ein Arbeiterstand gewonnen worden, der die Gruben nicht verläßt, und der immer neue Arbeiter für dieselben erwachsen läßt.« Damit war der Grundstein für die noch heute sehr problematische Immobilität der Saarländer gelegt. Die Festlegung auf einen Wohnort, auf einen Arbeitsplatz, gekoppelt mit einem durch den Hausbau geförderten Besitzdenken, führte schließlich zu einem Standesbewußtsein, das sich unter anderem auch in der Traditionspflege niederschlug und auch mit eine Ursache dafür war, daß sich eine Arbeiterbewegung an der Saar erst relativ spät entwickelte. Trotz des Erfolges des Prämienhaussystems wichen die Familienformen, die Lebensstile und die Haushaltsbudgets der im Bergbau Beschäftigten derart voneinander ab, daß sich kein auch nur halbwegs einheitlicher Typus bergmännischer Existenz ausbildete. Zwischen den Zentren des Reviers und seiner Peripherie in den agrarisch geprägten Arbeiterrekrutierungsbezirken tat sich eine Fülle von Differenzierungen auf.

Ranzenmänner, Hartfüßer, Saargänger

Da waren die Kolonisten, also die Bergarbeiter, die in den schachtnahen Kolonien lebten. Diese waren geschaffen worden, um die über-völkerten Ortschaften vor allem im Saarkoh-

lenwald zu entlasten. Ein hoher Prozentsatz der Gesamtbelegschaft war und blieb Fernpendler. Nur am Sonntag kehrten die Ranzenmänner, Hartfüßer oder Saargänger, wie sie bezeichnet wurden, in ihre Dörfer heim, wochentags nächtigten sie als Einlieger in Mansarden, Speichern oder Kellern von Kollegen. Oder sie bezogen Quartier in den mit militärischer Zucht und Ordnung geführten kasernenartigen Schlafhäusern. Daneben blieb der Bergmannsbauer »auf seiner Scholle«. Für die Bergleute bestand durch die Einkommenssituation ein Zwang zum landwirtschaftlichen Nebenerwerb. Hier mußte die gesamte Familie mit anpacken, was oft nach der Schicht bis in die Nacht hinein getan wurde. Das Bild vom Mondscheinbauerntum ist durchaus gerechtfertigt. Der Weg zum Arbeitsplatz auf den Bergmannspfaden, den so genannten



Bergmännische Lebenswelt auf Grube Von der Heydt: Speisesaal im Schlafhaus I (um 1905)

Schwarzen Wegen, konnte in extremen Fällen bis zu 15 Kilometer betragen. Der gemeinsame Fußmarsch zur Grube und nach Hause war neben der zusätzlichen Anstrengung auch eine Möglichkeit zur Kommunikation und zur Meinungsbildung für die Bergleute.

Die mit Sicherheit einschneidendste Auswirkung des Industrialisierungsprozesses auf das Leben der Menschen war die Ausweitung der Familiengründungschance auf die gesamte Bevölkerung. Jeder Mann, der durch industrielle Lohnarbeit ein festes Einkommen hatte, konnte in der Hoffnung auf einen sicheren Arbeitsplatz heiraten, womit das Privileg der Ehe für die vermögenden Schichten ver-

loren ging. Ein wesentlicher Schritt zu mehr gesellschaftlicher Gleichheit und zu mehr individueller Freiheit war vollzogen. Auf der anderen Seite bestand eine tiefe Verbundenheit mit den christlich geprägten sozialen Normen, welche eine fast zwanglose Eingliederung in das bestehende Leben und die jeweilige Ordnung mit sich brachte.

Disziplinierung durch Uniformierung

Bemerkenswert erscheint in diesem Zusammenhang, daß der Preußische Bergfiskus nach der Übernahme der Rheinprovinzen in einer sehr frühen Maßnahme die Bergleute mit Uniformen versah, mit Kleidungsstücken, die den mitteldeutschen Bergmannstrachten ähnelten. Eine derartige Angleichung der Einzelpersonen war unter den fürstlichen und französischen Administrationen nicht erfolgt. Durch diese Maßnahmen bekam der Preußische Bergfiskus den Saarbergmann in den Griff. Durch diese Maßnahmen fehlte und fehlt den Saarbergleuten fast vollständig jener kämpferische Wesenszug, der die Kumpel von Rhein und Ruhr ausgezeichnet hat. Tatsächlich sind Streiks an der Saar auch nur sehr selten in größerem Umfang vorgekommen. Der berühmte 100tägige Streik des Jahres 1923 nimmt dabei ebenso eine politische Sonderstellung ein wie die Gründung des Bergmännischen Vereins für Schutz und Recht im Jahre 1889 durch Nikolaus Warken. Der Saarbergbau hat auch niemals die großen Wanderungsbewegungen erlebt wie der Ruhrbergbau. Seine Bergleute stammten vielmehr aus der Region und aus dem Umland, Zuwanderungen waren eher selten. Der Dudweiler Bürgermeister gab im Jahre 1846 eine treffliche Beschreibung und Deutung der damaligen bergmännischen Lebensumstände und -welten. Er bezeichnet den Kohlenabbau als eine »sehr beschwerliche und ungesunde Arbeit, der sich nur die unterziehen, welche sich sonst nicht zu ernähren wissen«. Sie tauschten nicht nur eine Armutssituation gegen die andere ein, sie lieferten sich auch einem ungewissen Lebensschicksal aus, fanden einen neuen Arbeitsalltag voller Gefahren, Belastungen und Bedrohungen vor und sahen sich dem umfassenden Anspruch einer aufklärerisch motivierten Disziplinierung und Verfleißigung konfrontiert. In allen Erinnerungen von Bergarbeitern wird die erste

Schicht unter Tage als nachwirkendes Schockerlebnis beschrieben. »Als wir dann auf dem Förderkorb standen, und der Anschläger sein Glockensignal gab, und der Förderkorb mit einem Ruck nach unten fiel, hielt ich mich an meinem Nebenmann fest und hatte tatsächlich das Gefühl, als wie mein Herz in die Hose gefallen wäre«, schilderte Johann Backes seine erste Seilfahrt. Es war ein sich nie ganz verlierendes Gefühl der Beklemmung, eine bleibende Angst vor den Unwägbarkeiten einer wenig durchschaubaren Technik, die durch tödliche Unfälle bei Ein- und Ausfahrt immer wieder Nahrung erhielt. »Der schnelle unvermittelte Abschied vom Licht und der erste Gruß des ewigen Dunkels umfängt mit einem eigenartigen Taumel die Sinne«, schrieb August Greiffenhagen. »Bald ist es, als schwebte man bodenlos zwischen Füllort und Hängebank, bald wieder, als ständen wir plötzlich still, um dann mit verdoppelter Schnelligkeit, die das Gefühl eines plötzlichen, unvermittelten Sturzes auslöst, weiterzufahren«.

Die Angst war also ständiger Begleiter – bei jeder Schicht! Es war die Angst vor Seilriß, vor Gebirgsbruch oder vor Schlagenden Wetter. Die ständig wiederkehrenden schweren Unglücke, so die auf Camphausen (1885) mit 180 Opfern, auf Reden (1907) mit 150 Toten, auf Maybach (1930) mit 98 Opfern und Luisenthal (1962) mit 299 Toten, machten allen immer wieder schlagartig bewußt, daß der Bergmannsberuf einer ist, der spezifische Gefahren in sich trägt und sich mit keinem anderen vergleichen läßt. Diese Gefahren ließen die Bergleute zusammenrücken. Kameradschaft und das Gefühl der Zusammengehörigkeit wurden zu seinen Wesenszügen. Im Gebäude der 1877 bis 1880 errichteten Königlich-Preußischen Bergwerksdirektion in Saarbrücken befindet sich ein Denkmal. Beim Eintritt in das Gebäude fällt der erste Blick auf den reich gestalteten Treppenaufgang und von dort hinauf zu einem Glasgemälde. Das einem Triptychon nachempfundene Werk des Spiesener Künstlers Ferdinand Selgrad hat auch nach fast fünf Jahrzehnten nichts von seiner Anziehungskraft und Faszination verloren. Es ist vor dem Hintergrund des Luisenthaler Grubenunglücks vom 7. Februar 1962 entstanden. Damals hatte der Vorstand der Saarbergwerke AG beschlossen, allen Saarbergleuten, die in Ausübung ihres Berufes den Bergmannstod gefunden haben, im Hauptsitz

des Unternehmens ein Ehrenmal zu errichten. Bei der Form des Kunstwerks orientierten sich die Auftraggeber an den baulichen Gegebenheiten des Verwaltungsgebäudes. Da es dort keine Möglichkeit gab, eine Plastik oder ein Relief in würdiger Weise und entsprechender Ausleuchtung aufzustellen, entschied man sich für die Glasmalerei. Sie sollte in den drei hohen Rundbogenfenstern auf dem ersten Treppenpodest des zentralen Treppenhauses gestaltet werden und dort einen besonderen

Blickfang bilden. Zur Gestaltung dieses Ehrenmals hatte die Saarbergwerke AG einen künstlerischen Wettbewerb ausgeschrieben. Zwölf Künstler – sechs saarländische und sechs außersaarländische – nahmen sich daraufhin der Aufgabe an, das Thema *Unseren toten Bergleuten* so sinnfällig zu behandeln, daß auf eine Inschrift verzichtet werden konnte. Es wurde den Künstlern freigestellt, eine gegenständliche und figürliche oder eine mehr oder weniger abstrahierende Lösung zu wählen. Zu

Königlich-Preußische Bergwerksdirektion in Saarbrücken: Treppenaufgang mit Glasmalereien von Ferdinand Selgrad (Aufnahme aus dem Jahr 2003)



den namhaften Künstlern, die eigene Interpretationen der Themenstellung entwickelten, zählten Hans Dahlem, Peter Barrois, György Lehoczky, Fritz Zolnhofer, Harry MacLean, Hans Gottfried von Stockhausen, Gerd Jähne, Günter Maas und Peter Haak. Zur Umsetzung kam schließlich der Entwurf des 1927 in Neunkirchen geborenen Künstlers Ferdinand Selgrad. Sein prämiertes Glasgemälde wurde von der Rottweiler Firma Wilhelm Derix umgesetzt. Die Fenster, die jedes eine Größe von 1,20 Meter auf 3,10 Meter haben, sind im Dezember 1964 in der Bergwerksdirektion angebracht worden. Ferdinand Selgrad wählte für seine Saarbrücker Arbeit bewußt die klassische Form des Triptychons, des dreiteiligen Bildes, wie es der Betrachter von vielen Altären her kennt. Die Seitenflügel umrahmen dabei das Mittelbild, damit es noch stärker in den Vordergrund rückt. Während auf der linken Seite zwei Bergleute in Festtracht mit Häckel und bergmännischem Geleucht zur Mitte blicken, wenden sich auf der rechten Seite die Heilige Barbara mit einem Jungen und einem andächtig blickenden Mädchen der zentralen Szene zu, die auffallende Ähnlichkeiten zu Pietàs besitzen. Anstatt Maria mit dem Leichnam Christi darzustellen, bildet hier Ferdinand Selgrad eine Frau, die einen toten Bergmann in den Armen hält, ab. Die Augen des Verunglückten sind geschlossen, zu seinen Füßen liegen Schutzhelm und eine erloschene Grubenlampe als Zeichen des Todes. Die Farbgebung des Triptychons wird von Blautönen dominiert, Rot und Gold ergänzen die Komposition. Im Hintergrund aller drei Dar-

stellungen sind Fördergerüste mit Seilscheiben als *die* Symbole des Steinkohlenbergbaus zu erkennen. Ferdinand Selgrad hat mit seinem Ehrenmal *Unseren toten Bergleuten* eine eindringliche und zeitlos schöne Glasarbeit geschaffen.

Taube als Rennpferd des kleinen Mannes

Das Zusammenrücken förderte auch das Entstehen neuer, anderer Gemeinschaften. Die Bergleute begannen, in der Gruppe ihren Interessen nachzugehen. Die Kleintierzucht und das Gärtnern auf der eigenen Parzelle wurden zu beliebten Freizeitbeschäftigungen. Die Taube wurde zum Rennpferd des kleinen Mannes. Heimarbeit und Alltagskunst blühten auf, Sammelleidenschaften entwickelten sich. Die Industriegesellschaft organisierte sich in erster Linie aber in Vereinen. Nach der Neuordnung der politischen Landkarte Europas durch den Wiener Kongreß 1815 trat das Vereinswesen in den deutschen Teilstaaten in eine neue Phase ein. Überall dort, wo ein an Selbstbewußtsein gewinnendes Bildungs- und Besitzbürgertum nach neuen Formen der Geselligkeit und Kommunikation verlangte und seinen Anspruch auf Mitgestaltung des öffentlichen Lebens anmeldete, kam es vermehrt zu Vereinsgründungen. An der Saar ging diese Entwicklung zunächst nur schleppend voran. Erst in den 1840er Jahren, die anfangs im Zeichen des Vormärz-Liberalismus standen, kam auch an der Saar Bewegung in die Vereinslandschaft. Unverkennbar ist dabei

der zeitliche Zusammenhang mit dem ebenfalls seit der Jahrhundertmitte forciert einsetzenden Prozeß der Industrialisierung. Für die Zeit zwischen 1850 und 1870 wird man regional bereits von einer Vervielfachung der Vereinsziffer auszugehen haben, die schätzungsweise auf vier- bis fünfhundert anstieg. Es kennzeichnet die Vereinsbildung in jener Zeit, daß das Vereinswesen sich konfessionell



Grube Göttelborn: Schulkinder feiern auf dem Bergfestplatz (1913)

auszudifferenzieren begann und eine Ausweitung seiner Trägerschaft auf nicht- bzw. unterbürgerliche Schichten erfuhr. Neben der fortgesetzten Ausbreitung der zunächst noch meist bürgerlich zusammengesetzten Musik-, Gesangs- und Turnvereine, zu denen sich die ersten gleichfalls bürgerlich getragenen Schützen- und Karnevalsvereine gesellten, entstanden in den fünfziger und sechziger Jahren zahlreiche Sterbe- und Krankenkassen sowie Konsumvereine der Bergleute und Industriearbeiter, die ihrerseits durch die vom Katholizismus organisierten Knappenvereine und Bruderschaften ergänzt wurden.

Massenphänomen Verein

Die in den beiden Jahrzehnten nach der Jahrhundertwende anhebende Vergrößerung des Vereinsspektrums war gewissermaßen nur das Vorspiel für die Kaiserreichszeit, in der sich das Vereinswesen als ein das soziale Leben aller Bevölkerungskreise durchdringendes und regulierendes Massenphänomen endgültig durchsetzte. Zwei Phasen lassen sich dabei grob unterscheiden: Während in den siebziger und achtziger Jahren der Saarraum erstmals flächendeckend von einer die meisten Ortschaften erfassenden Welle von Vereinsgründungen überzogen wurde, kam es in den beiden Jahrzehnten vor und nach der Jahrhundertwende nochmals zu einer ins Vielfache gesteigerten Verdichtung, wodurch die Zahl der Vereine regional auf mehrere Tausend anstieg. In Riegelsberg, einschließlich der heute eingemeindeten Ortschaften, gab es vor 1870 gerade zwei Vereine, bis 1890 erhöhte sich ihre Zahl auf 22 und bei Kriegsbeginn 1914 waren es etwa 100. In Illingen einschließlich Gennweiler existierte vor 1870 noch gar kein Verein, 1890 waren es derer drei und 1914 über 50. In der Bürgermeisterei Sulzbach schließlich gab es vor 1870 vier Vereine, bis 1890 waren es etwa 40 und um 1914 mehr als 150. Betrachtet man das Verhältnis zwischen Bevölkerungsgröße und Vereinszahl, so ergibt sich der Befund, daß zu Beginn des 20. Jahrhunderts im engeren Bergbaurevier gelegene Orte bereits eine Vereinsdichte aufwiesen, die über dem heutigen Stand lag. In Dudweiler, das um 1900 etwa 13 500 Einwohner zählte, existierten damals um die 140 bis 150 verschiedene Vereine. Die Gesamtpalette damaliger Ver-

einsgründungen ist in ihrer Vielgestaltigkeit imponierend: Neben den bereits erwähnten Gesangs-, Musik-, Karnevals-, Schützen- und Turnvereinen bestanden überall Geschichts-, Landwirtschafts-, Wohltätigkeits-, Sterbekassen-, Konsum-, Knappen- und Bruderschafts-, Krieger-, Unterhaltungs-, Rauch-, Obst- und Gartenbau- sowie unterschiedliche Tierzucht- und Sportvereine. Weiterhin gab es Handels-, Vorschuß- sowie Spar- und Darlehenskassenvereine, Junggesellen-, Jünglings-, Pensionärs- und Frauenvereine, Kaufleute-, Notar-, Lehrer-, Handwerker- und Eisenbahnvereine, Rotkreuz-, Ortsinteressen-, Städtische Verschönerungs-, Erziehungs- und Gefängnisvereine bis hin zu Lotterie-, Kneipp-, Tanzschüler-, Stenographen- und Anti-Sklavereivereinen. Insgesamt gewinnt man den Eindruck, daß es damals wohl kaum Interessen von Gleichgesinnten gab, die diese nicht auf Vereinsbasis zu realisieren versucht hätten.

Kein Zweifel: Die für das Land an der Saar so prägende Vereinskultur ist in ihren Grundlagen ebenso staatlichen und somit bergmännischen Ursprungs wie die hiesige Festkultur. Fest, Feier, Feiertag, Feierschicht, Feierabend sind Begriffe, die alltäglich gebraucht werden. Feste und Feiern gehören ebenso selbstverständlich wie Arbeit und Berufstätigkeit zum Leben. Allerdings markieren sie in besonderer Weise die Lebensabschnitte, die mit Geburt, Hochzeit und Begräbnis verbunden sind und heben die zyklisch wiederkehrenden Termine des natürlichen Jahresverlaufs, von Arbeit, Religion und Politik hervor.

Bergfeste waren Wambefeschde

Feste sind Erlebnishöhepunkte, die sich aus dem alltäglichen Einerlei der notwendigen Verrichtungen herausheben. Das intensive Erleben der Feste überstrahlt den gewöhnlichen Alltag durch Vorfreude und Nacherleben. Feste lösen den Menschen aus den Sorgen um die Existenz, sie bilden gleichsam einen Gegenpol zum Arbeitsalltag. Die Bergfeste waren zweifelsohne einer der Höhepunkte im Jahresgang der Menschen. Fahnen mit bergbaulicher Symbolik und den Kennzeichen der königlich-preußischen Staatlichkeit, also Krone und preußischem Adler, sowie Uniformen beherrschten stets die Szenerie. Gottesdienst und Bergparade bildeten den feierlichen



Schulklasse des Elementarunterrichts: Geschlechtertrennung im preußischen Schulwesen an der Saar (Foto undatiert)

Auftakt des gantztägigen Ereignisses. Später spielte die Bergmusik zum Tanz auf. Reissuppe und Ochsenfleisch, dazu Bier bis zum Abwinken ließen jedes Bergfest zum Wambefesd werden. Die Verbrauchsmengen auf den Bergfesten waren immens, auf dem Heinitzer Bergfest des Jahres 1910 wurden beispielsweise 5100 kg Fleisch, 2800 kg Schinken, 6900 kg Brot, 750 kg Reis, 220 kg Salz, 130 kg Senf, 26000 Liter Bier und 43000 Stück Zigarren konsumiert. Dabei präsentierte sich der bergmännische Berufsstand nach außen hin als verschworene Gemeinschaft, im Innenverhältnis jedoch legte er höchsten Wert darauf, seine strenge hierarchische Gliederung zu betonen und zu bewahren.

Bergarbeit war Männerarbeit

Der umfassende Katalog der vom preußischen Staat entwickelten Wohlfahrts- und Sozialmaßnahmen trug auch entscheidend dazu bei, das Rollenverständnis in der bergmännischen Gesellschaft und im Besonderen das Verhältnis zwischen Frau und Mann festzuschreiben. Bergbau – das war und blieb eine von Männern dominierte Welt. Im öffentlichen Leben wie auch im privaten Bereich hatte der Mann die zentrale Rolle inne. Frau-

enarbeit in der bergmännischen Gesellschaft vollzog sich häufig im Verborgenen – und sie wurde wenig beachtet und gering wertgeschätzt. 1817 hatte der Preußische Bergfiskus durch Gesetz das Knappschaftswesen mit den angeschlossenen Fürsorge- und Wohlfahrtseinrichtungen neu organisiert. Zu den vom Saarbergbau durchgeführten und eingerichteten Wohlfahrtseinrichtungen gehörten auch die verschiedenen Schulen für die Kinder der Knappschaftsangehörigen. Es entstanden die ersten »Kleinkinderbewahranstalten«. Die Töchter der Bergleute besuchten später die Industrie- und Haushaltsschulen. 1891 bestanden dreizehn derartige Industrieschulen, in denen dreizehn Lehrerinnen Unterricht erteilten. Diese Institutionen hatten den Zweck, »den aus der Volksschule entlassenen Bergmannstöchtern im Alter von vierzehn bis sechzehn Jahren eine erweiterte Unterweisung in den weiblichen Handarbeiten zu bieten; gelehrt wurden hauptsächlich alle Näh-, Flick- und sonstigen Ausbesserungsarbeiten sowie die Neufertigung von Kleidungsstücken und von Wäsche für die Familien der Bergleute. Gut veranlagte Mädchen oder solche, die ihren Unterhalt später als Näherinnen zu erwerben trachteten, wurden im Gebrauch der Nähmaschine geübt und im Zuschneiden und Anfertigen einfacher Frauenbekleidung und

der Leihwäsche bis zur Selbständigkeit unterwiesen.« Außer dem Unterricht in weiblichen Handarbeiten wurden die Mädchen auch in der Haushaltskunde unterrichtet. »Zu diesem Zwecke sind an einzelnen Orten die Industrieschulen zu Haushaltsschulen erweitert und besondere Kochkurse eingerichtet worden. Maßgebend bei der Einrichtung dieser Koch- und Haushaltsschulen war die Erkenntnis, daß es zur Hebung des Arbeiterstandes nötig sei, die jungen Mädchen zu Fleiß, Ordnungsliebe, Reinlichkeit und Sparsamkeit im Haushalt zu erziehen, damit sie imstande seien, dem von der Arbeit heimkehrenden Manne eine geordnete und behagliche Häuslichkeit zu bieten.«

Ehefrauen – Dreh- und Angelpunkte der Familie

Nach der Ausbildung arbeiteten viele Frauen nicht ausschließlich zu Hause. Zwei Beispiele: In den Krankenhäusern an der Saar waren seit 1810 Krankenschwestern eingesetzt. Damit erst war die geregelte und fachliche Pflege der Patienten sichergestellt. Sie erwiesen sich auch in der ambulanten Versorgung in Anbetracht der geringen Arzt- und Krankenhausdichte als unersetzlich. Viele Frauen arbeiteten als Hebammen. In jener Zeit begann das Leben – sprich: erfolgten die Geburten – zumeist zu Hause unter Mitwirkung freier oder öffentlich bediensteter Hebammen. Diese Frauen trugen eine hohe Verantwortung. Im privaten Bereich sahen sich Frauen oft vor übermenschliche Aufgaben gestellt. Das Wohnen selbst war für die Arbeiterfamilien bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts nur ein notdürftiges Obdach in drangvoller Enge. In diesen Verhältnissen vollzogen sich Erziehung und Betreuung von Kindern ebenso wie die Pflege der Älteren. Im industriell geprägten Haushalt war das Alter vor allem für Frauen häufig mit sozialer und finanzieller Unsicherheit verbunden. Landwirtschaftliche Arbeit war bis ins 20. Jahrhundert überlebensnotwendig für die meisten Familien. Alle Familienmitglieder mußten dabei mithelfen. Es waren in allererster Linie die Frauen, die vor allem während der Arbeitszeit der Männer in der Industrie auf dem Feld arbeiteten. Die Frau lebte somit stets im Spannungsfeld zwischen kapitalistischer Ausbeutung, die die Ressourcen auf ein Minimum reduziert, und patriarchalischen Struk-

turen, die dem Mann die Verfügung über diese Ressourcen einräumten. Wenn der Mann das Geld vertrinkt oder verspielt, es der Familie entzieht zu seinem eigenen Vergnügen, oder um sich für die Strapazen und Frustrationen der Lohnarbeit zu entschädigen, so war angeblich die Frau schuld an der entstehenden Not. Gerade bei den Bergarbeitern der Saarregion ist das Vertrinken des Lohnes offenbar keine Seltenheit gewesen. Die Gefährdung der Familienexistenz durch solches Verhalten wurde aber weniger der männlichen Selbstsucht oder den Entbehrungen der Lohnarbeit zur Last gelegt als vielmehr dem »Versagen« der Frau. Sie soll es schaffen, »eine Gegenwelt herzustellen, die verhindert, daß der Mann ausbricht und »über die Stränge schlägt«. Sie soll den Mann durch ihre Gefügigkeit für die Strapazen entschädigen, auch indem sie ihn tröstet und aufrichtet oder Beleidigungen und Mißhandlungen hinnimmt. Kirchen und Staat waren sich weitgehend darüber einig, welche Aufgaben der Frau im bürgerlichen Familienkonzept zukommen. Die Frau wurde zum Dreh- und Angelpunkt der sittlichen Familie erklärt.

Die besondere Unternehmenssituation des staatlich gelenkten Saarbergbaus und die damit verbundene Fürsorge des Staates für die Beschäftigung der Bergleute einerseits und die Abhängigkeit der Bergarbeiterschaft vom Staate andererseits führten nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 zunächst zu keinen krisenhaften Erscheinungen. Massenentlassungen konnten vermieden werden. Der verstärkte Einsatz von Dampfmaschinen, Lokomotiven und Druckluftaggregaten bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges führte zu einer explosionsartigen Steigerung von Förderung und Belegschaft. 1913, dem letzten »normalen« Vorkriegsjahr, wurden rund 14 Millionen Tonnen Steinkohlen von fast 57 000 Bergleuten gefördert. Es muß somit festgehalten werden, daß in den Jahren zwischen 1850 und 1914 das Saarrevier »seine« Form gefunden hat. Das preußische Reglement in Verbindung mit seinen in gewisser Hinsicht destruktiven, fatalistischen, aber auch hedonistischen Grundzügen hat durch den Bergbau das Saarland und seine Menschen entscheidend geprägt. Die zahlreichen Autoren der *Heimatliteratur* belegen dies in aller Deutlichkeit durch ihre Werke.



»Brandbekämpfung« in der Kaffeeküche der Grube Franziska (1958)

Die auf das Ende des langen 19. Jahrhunderts folgende Zeit ist geprägt durch einen zweimaligen Wechsel: Frankreich übernahm den Bergbau für die Jahre 1919 bis 1935 und 1945 bis 1957. In beiden Zeiträumen nahmen die Franzosen umfangreiche und kostenintensive Modernisierungs- und Umstrukturierungsmaßnahmen vor, deren Bedeutung nicht zu unterschätzen ist. Seit den fünfziger Jahren ist die Situation des Bergbaus durch die ständige Schrumpfung des Bergbaus geprägt. Die Zeiten, als der Bergbau durch seine Tagesanlagen – als außenwirksame und erlebbare Zeichen – überall präsent gewesen war, sind vorbei. Mit der Einstellung des Bergwerks Saar zum 30. Juni 2012 erlebt das Saarland nicht nur eine Zäsur seiner Wirtschaftsgeschichte. Es geht eine große Ära zu Ende, die das Land an der Saar und seine Menschen über Jahrhunderte hinweg entscheidend geprägt hat.

Was bleibt? Es bleibt zum einen die Erkenntnis, daß der Steinkohlenbergbau seine einst dominierende Stellung im Kopf des Saarländers verloren hat. Und er muß um seine allgemeine Wertschätzung kämpfen. Zum anderen ist zu attestieren, daß der Pflege der bergmännischen Kultur als Wurzel der saarländischen Gesamtkultur eine herausragende Bedeutung zukommt. Wenn man nicht spätestens jetzt dokumentiert und sammelt, wird man zukünftigen Generationen kaum verdeutlichen können, wie das Saarland seine augenblickliche Kultur erhalten hat. Die beschriebenen Veränderungen sollen nicht beklagt werden, ein starres Festhalten am Überkommenen wäre falsch und auch töricht. Man

muß sich darüber klar werden, daß sich die aus dem Bergbau stammende Gesamtkultur im Saarland überlebt hat und inzwischen eine neue Zeit angebrochen ist, die die alten Strukturen zerbrochen hat, ohne daß zu erkennen ist, wie die Zukunft ausschauen wird. Man muß aber gleichwohl verinnerlichen, daß eine gezielte und wohl verstandene Traditionspflege einen unabdingbaren Beitrag zur Bewältigung der schwierigen und komplexen Zukunftsaufgaben dieses Landes leistet. Dabei muß es um die unterschiedlichsten Hinterlassenschaften unserer Vorfahren gehen. Es geht beispielsweise um einen umfassenden Kulturlandschaftsschutz. Innerhalb dieser Aufgabensstellung haben bergbaulich entstandene Landschaftselemente wie Halden, Absinkweiher und Wasserlösungsteiche eine ähnliche Rolle wie markante Siedlungensembles oder spektakuläre Objekte bergbaulicher Kunst zu spielen. Der Mensch vergißt schnell: Wer kann sich heute noch daran erinnern, wie die Tagesanlagen der Grube Maybach ausgesehen haben und wo der Grubenbahnhof gelegen hat? Wer kann heutigen Schülerinnen und Schülern noch Umfang und Ausmaß der Bergwerke Kohlwald, Heinitz, Viktoria oder St. Ingbert zeigen, ganz abgesehen von einer Erläuterung der ehemals bestehenden bergwirtschaftlichen Bedeutung dieser Bergwerke für die umliegenden Gemeinden? Wem von den sonntäglichen Kirchgängern ist noch bewußt, daß die in den Jahren 1928/29 errichtete St. Ingberter St. Hildegardiskirche als Bergkirche ein architektonisches Gliederungssystem in Gestalt von bergmännischen Türstöcken aufweist? Wer kennt die Vergangenheit der Brefelder Kirche als ehemaliger Pferdestall? Und wer kann noch fundiert über die Kaffeeküchen Auskunft geben?

Die Kaffeekisch war die Bierwirtschaft

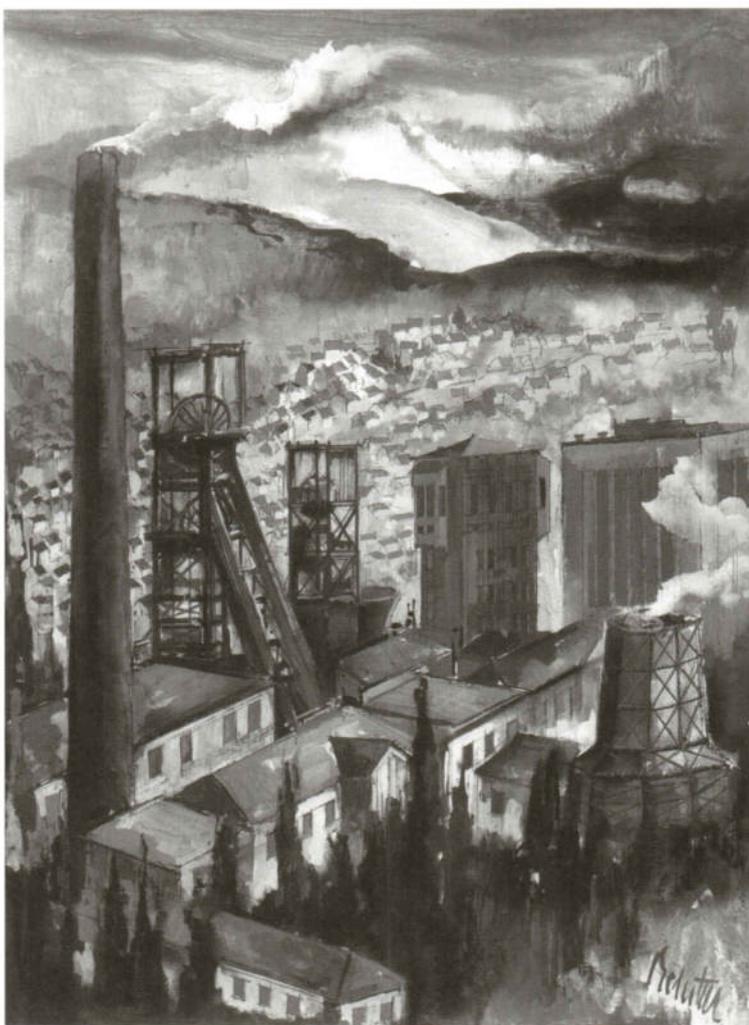
Der Begriff der »Kaffeekisch« ist im Saarland zum geflügelten Wort geworden. Genau genommen ist der Begriff Kaffeeküche falsch. Die Werkskantinen hätten eigentlich Bierwirtschaften heißen müssen, denn mit einer Küche hatten und haben sie nichts zu tun, und Kaffee ist nicht gerade das Lieblingsgetränk der Saarbergleute. Aber Kaffeeküche klingt nach gemütlicher Wohnstube, und für viele Bergleute war und ist sie auch Heim und Hobby.

Selbst nach der Pensionierung wird sie noch aufgesucht. Das Bierchen ist dort billiger. Das Bier aber macht sicher nicht allein die Anziehungskraft der Kaffeeküche aus. Man kann dort preiswert eine Kleinigkeit essen, keine internationalen Spezialitäten, aber genau das, worauf der Bergmann Verlangen hatte, wenn er aus der Grube kam.

Es kann nicht verwundern, daß sich auch die Kunst dieser über Jahrhunderte hinweg derart dominanten Industrie gewidmet hat. Aus den Biographien zahlreicher bildender Künstler der Region wird die zum Teil intensive Beschäftigung mit dem industriellen und hier im Besonderen dem bergmännischen Milieu ablesbar. Natürlich bedürfen *die* saarländischen Industriemaler schlechthin, nämlich Walter Bernstein (1901–1981) und Fritz Zolnhof (1896–1965) hier der ersten und besonderen Erwähnung. Aber auch in den Werken von Otto Weil, Richard Wenzel, Edgar Jene, Mia Münster, Richard Eberle, Hans Dahlem, Frans Masereel, August Clüsserath, Helmut Collmann, Adolf Bender, Fritz Grewenig, Wolfram Huschens, György Lehoczky, Werner Becker, Helmut Oberhauser, Benno Breyer und Lukas Kramer, um einige Künstler zu benennen, finden sich wichtige Auseinandersetzungen mit der Arbeitswelt des Bergmannes. Innerhalb der Kunstgattung Skulptur nimmt das Werk Fritz Koelles im Saarland eine herausragende Rolle ein. Generationen von Werksfotografen haben das Geschehen auf den Saargruben ebenso wie Fotokünstler – von Otto Steinert bis hin zu Jens-Titus Freitag – festgehalten. Und schon früh haben die saarländischen Literaten, darunter Johannes Kirschweg, Gustav Regler, Rainer Petto, Klaus Bernarding, Ludwig Harig, Alfred Gulden, Hans Bernhard Schiff, Johannes Kühn, Gerhard Bungert, Georg Fox, Ellen Diesel und Martin Conrath begonnen,

über die saarländische Mentalität nachzudenken und zu schreiben.

Doch auch sonst philosophiert man sehr gern über »den Saarländer« und sein Wesen. Nur wenige, die typisch saarländische Eigenarten zu erkennen glauben, sehen deren Ursprung im Saarbergbau. Sagen wir es noch einmal: Ohne diesen Industriezweig würde das Saarland als politische Einheit überhaupt nicht existieren! Durch den Bergbau und – darauf aufbauend – durch die eisenschaffende Industrie wurde aus der politisch, kulturell und sprachlich unterschiedlichen Saargegend das Saarbrücker Kohlenrevier und nach dem Ersten Weltkrieg das Saargebiet. In Versailles ging es um die Kohlen, wobei die Doppeldeutigkeit des Wortes Kohlen sehr augenfällig ist. Das politische Gebilde Saargebiet, das 1919 entstand, war nichts anderes als die politische Absicherung wirtschaftlicher Interessen am Steinkohlenbergbau. Die Gruben waren es, die



Walter Bernstein, *Grube*
Camphausen, Aquarell (um 1970)

das Saarland zur politischen Einheit werden ließen, zu einer politisch umstrittenen Region zwischen Frankreich und Deutschland. Ohne die Förderung des Bergarbeiterwohnbaus wäre das Saarland heute nicht dasjenige Bundesland mit den – im Verhältnis zur Bevölkerungszahl – meisten Eigenheimen. Die dadurch entstandene Einschränkung der geographischen Mobilität förderte zwei weitere »Rekorde«: Im Saarland gibt es – prozentual betrachtet – die meisten Vereine und Gaststätten. Wer an einem Ort fest verwurzelt ist, der verbringt dort auch seine Freizeit, der entwickelt ein Bedürfnis, am Gemeindeleben teilzunehmen. Daß die Härte der Arbeit unter Tage die Freude am guten Essen ebenso fördert wie den Durst, das versteht jeder, der einmal in einer Grube war. Und die Kameradschaft, die unter Tage lebensnotwendig ist, hinterläßt selbstverständlich auch im Umgang und im Umgangston ihre Spuren. Vor diesem Hintergrund lassen sich viele Dinge im Saarland verstehen, Verhaltensweisen, die man gerne belächelt, auf die man aber auch stolz ist und die man nicht missen will. Es sind auch diese Dinge, die es zu bedenken und zu beachten gilt, wenn sich die Saarländerinnen und Saarländer, wie es jetzt der Fall ist, vor die Aufgabe gestellt sehen, ihr Land für die Zeit nach dem Bergbau neu aufzustellen und ihre Zukunft sorgsam zu gestalten.

Literatur

- Kurt Bauer und Karl Heinz Ruth, *Koble der Saar*, Neunkirchen: Neunkircher Druck und Verlag 1986.
- Richard van Dülmen (Hrsg.), *Industriekultur an der Saar: Leben und Arbeit in einer Industrieregion 1840–1914*, unter Mitwirkung zahlreicher Autoren, München: C. H. Beck 1989.
- Richard van Dülmen und Reinhard Klimmt, (Hrsg.), *Saarländische Geschichte – eine Anthologie*, St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 1995.
- Hans Horch, *Vom Agrarland zum Industriegebiet – Wirtschaft und Gesellschaft 1815–1918*, in: *Das Saarland. Politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung*, hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung, Saarbrücken 1989, S. 51 ff.
- H. Peter Dörrenbächer (Hrsg.), *50 Jahre Saarland im Wandel*, Saarbrücken: Institut für Landeskunde des Saarlandes 2007 (= *Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde im Saarland*, Bd. 44).
- Heidelinde Jüngst-Kipper und Karl Ludwig Jüngst, *Johannes Meiser – »Auch dafür danke ich dem lieben Gott«*, Saarbrücken: Conte 2005.
- Reinhard Klimmt, *Auf dieser Grenze lebe ich*, Blieskastel: Gollenstein 2003.
- Klaus-Michael Mallmann, Gerhard Paul, Ralph Schock und Reinhard Klimmt (Hrsg.), *Richtig daheim waren wir nie – Entdeckungsreisen ins Saarrevier 1815–1955*, Berlin – Bonn: Dietz 1987.
- Franz Rauber, *250 Jahre staatlicher Bergbau an der Saar*, 1. Teil: *Von den Anfängen bis zum Versailler Vertrag*; 2. Teil: *Von den Mines Domaniales Francaises de la Sarre bis zur Deutschen Steinkoble AG*, Saarbrücken: Pirrot 2007.
- Karl Heinz Ruth, *Bergmannsuniformen an der Saar – Tradition und Wirklichkeit in der Geschichte des Saarbergbaus*, Saarbrücken: Verlag »Die Mitte« 1986.
- Karl August Schleiden, *Aus provinzieller Enge zur Welt-offenheit – kulturelle Entwicklung 1815–1957*, in: *Das Saarland – politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung*, hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung, Saarbrücken 1989, S. 83 ff.
- Delf Slotta, *Das Steinkoblerevier an der Saar. Eine Zeitreise durch mehr als 250 Jahre Industrie- und Landesgeschichte*, Herne: RAG 2011.
- Delf Slotta, *Der Steinkohlenbergbau an der Saar und sein bauliches Erbe. Technische Denkmäler und architektonische Kostbarkeiten im saarländischen Bergbaurevier*, in: *Bergmannskalender 2011*, Herne: RAG 2011, S. 68 ff.
- Delf Slotta, *Der Saarländische Steinkohlenbergbau. Bilder von Menschen, Gruben und bergmännischen Lebenswelten*, Dillingen: Krüger 2011.
- Delf Slotta und Thomas Reinhardt, *Gruben und Bergbaulandschaften im Saarland*, Dillingen: Krüger 2012.
- Rainer Slotta, *Förderturm und Bergmannsbau*, Saarbrücken, sdv 1979 (= *Veröffentlichungen aus dem Deutschen Bergbau-Museum Bochum*, 17).
- Zweckverband Historisches Museum Saar (Hrsg.): *IndustrieMenschenBilder – Ansichten aus der saarländischen Industrieregion*. Ausstellungskatalog, Saarbrücken: Historisches Museum Saar 1996.

Neunkircher Hüttenfrauen

Arbeit und Leben von Frauen in der Eisen- und Stahlindustrie 1880 bis 1935

Von Fabian Trinkaus

Die Eisen- und Stahlindustrie gilt als Männerdomäne. Die harte Arbeit im Betrieb war Männern vorbehalten – die Werksleitung ohnehin. Wo, wenn überhaupt, hatten Frauen ihren Platz? Die Antwort fällt angesichts einer sehr schwierigen Quellenlage nicht leicht. Es braucht den Blick für die Details, um die Bedeutung der Frau – oder besser: der Arbeiterfrau – in der Hüttenindustrie zu umreißen. Frauen spielten im Sozialgefüge der Schwerindustrie in mehrfacher Hinsicht eine wichtige Rolle. Dies am Beispiel der Hüttenstadt Neunkirchen¹ zu zeigen, ist Ziel des folgenden Beitrags, der sich auf drei Ebenen bewegt. Zunächst richtet sich der Blick in die arbeitsintensive Welt des Hüttenbetriebs mit seinen Hochöfen, Konverteranlagen und Walzstraßen: Gab es auf der Hütte Raum für weibliche Tätigkeit? Sodann wird die Arbeiterfamilie in den Fokus gerückt: Welche Aufgaben hatte die Frau im Rahmen der Hüttenarbeiterfamilie? Zuletzt ist noch die Frage zu stellen, ob und inwieweit Hütten(arbeiter)frauen auch in der Öffentlichkeit in Erscheinung traten. Hier bietet sich ein Blick auf die nach 1918 entstehende Neunkircher Arbeiterbewegung als exemplarischer Fall von Öffentlichkeit an.

Im Betrieb

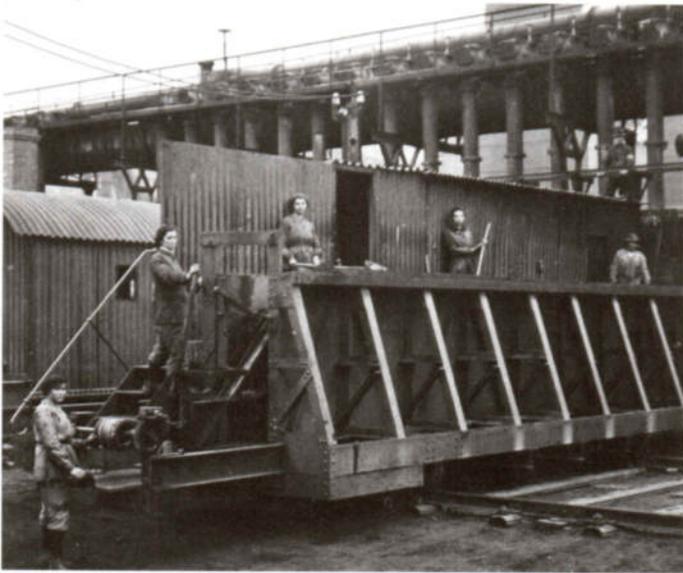
Karl-Ferdinand Stumm, der langjährige Firmendirektor und -inhaber des Neunkircher Eisenwerks, formulierte am 18. August 1884 in einem seiner zahlreichen Zirkulare an die Meister und Privatbeamten des Betriebs ein Rekrutierungsprofil für neu einzustellende Arbeitskräfte. Hierin hieß es: »Es sollen im Allgemeinen nur kräftige, unverheiratete Leute von 18–29 Jahre angenommen werden. Dieselben müssen regelmäßige Legitimationspapiere haben und aus der nahen Umgegend, bis etwa 10 Stunden im Umkreis, stammen.«² Das Alter, die Herkunft und der Rechtsstand der potentiellen Bewerber wurden explizit vor-

gegeben – nicht jedoch das Geschlecht. Wenn aber von »kräftigen, unverheirateten Leuten« die Rede ist, dann waren ausschließlich Männer gemeint: Daß das Unternehmen exklusiv nach männlichen Arbeitskräften Ausschau hielt, war so selbstverständlich, daß es nicht ausdrücklich erwähnt werden mußte.

Galt die Frauen- neben der Kinderarbeit als eines der zentralen sozialen Probleme der Frühindustrialisierung, so spielte sie in der Hochindustrialisierungsphase in vielen Werken nahezu keine Rolle. Auch wenn sich die Quellenlage für das Neunkircher Eisenwerk schwierig gestaltet – es sind im Gegensatz zu anderen Werken keine Stammlisten mit dem Personalbestand überliefert –, so ist nach Maßgabe der vorhandenen Informationen zu konstatieren, daß keinerlei Hinweise auf Frauenarbeit in der Produktion vorliegen. Bestenfalls als marginal ist die Verbreitung von Frauenarbeit auch in den zwanziger Jahren zu nennen. Wie aus betriebsinternen Personalstatistiken hervorgeht, waren zwischen 1922 und 1924, bei einer Belegschaftszahl von rund sechstausend Arbeitskräften, zwölf Frauen auf der Hütte in Lohn und Brot; im Geschäftsjahr 1926/27 waren es sogar nur fünf. Auch wenn über den Einsatzort und die Tätigkeit dieser wenigen weiblichen Beschäftigten nichts bekannt ist, so ist doch anzunehmen, daß sie nicht unmittelbar in der Produktion eingesetzt waren, sondern eher in Nebenbetrieben der Firma. Denkbar wäre etwa eine Anstellung als Verkäuferinnen in der Hüttenkonsumanstalt oder als Mitarbeiterinnen in den betriebseigenen Schulen und Kindergärten. Anscheinend wurden die im Werk beschäftigten Putzfrauen nicht in den erwähnten Personalstatistiken berücksichtigt, tauchte doch im Werksarchiv ein Schreiben aus dem Jahr 1928 auf, in welchem der Abbau von Putzfrauen von 33 auf 16 angekündigt wird. Wie dem auch sei, zwei Befunde können an dieser Stelle festgehalten werden: Erstens spielte Frauenarbeit in der Produktion weder um die Jahrhundertwende noch in den

zwanziger Jahren eine wesentliche Rolle; zweitens waren Frauen in geringem Umfang in diversen Nebenbetrieben eingesetzt.

Das Hüttenwerk war eine männlich dominierte Welt. Nichtsdestotrotz war die Arbeiterfrau in verschiedener Hinsicht Objekt der unternehmerischen Erwägungen. Das Neunkircher Eisenwerk, das bekannt war für seine weitreichende Bevormundung der Arbeiter auch jenseits der Fabrikmauern, betrieb eine aktive Familienpolitik, indem beispielsweise Ehestandsdarlehen ausgezahlt wurden. Die Heirat an sich war allerdings, wenigstens in der »Ära Stumm«, an die Zustimmung des Fabrikherrn gebunden: Nur der Arbeiter, der sich den Stummschen »Heiratskonsens«



Abgesehen vom Stahlwerk waren Frauen auch in anderen Teilbetrieben während des Krieges unter widrigen Bedingungen tätig. Die Abbildung zeigt den Einsatz von Frauen in der Koksbatterie, wo unter anderem mit großem Kraftaufwand Kohle geschaufelt werden mußte. Diese Arbeit fand nicht, wie im Stahlwerk, in der brütend heißen Konverterhalle statt, dafür waren die Frauen im Freien der Witterung ausgeliefert. Rechts im Bild ist ein Meister oder Vorarbeiter zu sehen, der den Arbeitsprozeß überwachte und vor Ort die rigide Fabrikdisziplin auf der Hütte verkörperte.

einholte, durfte sich trauen, sofern er nicht seinen Arbeitsplatz verlieren wollte. Kriterium für die Erteilung der Heiratsurlaubnis war, neben dem Alter und der wirtschaftlichen Situation des Mannes, der Leumund der Frau.

Frauen gerieten also ins Visier der Hüttenobrigkeit, ohne überhaupt auf dem Werk beschäftigt zu sein.

Die Beschäftigungssituation für Frauen sollte sich auf dem Neunkircher Eisenwerk lediglich in der Ausnahmesituation des Ersten Weltkriegs für einige Jahre ändern.³ Der Krieg wirkte sich in der Schwerindustrie spürbar aus. Nicht nur, daß die Produktionspalette mehr und mehr dem Bedarf der Rüstungsindustrie angepaßt wurde, auch innerhalb des Personals vollzogen sich tiefgreifende Umwälzungen. Zunächst zogen die Einberufungen zum Militärdienst eine spürbare Reduktion der Belegschaft nach sich. Sodann mußten die durch den Krieg entstandenen Lücken aufgefüllt werden, um den militärischen Produktionsvorgaben gerecht zu werden. Dies geschah bereits im Ersten Weltkrieg – freilich nicht in dem Umfang wie im Zweiten Weltkrieg – durch die Zwangsverpflichtung von Kriegsgefangenen. Auch Kinder und Jugendliche wurden in der Produktion eingesetzt. Besonders wichtig war in dieser Phase allerdings der Einsatz von Frauen: Über siebenhundert Arbeiterinnen waren zeitweilig im Betrieb tätig. Sie mußten in der Regel den Verdienstausschlag des zum Militärdienst eingezogenen Mannes kompensieren und sich in der Rüstungsindustrie verdingen, die wesentlich höhere Löhne zahlte als andere Unternehmen. Die Frauenarbeit während des Krieges hatte mit der sporadischen weiblichen Tätigkeit auf der Hütte in anderen

Phasen wenig gemein. Zwischen 1914 und 1918 kamen Frauen in den Kernbetrieben der Produktion zum Einsatz, wie eine für das zweite Halbjahr 1916 überlieferte Lohnliste aus dem Stahlwerk exemplarisch belegt. Unter den 310 Arbeitskräften, die für die erste Schicht registriert waren, befanden sich immerhin 49 Frauen, mit anderen Worten: Rund 16 Prozent waren Frauen. Die Rekrutierung von Frauen war in den Augen der Werksleitung ein der Ausnahmesituation geschuldetes Provisorium, denn die 49 weiblichen Kräfte waren ausnahmslos als Tagelöhnerinnen beschäftigt. Dieses Beschäftigungsverhältnis erlaubte im Bedarfsfall, bei sich normalisierender Wirtschaftssituation, eine rasche Wiederaufkündigung. Tatsächlich verschwanden die Frauen

nach 1918, wie oben gezeigt, schnell wieder aus dem Werk. Die aus dem Krieg zurückflutenden, nunmehr beschäftigungslosen Soldaten wurden in den Wirtschaftskreislauf reintegriert, die Frauen mußten weichen.

Für die 49 im Stahlwerk eingesetzten Frauen, die oftmals nur als Frau ihres Mannes (etwa als »Frau Otto Müller« oder »Frau Jakob Gerhardt«) geführt waren, bedeutete die Zeit auf der Hütte Schwerstarbeit unter Lohn- und Zeitdruck, denn sie waren allesamt im Akkord beschäftigt: Um zu vernünftigen Löhnen zu kommen, mußten sie schnell und effektiv arbeiten – und dies in einer äußerst unwirtschaftlichen Arbeitsumgebung. Die von den Thomaskonvertern ausgehende Hitze, die zahlreichen Gefahren, welche zu schweren Unfällen führen konnten oder die mitunter rüde Antreiberei durch die Meister und Vorarbeiter, die vor den Frauen gewiß nicht haltmachten, erschwerten im Zusammenspiel mit der Akkordhetze die Arbeitssituation. Doppel- und Nachtschichten waren nach der zu Kriegsbeginn erfolgten Lockerung der Arbeitsschutzbestimmungen keine Ausnahme. Zu bedenken ist ferner, daß für die Arbeiterinnen die Tätigkeit in der Fabrik ein Novum war: Die körperlichen Anstrengungen waren bis dato unerhört, die Unerfahrenheit vermehrte die Unfallgefahr. Erschwerend kamen überdies die kriegsbedingten Verschlechterungen der allgemeinen Lebenssituation hinzu. Bereits seit 1915 mußten in Neunkirchen die Lebensmittel streng rationiert werden, es kam immer wieder, etwa während des »Steckrübenwinters« 1916/17, zu regelrechten Hungerkrisen, die sich nicht selten mit Epidemien verbanden. Bei allen Pressionen des Krieges ist an dieser Stelle allerdings darauf hinzuweisen, daß der Krieg und die gewachsene weibliche Verantwortung der Frauenbewegung mittelfristig einen Schub verliehen.

In der Familie

Frauenarbeit spielte im Neunkircher Eisenwerk, jedenfalls während des hier fokussierten Untersuchungszeitraums, insgesamt keine große Rolle, mit Ausnahme der Phase des Ersten Weltkriegs, als Frauen unter denkbar ungünstigen Umständen im größeren Stil in der Produktion herangezogen wurden. Es wäre allerdings verfehlt, den Terminus der

»Hüttenfrau«, wie er in der Überschrift gewählt wurde, auf die betriebliche Sphäre zu reduzieren. Die Arbeiterfamilie begründete im Kaiserreich und darüber hinaus eine umfassende Erwerbsgemeinschaft, in der alle Mitglieder – männliches Familienoberhaupt, ältere Kinder und nicht zuletzt die proletarische Frau – einen unabkömmlichen Beitrag zum Auskommen der Familie beitrugen.⁴ Dabei konnten die Familienformen und die damit einhergehenden Aufgaben der Frau variieren. Es kristallisierten sich mehrere idealtypisch zu verstehende familiäre Strukturen heraus, die allerdings auch in Kombinationen und Mischformen auftreten konnten.

Zunächst wäre an die – verhältnismäßig – gut situierte Familie der sogenannten »Stammarbeiter« zu denken. Das Neunkircher Eisenwerk betrieb, genau wie viele andere zeitgenössische Unternehmen, eine ambitionierte Sozialpolitik. Man schuf werkseigene Versicherungssysteme mit Kranken- und Rentenkassen, richtete Schulen und Versorgungsanstalten ein und stellte vor allem den Facharbeitern mit längerer Betriebszugehörigkeit Wohnraum zur Verfügung. Zu den von der Hütte erbauten Werkwohnungen gehörten in der Regel eine Acker- oder Gartenparzelle sowie andere landwirtschaftliche Produktionsmittel, etwa Geräteschuppen oder Ställe für Vieh. Dies läßt sich verschiedenen Quellengattungen, beispielsweise den im Stadtarchiv Neunkirchen erhaltenen Baukonzessionen der Hütte, entnehmen. Stumm und seine Nachfolger verfolgten mit der Bereitstellung agrarischer Güter mehrere Intentionen, nicht zuletzt eine Form der Sozialdisziplinierung: Statt seine Freizeit in der Kneipe oder gar mit sozialdemokratischem Engagement zu verbringen, sollte der Hüttenarbeiter außerhalb der Arbeitsstunden sein kleines Feld bestellen. Außerdem konnten dank dieser Politik die Löhne niedrig gehalten werden. Auf diese Weise trugen die Unternehmen zur weiteren Verbreitung des Sozialtypus des »Arbeiterbauern« bei, der ohnehin in den Realererbteilungsgebieten des Saarreviers überaus häufig anzutreffen war. Vereinfacht ausgedrückt handelte es sich um eine agrarisch-industrielle »Hybridexistenz«: Der Mann war schon Lohnempfänger in der industriellen Arbeitswelt, hatte aber zugleich noch ein zweites, bäuerliches Standbein.

Die mit dem landwirtschaftlichen Besitz einhergehenden Verpflichtungen tangierten

letztlich aber den Alltag der Frau viel stärker als den »Arbeiterbauern« selbst. Ihr oblag im Wesentlichen die Pflege und Bestellung der kleinen Landwirtschaft, denn angesichts der wenigstens bis zum Ersten Weltkrieg üblichen Zwölfstundenschicht blieb dem Mann nur wenig Zeit für die landwirtschaftliche Nebentätigkeit. Neuere Schätzungen gehen davon aus, daß eine Arbeiterbauernfamilie über 0,5 bis 2 Hektar Land verfügte. Die Frau übernahm in der täglichen Familienökonomie eine große Verantwortung. Ihre Tätigkeit war keineswegs vergleichbar mit dem, was man heute mit dem Begriff der »Gartenarbeit« assoziiert: Die Familie war auf das Zubrot aus dem Garten- und Ackerbau sowie aus



Dabei waren auch viele Frauen in ihrem Tagesablauf unmittelbar dem Produktionsrhythmus der Hütte unterworfen. Geradezu sinnbildlich für die Verquickung von Werk und Stadt ist die Darstellung von Arbeiterfrauen, die ihren Männern in der Mittagspause ihr Essen brachten: Dutzendweise machten sich die Ehegattinnen, ausgerüstet zumeist mit einer großen Kanne oder einem ähnlichen Gefäß, zur Mittagszeit auf den Weg zur Hütte. Pünktlich zur Pause mußten sie das Werkstor erreicht haben, daher mußten auch sie, obwohl nicht auf dem Werk selbst in Lohn und Brot, ihren Tagesrhythmus nach Maßgabe des Fabriktakts gestalten.

der Viehwirtschaft angewiesen, die Erträge stockten den Lohn des Mannes auf und waren mitunter überlebensnotwendig. Dabei war die landwirtschaftliche Betätigung, das Säen, Ernten, Jäten oder Füttern der Tiere, nur ein Aufgabenfeld unter vielen. Daneben mußte

gekocht, gewaschen, genäht, gestrickt und geputzt werden, und auch die Erziehung und Versorgung der Kinder fiel in den Aufgabenbereich der Frau. Die weibliche Verantwortung für das Gelingen des alltäglichen Wirtschaftens wuchs im Falle der im Saarrevier häufig anzutreffenden Pendelwanderung. Oft wohnte die Familie im weiteren Umland und der Mann kehrte nur am Wochenende nach Hause zurück. Die Ehefrau war dann in allen Aufgaben praktisch auf sich allein gestellt: Der Mann führte am Samstagabend oder am Sonntag bestenfalls eine »Inspektion« durch, konnte aber in das Tagesgeschäft nicht regelmäßig eingreifen.

Neben dem vom Arbeiterbauernum geprägten Familientypus, der in Neunkirchen und Umgebung weit verbreitet war, existierte im Zeitalter der Industrialisierung eine Haushaltsanordnung, die Sozialhistoriker als »halboffene Familienstruktur« bezeichnen. Diese war ein genuin und ausschließlich städtisches Phänomen und wurde dadurch begründet, daß familienfremde Personen in den Haushalt aufgenommen wurden: Zugereiste und häufig ledige Arbeiter quartierten sich gegen Miete bei einer Arbeiterfamilie ein, dafür erhielten sie Kost und Logis. Für beide Parteien war dies ein gewinnbringendes Arrangement, das freilich seine Kehrseiten hatte. So wurde der ohnehin knapp bemessene Wohnraum zusätzlich belastet, während die neu geschaffene Einkommensquelle zu Lasten der familiären Intimität ging. Die Einquartierung und Verköstigung eines »Kost- und Schlafgängers«, wie die Untermieter für gewöhnlich bezeichnet wurden, hatte besonders für die Frau Konsequenzen: Sie hatte (mindestens) einen zusätzlichen Esser zu bekochen und dessen Wäsche zu waschen. Das Geld, das in die Familienkasse floß und gerade in Krisenzeiten bitter notwendig werden konnte, wurde vor allem durch ihren Einsatz erwirtschaftet. Um die Jahrhundertwende lebten immerhin 41 Prozent der Neunkircher Hüttenleute zur Miete, davon 15 Prozent bei anderen Hüttenarbeitern. Man darf annehmen, daß die im Mietwesen ausgeprägten Wohn- und Sozialformen, nicht zuletzt die »halboffene Familienstruktur«, trotz der hohen Eigenheimquote (45%) und der betrieblichen Wohnraumpolitik in Neunkirchen eine weite Verbreitung fanden, mithin daß viele Neunkircher Hüttenfrauen eine Mehrfachbelastung zu tragen hat-

ten, indem sie neben Mann und Kindern auch Familienfremde tagtäglich versorgen mußten.

An dieser Stelle läßt sich resümieren, daß Frauen in Normalzeiten zwar keine Anstellung auf der Hütte fanden, daß sie aber unabhkömmliche Aufgaben im Familienmanagement trugen. Die Arbeiterfrau hielt ihrem Mann sprichwörtlich den Rücken frei, wodurch sie einen unverzichtbaren Beitrag zur Stabilisierung des Sozialgefüges leistete. Ihre Verpflichtungen waren vielfältig. So trugen sie die Verantwortung für das knapp bemessene Familienbudget. Die tägliche Arbeitszeit, die sie in die klassischen Haushaltstätigkeiten wie das Kochen, Waschen, Putzen, Nähen und Stricken, in die Versorgung und Erziehung der Kinder sowie in die landwirtschaftliche Nebentätigkeit investierten, ging wohl in vielen Fällen weit über die im Werk übliche Zwölfstundenschicht hinaus.

In der Öffentlichkeit

Die Arbeiterbewegung des Kaiserreichs setzte sich, außer für das allgemeine Wahlrecht, explizit auch für das Frauenwahlrecht ein. Frauen wie Clara Zetkin und Rosa Luxemburg zählten zu den ideologischen Vordenkerinnen der Sozialdemokratie, waren damit exponierte Vertreterinnen der deutschen Arbeiterbewegung. Dennoch läßt sich festhalten, daß diese in der Hauptsache eine männlich dominierte Angelegenheit war, auch noch in der Zwischenkriegszeit. Männlichkeitsrituale, wie man sie gemeinhin zunächst mit bürgerlichen oder Kriegervereinen in Verbindung bringt, waren auch in der Arbeiterbewegung wichtige Bestandteile der Alltagskultur.⁵ Auch für die Neunkircher Arbeiterbewegung, die erst nach dem Ersten Weltkrieg Fuß fassen konnte, läßt sich in einem ersten Zugriff eine klare männliche Dominanz feststellen. Im 21 Köpfe zählenden Neunkircher Arbeiter- und Soldatenrat, in dem die Gewerkschaften und die Sozialdemokraten eine tragende Rolle spielten, war keine einzige Frau vertreten. Männer wie der Augenarzt Karl Schneider und der Multifunktionär Herrmann Petri prägten die Neunkircher Sozialdemokratie der Zwischenkriegszeit.

Hinweise auf eine weibliche Beteiligung an der lokalen Arbeiterbewegung sind überaus spärlich – bei genauerem Hinsehen sind sie

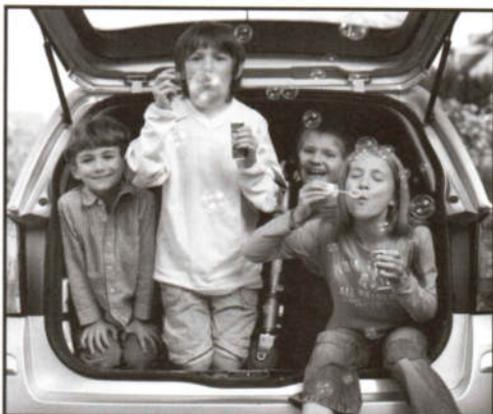
aber durchaus erkennbar. Etwa im Zuge der alljährlich groß aufgezogenen Maifeiern: Hier wurde in der zeitgenössischen Arbeiterbewegungspresse nicht nur von Frauen berichtet, die als passive Rezipientinnen die großen Umzüge bestaunten, sondern auch von ihrer Partizipation an jenen rotbeflaggten Lindwürmern, die sich alljährlich am 1. Mai durch die Straßen der Hüttenstadt schlängelten. Am 26. April 1930, um nur ein Beispiel zu nennen, kündigte die sozialdemokratische »Volksstimme« die Marschordnung für den Festzug an. Einen Platz wies man einer nicht näher erläuterten »Frauengruppe« zu, während die Frauen der Arbeiterwohlfahrt ebenfalls am Zug teilnahmen. Glaubt man der kommunistischen »Arbeiterzeitung«, so haben 40 Frauen im Zug 210 Männern gegenübergestanden, ein in der Relation durchaus ins Gewicht fallender Anteil. Die Abende der Maifeiern waren in der Regel für die Familien konzipiert: Auf dem Programm standen Ballabende und Familienfeste. An den Maifeiern offenbart sich, daß man sich um die Integration der Frauen bemühte. Die Arbeiterbewegung hielt Organisationsangebote für ihre weibliche Klientel bereit, etwa in der Arbeiterwohlfahrt. Dies alles bedeutete im Vergleich zur Vorkriegszeit, als die Arbeiter ihre Freizeit in ausschließlich männlich geprägten Vereinen verbrachten, einen gewissen Fortschritt.

Dennoch bleibt der Befund, daß der weibliche Anteil im Umkreis der Arbeiterbewegung gering blieb. Bei manchen Vereinsgründungen im Dunstkreis von Sozialdemokratie und Freien Gewerkschaften, etwa im Falle des 1918 aus der Taufe gehobenen Arbeitergesangsvereins »Einigkeit«, ist von weiblicher Teilnahme überhaupt nicht die Rede. Die öffentliche Repräsentation der Frau entsprach keineswegs der großen Bedeutung, die sie für die Organisation des familiären Alltags hatte: Sie blieb weitgehend aus der Öffentlichkeit ausgeschlossen oder tauchte nur im Gefolge ihres Ehemannes auf.

Fazit

Im Betrieb und im öffentlichen Leben außen vor, in der Familie aber der Dreh- und Angelpunkt, ohne den nichts funktionierte: So könnte man die Situation der Neunkircher Hüttenfrauen im Betrachtungszeitraum zu-

sammenfassen. Die Arbeit auf der Hütte war und blieb Männersache, mit Ausnahme einiger weniger Nebenbetriebe. Nur während des Ersten Weltkriegs rekrutierte die Hütte verstärkt Frauen. Dies war allerdings von Beginn an als Provisorium gedacht, denn die zeitweilig über siebenhundert Arbeiterinnen waren allesamt im Tagelohn beschäftigt und damit leicht kündbar. Die nach 1918 aufstrebende Neunkircher Arbeiterbewegung bemühte sich spürbar um die Integration der Frauen, aber das weibliche Element blieb hier deutlich im Hintertreffen. Die Marginalisierung in Betrieb und Öffentlichkeit widersprach dabei der fundamentalen Bedeutung der Arbeiterfrau in der Familie: Von der weiblichen Tätigkeit, ihrem Know-how, ihren Managementqualitäten und Kalkulationskünsten hingen das Wohlergehen, die Funktionstüchtigkeit, in Extremfällen und Krisenzeiten sogar das Überleben der Familie ab. Sie verfügte über das knapp bemessene Haushaltsbudget, mußte mit dem zur Verfügung stehenden Geld sinnvoll haushalten



Autos nach Lust und Laune

www.cambio-CarSharing.de/saarbruecken
0681-59 59 522

cambio
CarSharing

und die vorhandenen Ressourcen ertragreich ausschöpfen. Ihr oblag nicht nur die klassische Arbeit im Haus, sondern auch die Pflege der oftmals vorhandenen Landparzelle. Mangels Zeit und angesichts langer Schichten konnte der Mann in vielen Bereichen nur sporadisch mitwirken, im diffizilen Tagesgeschäft war die Frau weitgehend auf sich allein gestellt.

Anmerkungen

- 1 Die hier verhandelten Aspekte werden zum Teil in den einschlägigen Stadtgeschichten aufgegriffen und vertieft. Erwähnt seien: Richard van Dülmen und Joachim Jacob (Hrsg.), *Stumm in Neunkirchen. Unternehmerberrschaft und Arbeiterleben im 19. Jahrhundert. Bilder und Skizzen aus einer Industriegemeinde*, St. Ingbert: Röhrig 1993; Rainer Knauf und Christof Trepesch (Hrsg.), *Neunkircher Stadtbuch*, Neunkirchen 2005.
- 2 Die in diesem Beitrag aufgeführten und zitierten Quellen und Statistiken finden sich allesamt im Stadtarchiv der Kreisstadt Neunkirchen.
- 3 Verwiesen sei an dieser Stelle auf einen Aufsatz, der sich dieser Problematik intensiv widmet: Susanne Nimmesgern, In »eiserner Zeit...«. *Lebensverhältnisse von Frauen und Mädchen im Ersten Weltkrieg*, in: *Frauenleben – Frauen leben. Zur Geschichte und Gegenwart weiblicher Lebenswelten im Saarraum (17.–20. Jahrhundert)*, hrsg. von Eva Labouvie, St. Ingbert: Röhrig 1993, S. 64–85, bes. S. 74–85. Die Autorin zieht immer wieder Beispiele aus der Völklinger Hütte heran, wo während des Krieges die Frauenarbeit noch ungleich weiter verbreitet war.
- 4 Grundlegend dazu Klaus Tenfelde, *Arbeiterfamilien und Geschlechterbeziehungen im Kaiserreich*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 18 (1992), S. 179–203.
- 5 Die »Männlichkeitskultur« der Arbeiterbewegung beschreibt am Beispiel der frühen Sozialdemokratie Thomas Welskopp, *Das Banner der Brüderlichkeit. Die deutsche Sozialdemokratie vom Vormärz bis zum Sozialistengesetz*, Bonn 2000, bes. S. 408–418.

Frauen kochen Stahl

Erwerbsbedingungen von Frauen auf der St. Ingberter »Schmelz« in den Jahren 1849 bis 1945

Von Susanne Nimmesgern

Die Saarbrücker Hefte veröffentlichen einen Auszug aus dem Band *Die Schmelzerinnen – Unternehmerinnen, Hüttenfrauen, Zwangsarbeiterinnen auf dem St. Ingberter Eisenwerk* von Dr. Susanne Nimmesgern, der in zweiter, überarbeiteter Auflage im Sommer 2012 im Röhrig Universitätsverlag erscheint. Der Auszug dokumentiert die Arbeitsmöglichkeiten und Arbeitsbedingungen von Frauen auf der St. Ingberter »Schmelz«. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Autorin und des Verlages.

Die Industrialisierung nahm mit dem Einsatz von Dampfmaschinen an Fahrt auf, 1849 stellte man im Eisenwerk einen Hochofen in Dienst, der teils mit Holzkohle, teils mit Koks befeuert wurde. Erst Ende der 1850er Jahre war die neue Technologie so ausgereift, daß die völlige Umstellung auf Kokshochöfen gelang. Damit wurde in St. Ingbert die Nähe zur Kohlengrube zum wichtigen Produktionsfaktor. Um die neuen Hochöfen, die nahe bei der Grube angelegt wurden, entstand in dieser Zeit das obere Werk mit einer zweiten Puddelanlage und einer Drahtstraße. Als das Eisenwerk Kraemer 1859 in eine Kommanditgesellschaft auf Aktien umgewandelt wurde, war es das kapitalstärkste private Unternehmen in Bayern. Mittlerweile hielt die Massenproduktion Einzug, mit Beginn des Eisenbahnzeitalters wurden Schienen en gros hergestellt. In St. Ingbert mußte man jedoch viel zu lange auf den Anschluß an die Moderne warten, der erst 1867 mit der Eröffnung des ersten Bahnhofs an der Teilstrecke von Homburg nach St. Ingbert gelang.

Und die Frauen?! Auch die blieben – je nach dem Standpunkt, von dem aus man die Situation beurteilt – auf der Strecke. Arbeitsmöglichkeiten boten sich auf dem Eisenwerk für sie scheinbar keine, »dem Babe seim Owe« zeigte sich im 19. Jahrhundert als rein männlich geprägter Mikrokosmos, der Zaungästen vom Viadukt in der Dudweilerstraße aus mit Funkenregen und weißglühendem Eisenungeheuer als »wildromantisches Schauspiel« erschien, aber selbst für die Damen der Familie Kraemer zu einer fremden Welt geworden war.

Kochen und Putzen für den »Hüttenmann«

Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts fanden Frauen und Mädchen auf dem Eisenwerk – ganz im Sinne einer traditionell-patriarchalischen Arbeitsteilung, die sich beim Übergang zum bürgerlichen Zeitalter verfestigt hatte – Erwerbsmöglichkeiten im sich allmählich ausweitenden hauswirtschaftlichen Bereich. Infolge steigender Belegschaftszahlen erbaute das Werk 1907 ein geräumiges Schlafhaus, das auf drei Stockwerken in 24 Schlafzimmern Platz für 144 auswärtige jugendliche Arbeiter bot. Die Bewohner erhielten nicht nur die Möglichkeit, während der Arbeitswoche dort zu nächtigen, sondern wurden auch rundum gepflegt: Morgens reichte man Milchkaffee mit Weck, mittags Suppe, Fleisch, Kartoffeln, Gemüse und ein Stück Brot, abends gab es Wurst, Kartoffeln und Salat oder auch Fleisch mit Sauce und Kartoffeln nebst Brot usw. Um diese gehaltvolle Verpflegung herzustellen, gab es im Schlafhaus eine mit modernsten Geräten ausgestattete Speiseanstalt, in der etliche Frauen arbeiteten. Im Eisenwerk war man allem Anschein nach so stolz auf die neue Errungenschaft, daß ihre Gerätschaften in der Festschrift einzeln aufgeführt wurden: »In einer geräumigen Küche befindet sich ein großer Herd, vier große Nickel-Dampfkochapparate von je 300 Liter Inhalt, ein Wärmetisch, zwei vernickelte Milchkochapparate, Milchkühler und die erforderlichen sonstigen Küchengerätschaften.«

Auch für die Reinhaltung der Räumlichkeiten und die zahlreich anfallende Wäsche



Blick in die Küche des Schlafhauses, um 1913

waren hauswirtschaftliche Arbeitskräfte erforderlich. Außerdem wurde um die Jahrhundertwende »die Errichtung größerer Speisehallen, in welchen die Arbeiter der einzelnen Betriebsabteilungen ihre Mahlzeiten einnehmen können, in Angriff genommen.« Einer dieser Arbeiterspeisesäle wurde noch vor dem Ersten Weltkrieg auf dem oberen Werk im Pfortnerhaus neben dem ehemaligen Betriebsbüro realisiert, eines der wenigen Gebäude auf diesem Areal, das heute noch existiert.

Diese Werkskantinen hatten über Jahrzehnte Bestand und boten etlichen Frauen eine willkommene Arbeitsgelegenheit. Monika R., geboren 1947, war eine von ihnen. 1968, als ihre einzige Tochter noch klein war, wurde sie gefragt, ob sie nicht stundenweise in einer der Kantinen aushelfen wolle. Aus dem Aushilfsjob wurde eine Vollzeit-Lebensstelle: Frau R. arbeitete bis zu ihrer Verrentung im Mai 2008 40 Jahre lang auf der »Alten Schmelz« und engagierte sich als einzige Frau über Jahre im Betriebsrat. »Ihre« Kantine war seit 1973 im Gebäude der früheren »Huwe Wirtschaft« untergebracht. Dieses Gasthaus in der Saarbrücker Straße 44 wurde 1880 erbaut und zunächst unter dem Namen »Gasthaus zur Kanone« von Jakob Rohe betrieben. In den folgenden Jahrzehnten wechselten die Namen und Betreiber, doch die Wirtschaft existierte bis zum Jahr 1972, dann ging das Haus in den Besitz der »Alten Schmelz« über und wurde als Kantine eingerichtet. Auch das ist mittlerweile Geschichte, heute ist das Gebäude (fast bis zur Unkenntlichkeit) saniert und wird

als Wohnhaus genutzt, die Kantine wurde bald ins frühere Wohnhaus des Direktors Rimbaud am alten Park verlegt. Im Haus standen teilweise noch die Möbel und hingen die herrschaftlichen Lüster an der Decke.

Dann entschied die Betriebsleitung im Zuge des fortschreitenden Personalabbaus, die Kantine zu schließen. Frau R. wurde jedoch weiter beschäftigt, sie ging nun in die einzelnen Abteilungen, um die Bestellungen fürs Frühstück aufzunehmen, das sie bei einer auswärtigen Firma bestellte. Darüber hinaus betreute sie den Kaffeeautomaten und gab Getränke aus. Später war

der Firma auch diese Dienstleistung zu teuer und Frau R. wurde in ihren letzten Jahren im Betrieb als Putzfrau eingesetzt.

Dies war ein weiterer hauswirtschaftlicher Arbeitsbereich, in dem immer einige Frauen ihr Auskommen fanden. Um die 20 Frauen waren auf der Hütte als Putzfrauen fest angestellt. Ein alter Bauplan des Lohnbüros aus dem Jahr 1947 offenbart, daß dort im ersten Stock sogar ein Extra-Raum für die Putzfrauen eingerichtet war, der zwischen den beiden Räumen des Betriebsrates lag, woran man eine gewisse Wertschätzung der Reinigungskräfte ablesen kann.

Vor ca. 15 Jahren ging man schließlich – wie anderswo auch – dazu über, diese Dienste an Reinigungsfirmen zu vergeben. Die Werksputzfrauen wurden nach und nach in die Rente überführt.

Auf dem Gelände des Eisenwerks gab es natürlich auch weibliche Hausangestellte in privaten Diensten, etwa bei der Unternehmerfamilie oder den Direktoren. Diese beschäftigten Putzfrauen, Haushälterinnen, Wäscherinnen oder auch Kindermädchen. Letztere waren oft junge Frauen, die auf der »Alten Schmelz« wohnten und sich neben der Schule oder dem Studium noch ein kleines Taschengeld verdienen wollten.

Als »Fräulein vom Amt« auf der »Schmelz«

Selbstverständlich arbeiteten in den zahlreichen Büros auch Frauen, unklar ist jedoch, wann die erste weibliche Angestellte auf der

»Schmelz« ihre Tätigkeit aufnahm und in welchem Ausmaß auf weibliche Bürokräfte zurückgegriffen wurde. Oft bahnte der Erste Weltkrieg den Frauen einen Weg in die Büros, da männliche Kräfte nicht mehr ausreichend zu Verfügung standen. Was die »Alte Schmelz« angeht, macht sich das Fehlen eines Firmenarchivs negativ bemerkbar, angesichts mangelnder Quellen können wir die Situation nur schlaglichtartig beleuchten. Eine statistische Angabe vom April 1932 gibt uns immerhin Aufschluß über das zahlenmäßige Verhältnis der Beschäftigten im Eisenwerk: Auf 1262 Arbeiter kamen 102 Angestellte und Beamte. Diese Zahlen geben uns leider keinerlei Aufschluß darüber, wie unter den 102 Angestellten die geschlechtsspezifische Verteilung war, d. h. wie viele Frauen und Männer in diesem Bereich arbeiteten. Immerhin existiert ein Dokument von ca. 1937/38, das die Angestellten in den einzelnen Betrieben aufführt. Es ist zwar auch nicht geschlechtsspezifisch aufgeschlüsselt, läßt aber dennoch gewisse Schlüsse zu. Wir erfahren beispielsweise, daß die beiden geschäftsführenden Direktoren A. Mouget (kaufm.) und M. Feuerhake (techn.) jeweils eine eigene Sekretärin beschäftigten, Frl. Schwarz und Frl. Feichtner.

Außerdem war zu diesem Zeitpunkt eine Telefonistin in der Telefonzentrale tätig, daneben gab es einen männlichen Kollegen und zwei weibliche Hilfskräfte in der Betriebsbuchhaltung, eine weibliche Hilfskraft im Betriebsbüro sowie neun »Stenotyp.« und 28 »Angestellte« in den einzelnen Betriebs-Abteilungen, deren Geschlecht sich aus dieser Aufstellung nicht entnehmen läßt. Ich gehe jedoch davon aus, daß die Stenotypisten in der Regel weiblich waren, während es sich bei den Angestellten umgekehrt verhielt. Wenn nämlich einzelne Angestellte genannt wurden, das war drei Mal der Fall, wurden sie als »Angestellter« aufgeführt. Zwei der »Stenotyp.« wurden hingegen als Halbtagskräfte ausgewiesen, was für Männer untypisch war. Außerdem hatte sich die Stenographie zu diesem Zeitpunkt bereits als rein weibliches Berufsfeld etabliert.

Im Zweiten Weltkrieg dürfte auch in den Büros der Frauenanteil angestiegen sein. Im Technischen Büro war auch die Einkaufsabteilung untergebracht, wo ebenfalls einige Frauen beschäftigt waren. Maria K., Jahrgang 1927, kam nach Absolvierung der Volksschule und des Pflichtjahres 1942 ins Technische Büro

auf die »Schmelz«, um Technische Zeichnerin zu werden. Abgesehen von ihr gab es dort damals noch eine weitere weibliche Auszubildende. Marias Chefs bemühten sich sehr um ihre Ausbildung: Sie mußte Zeichnungen vervielfältigen, d. h. am Zeichenbrett wurde über die alte Vorlage Pergamentpapier gelegt. Mit einem Stift zeichnete man die Umrisse nach. Gelegentlich begleitete sie ihre Ausbilder mit Buch, Metermaß und Nivelliergerät aufs Werksgelände, wobei sie auch Einblick in kriegswichtige Abteilungen erhielt. Da zu dieser Zeit etliche Internierte beschäftigt waren, beauftragte man sie auch damit, für diese ausländischen Mitarbeiter (vorwiegend Franzosen, Holländer etc.) Arbeitsgeräte wie Beißzange, Hammer, Schraubenzieher usw. aufzumalen und auf Deutsch zu beschriften. Marias Ausbildung endete jäh, als sie im Herbst 1944 mit der ganzen Familie nach Aichelau auf der »Rauhen Alb« evakuiert wurde.

Eine wichtige Funktion auf der »Schmelz« nahm die Sozialarbeiterin ein, die auch noch als Sekretärin des Personalchefs fungierte. 1943 bewarb sich Käthe H. auf die ausgeschriebene Stelle und war damit die erste Fachkraft im sozialen Bereich. Die gebürtige Pirmasenserin war zum damaligen Zeitpunkt 35 Jahre alt und hatte nach ihrer Ausbildung zur Sozialarbeiterin schon eine ähnliche Tätigkeit in einer anderen Firma ausgeübt. Sie arbeitete gleichermaßen im Sozial- wie auch im Personalbüro, wobei sie im Sozialbüro noch Unterstützung durch eine Kollegin erfuhr, die Schalterdienst machte. Im Personalbüro waren außer ihr noch sechs bis acht Sachbearbeiter tätig. In ihrer Position war sie direkt dem Personalchef unterstellt. Die üblichen Büroarbeitszeiten lagen für alle Angestellten morgens zwischen acht und zwölf Uhr und nachmittags zwischen vierzehn und achtzehn Uhr. Frau H. war in ihrer Arbeit eigenständig innerhalb eines festgelegten Arbeitsbereiches: Sie war beispielsweise zuständig für die Bearbeitung von Unfall- und Krankmeldungen und Ermittlung von Ansprüchen an die Hilfs- und Betriebskrankenkasse. Im Werk kontrollierte sie die Arbeitsbedingungen, insbesondere der Frauen. Während des Krieges fiel die Betreuung der russischen Zwangsarbeiterinnen ebenfalls in ihren Arbeitsbereich. Sie machte auch Hausbesuche, z. B. bei Mängelanzeigen bezüglich der Werkwohnungen oder bei den Arbeiterfrauen im Falle von Haus-

geburten. Auch die alljährlichen Jubilarfeiern bereitete sie vor und bearbeitete Kindergeldangelegenheiten oder die Meldung von Geburten und Sterbefällen an die Krankenkasse. Nach der Auflösung der Betriebskrankenkasse 1947 und der Pensionskasse 1953 verrichtete sie vorwiegend Büroarbeit. Das Sozial- und das Lohnbüro waren im Erdgeschoß des Technischen Büros untergebracht. Frau H. arbeitete fast 30 Jahre auf der Alten Schmelz, ehe sie im Jahr 1971 im Alter von 63 Jahren in Ruhestand ging.

Nach dem Personalabbau und den Rationalisierungsmaßnahmen der neunziger Jahre sind heute auf dem Gelände des Drahtwerkes nur noch wenige Frauen im Angestelltenverhältnis beschäftigt, davon arbeiten vier in der Hauptverwaltung als Sekretärin der Geschäftsführung und sonstige Arbeitsbereiche und zwei in den jeweiligen Abteilungen.

Der Erste Weltkrieg: Granaten »putzen« statt Hausputz

Die ersten Arbeiterinnen im Produktionsbereich traten während des Ersten Weltkriegs an die Seite der Männer und lernten die Welt glühenden Eisens und Stahls aus nächster Nähe kennen. Bei Kriegsbeginn im August 1914 kam es zunächst jedoch wegen Rohstoffmangel und der zahlreichen Einberufungen der angestammten Arbeiter zum Militär zur Einstellung des Betriebs. Erst nach einiger Zeit konnte in bestimmten Abteilungen die Arbeit wieder aufgenommen werden, wobei die Produktion im Wesentlichen auf Heeresbedarf umgestellt wurde. Dennoch machte sich der Mangel an fachlich geschulten Arbeitskräften – ähnlich der übrigen Hütten in der Saarregion – empfindlich bemerkbar. Daß noch 1915 kaum ein Drittel der Anlagen in Betrieb war, kann man daraus ersehen, daß nur noch 660 Menschen auf der »Schmelz« arbeiteten gegenüber 2226 vor dem Krieg. Dies lag auch daran, daß das erst 1894 errichtete Thomasstahlwerk u. a. aus Rohstoffproblemen nicht mehr weiter betrieben werden konnte, so daß man sich zur Aufgabe dieses Produktionsbereiches entschloß und mit der Demontage begann. Damit zusammenhängend wurden weitere Betriebe überflüssig, wie etwa das Blockwalzwerk, das noch während des Krieges abgebaut und nach Differdingen im Großher-

zogtum Luxemburg verlegt wurde. Das Rohmaterial für die noch verbleibenden Betriebe wurde von auswärts bezogen, hier vor allen aus Dortmund und Dillingen.

1915 nahm das Werk in der Gießerei die Herstellung von Graugußgranaten auf, stellte die Produktion jedoch noch im Juli desselben Jahres wieder ein. Statt dessen begann man mit der Erzeugung von gezogenen Stahlgranaten, wovon seit 1916 bis zum Herbst 1918 87 723 Tonnen produziert wurden. Erst zu diesem Zeitpunkt begann man, sukzessive auch Frauen und Mädchen einzustellen, die hauptsächlich beim Bearbeiten und Verladen der Granathülsen Verwendung fanden.

Mit Hämmern und Meißeln befreiten die weiblichen Arbeitskräfte die Granathülsen von Unebenheiten – eine Tätigkeit, die sich während des Krieges zu einer neuen Art der »Frauenarbeit« entwickelte. Von 29 weiblichen Belegschaftsmitgliedern zum 1. Juli 1916 (gegenüber 1051 Männern) stieg ihre Zahl im Laufe der Kriegsjahre bedeutend an. Am 1. Januar 1918 arbeiteten auf der Schmelz 405 Frauen gegenüber 1417 Männern, d. h. sie stellten fast 1/3 der Beschäftigten.

Reichsweit war es damals üblich, zunächst die Frauen der zum Kriegsdienst eingezogenen Arbeiter einzustellen, eine Praxis, die sich auch an der Saar an einigen Beispielen belegen läßt, etwa für das Gußstahlwerk der Mannesmann-Röhrenwerke in Saarbrücken. Ob dies auch im St. Ingberter Eisenwerk der Fall war, ist zwar angesichts seiner ausgeprägten Stammbegsenschaft zu vermuten, müßte aber noch verifiziert werden.

Auf der »Schmelz« gab es immer ein Quantum an jugendlichen Arbeitern zwischen vierzehn und sechzehn Jahren, die dort eine Lehre machten oder zu Hilfsarbeiten herangezogen wurden. 1916 tauchten in der firmeneigenen Statistik auch erstmals weibliche Jugendliche, 41 Mädchen im Alter zwischen 14 und 16 Jahren, auf. 1918 arbeiteten auf der »Schmelz« schon 77 weibliche Jugendliche neben 273 männlichen Jungarbeitern. Die Arbeitszeit für diese betrug zwölf Stunden täglich zwischen sechs Uhr morgens und sechs Uhr abends einschließlich der Pausen.

Selbst Kinder unter vierzehn Jahren kamen zum Einsatz, dafür brauchte das Eisenwerk aber eine Sondergenehmigung. So stellte die »Schmelzarbeiterfrau Geib« am 7. April 1916 den Antrag, ihren gerade erst dreizehnjäh-

rigen Sohn auf der »Schmelz« in Arbeit geben zu dürfen. Dem Antrag wurde stattgegeben unter der Bedingung, daß der Junge »nur« bis zu zehn Stunden täglich mit leichteren Arbeiten beschäftigt werde unter den wachsamem Augen des Amtsarztes. Die Tatsache, daß die Mutter des Kindes den Antrag auf Aufnahme ins Eisenwerk stellte, legt die Vermutung nahe, daß der Hauptverdiener an der Front stand und in der Familie jede Hand zur Sicherung des Lebensunterhalts dringend gebraucht wurde.

Von Seiten der »Schmelz« bestand hingegen ein großes Interesse am Einsatz möglichst vieler Arbeitskräfte, um den Anforderungen des Heeres nachkommen zu können. Und auch die Königliche Regierung war am reibungslosen Ablauf der Produktion interessiert und beantwortete im April 1916 einen entsprechenden Antrag der Direktion nach Beschäftigung von Kindern zwischen dreizehn und vierzehn Jahren im Preß-Granatenwerk wohlwollend unter der Bedingung amtsärztlicher Zustimmung und zehnstündiger Arbeitszeit. Sonntags- und Nachtarbeit blieb für die Kinder jedoch – selbst zu Kriegszeiten – weiterhin Tabu.

Auch dem Gesuch des St. Ingberter Eisenwerkes betreff »Beschäftigung von weiblichen Arbeitern in der Nachtzeit« wurde vor dem Hintergrund des Krieges unter folgenden Bedingungen stattgegeben: Nur Arbeiterinnen über sechzehn Jahren durften zur Nachtarbeit eingestellt werden, und nur solche, bei denen von amtsärztlicher Seite keine Bedenken bestanden. Die Heranziehung der Frauen war lediglich zur Verrichtung leichterer Tätigkeiten ohne besondere Unfallgefahr erlaubt, die Arbeitszeit durfte nicht mehr als zehn Stunden ausschließlich der Pausen umfassen – so weit jedenfalls die Theorie. All dies war möglich, da der Kriegsausbruch eine Sondergesetzgebung nach sich zog: Das ganze Wirtschaftsleben wurde in den Dienst der Heeresproduktion gestellt, die Schutzverordnungen waren bereits am 4. August 1914 außer Kraft gesetzt worden.

Gleichzeitig stieg auf der »Schmelz« in der zweiten Kriegshälfte wieder die Zahl der männlichen Arbeiter an, was mit dem Gesetz über den Vaterländischen Hilfsdienst vom 6. Dezember 1916 zusammenhing und eine gewisse Erleichterung für die Unternehmer mit sich brachte, denn – wie wir gesehen haben – war die Frauenbeschäftigung nur auf wenige

Arbeitsbereiche beschränkt. Schließlich war die Hütte in hohem Maße auf fachlich geschultes Personal angewiesen. Frauen und Mädchen waren hingegen in einer schwerindustriellen Tätigkeit völlig unerfahren und von ihrer körperlichen Konstitution auch nicht so belastbar wie ihre männlichen Kollegen: »Der Umgang mit ungewohnten Maschinen führte zu Unfällen, die körperliche Überlastung zog häufige Krankmeldungen nach sich, die Fluktuation war hoch.«

Im Januar 1918 war dann mit 405 weiblichen Beschäftigten gegenüber 1417 Männern und einer Frauenquote von fast 1/3 der Höchststand erreicht. Gegen Ende des Krieges entwickelte sich die Frauenquote bereits leicht rückläufig: Im Oktober 1918 arbeiteten auf der Schmelz noch 1343 Männer neben 352 Frauen, letztere stellten nun etwas mehr als 1/4 an der Produktion. Aus anderen Betrieben



Arbeiterinnen auf der Schmelz während des Ersten Weltkrieges

ist bekannt, daß die Demobilmachung nach dem Ersten Weltkrieg vor allem zu Lasten der weiblichen Beschäftigten ging. Auch im St. Ingberter Eisenwerk wurden die meisten Arbeiterinnen entlassen, allerdings gingen die Belegschaftszahlen allgemein zurück und das Werk befand sich nach dem Waffenstillstand im November 1918 in einer »mißlichen Lage«: »Es war seiner Rohstahlproduktion beraubt und tat sich äußerst schwer, um den Absatz der Fabrikate zu finden, die es noch herstellen konnte. Dem wirtschaftlichen Zusammenbruch Deutschlands war der politische gefolgt. Das linke Rheinufer wurde von feindlichen Truppen besetzt. Über der ge-

samten Saargegend schwebte die Gefahr der Abtrennung, sei es dauernd oder zeitweise, vom Reiche. Dazu kam vielleicht als größte Schwierigkeit die plötzlich notwendig gewordene Umstellung vom Kriegsbedarf auf Friedensproduktion. Zusammen mit den anderen Tatsachen – der stockenden Rohstoffzufuhr, den mangelhaften Verkehrsverhältnissen, und einer unzufriedenen, politisch aufgeregten Arbeiterschaft – ergab sich eine höchst betrübliche, fast chaotische Lage, die das St. Ingberter Werk mit allen anderen des Saarlandes gemeinsam hatte.«

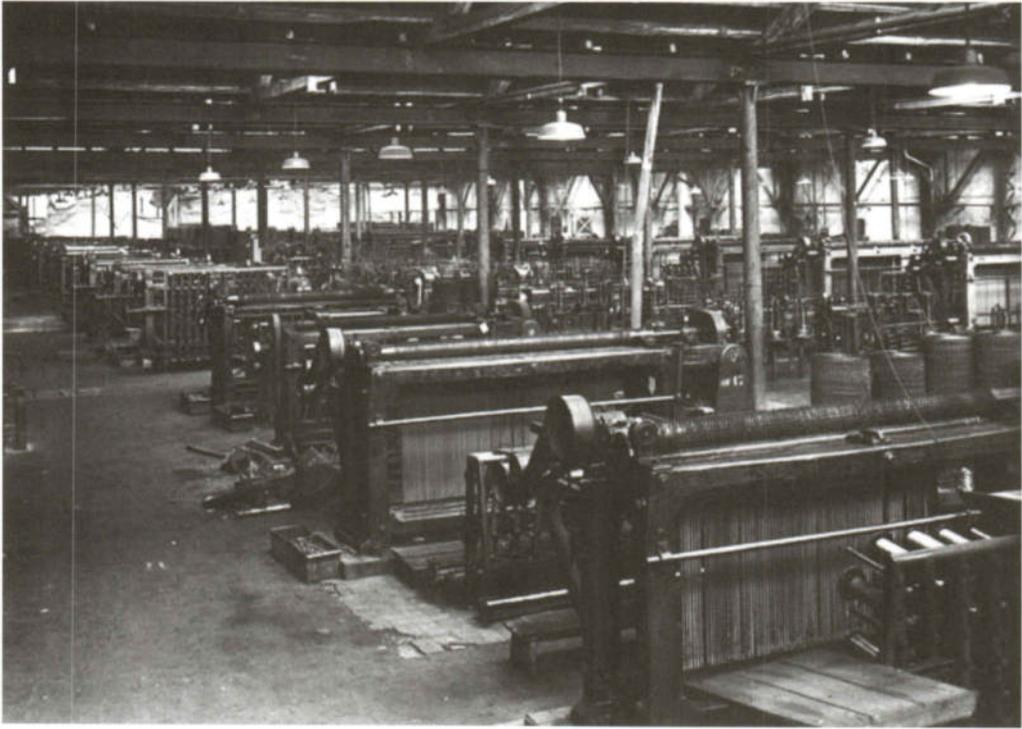
Kein Wunder also, daß die Beschäftigtenzahl sank, im Jahre 1919 auf kaum 1000, 1920 arbeiteten nur noch rund 800 Menschen auf der Schmelz. Einige wenige Arbeitsplätze blieben auch in dieser politisch und wirtschaftlich unsicheren Zeit für Frauen bestehen: 1919 gab es noch 34, 1920 dann nur noch 16 weibliche Beschäftigte. Das Werk lag am Boden, neue Konzepte mußten dringend her. In dieser Situation trat die HADIR auf den Plan.

Frauen am »heißen Draht« – die Zwischenkriegszeit

Bereits im Jahr 1905 hatte sich die »Schmelz« mit einem Luxemburger Unternehmen zur »Rümelinger und St. Ingberter Hohöfen und Stahlwerke A.-G.« zusammengeschlossen, die wiederum sechs Jahre später eine Interessengemeinschaft mit der Deutsch-Luxemburgischen Hütten- und Bergwerks-AG (Deutsch-Lux) einging. Nach dem Ersten Weltkrieg machte nun die Deutsch-Lux von ihrer im Vertrag von 1911 enthaltenen Möglichkeit Gebrauch, die »Rümelinger und St. Ingberter Hohöfen und Stahlwerke A.G.« zu kaufen und das Unternehmen schließlich an französisch-belgische Interessenten zu veräußern. Die neue Firma »Société des Hauts Fourneaux et Acieries de Differdange – St. Ingbert – Rumelange« (H. A. D. I. R.) mit Sitz in Luxemburg verfolgte in St. Ingbert eine Spezialisierung auf Drahtprodukte und Band-eisen. Nach den Umbaumaßnahmen entwickelte sich das St. Ingberter Eisenwerk zu einem der größten Band-eisenhersteller des Kontinents, auch Akkordarbeit setzte sich in den neu strukturierten Werksanlagen immer mehr durch. Die Stiftenfabrik im unteren Werk wurde 1926 aufgebaut im Gebäude der

ehemaligen Zinkerei von 1913. Von Beginn an wurden im Drahtwerk Frauen beschäftigt und zwar in den Bereichen Drahtweberei und Stiftenfabrik: Im Sommer 1922 arbeiteten in der Drahtweberei beispielsweise vier Mädchen zwischen vierzehn und sechzehn Jahren, 45 weibliche Jugendliche zwischen sechzehn und 21 Jahren sowie fünf Frauen über 21. In der Stiftenfabrik waren zwei Mädchen zwischen vierzehn und sechzehn sowie 24 junge Frauen zwischen sechzehn und 21 Jahren beschäftigt. Aus dem gleichen Jahr datiert ein Schreiben des staatlichen Gewerbeaufsichtsamtes Saarbrücken-Land an die Staatsanwaltschaft, worin über Nacharbeit von Arbeiterinnen in der Drahtflechtereie des St. Ingberter Eisenwerkes berichtet wird, die nach § 137 der Gewerbeordnung jedoch verboten war. Eine Revision des Betriebes am 30. 3. 1928 brachte zu Tage, daß die erhobenen Vorwürfe der Richtigkeit entsprachen und die betreffenden Arbeiterinnen dort nicht nur nachts, sondern auch viel zu lange gearbeitet haben. Dabei war im April 1919 auf dem St. Ingberter Eisenwerk – den Anforderungen der neuen Zeit gehorchend – der Achtstundentag eingeführt worden. Zu Zeiten besonderer Arbeitsanspannung durften zwei Überstunden pro Tag gemacht werden, doch die betreffenden Arbeiterinnen hatten mit zwölf bis sechzehn Stunden täglich den Rahmen des gesetzlich Möglichen weit überschritten, woraufhin das Gewerbeaufsichtsamte die Staatsanwaltschaft zur Eröffnung eines Strafverfahrens gegen die Betriebsleitung auf-forderte.

Entgegen dieser Aktenlage sucht man in offiziellen Verlautbarungen und Statistiken vergeblich nach Hinweisen auf Frauenarbeit im Werk. In einem Zeitungsartikel von 1952 unter dem Titel »Wissenswertes um die Entwicklung des Eisenwerkes« wird zwar ausführlich über die Modernisierung der Band-eisenherstellung im Jahr 1926 und in diesem Zusammenhang auch über die Erneuerung der Geflechtfabrik berichtet, doch Hinweise auf Frauenarbeit gibt es nicht: »Im Jahre 1923 wurde der Feinzug auf das Dreifache seiner Leistungsfähigkeit gebracht. Bis zum Jahre 1926 wurde die Geflechtfabrik völlig umgebaut und die Einrichtung erneuert. Die Verzinkerei, in einem besonderen Gebäude untergebracht, ist wesentlich vergrößert worden. Im gleichen Jahre wurde auch die Modernisierung der Stiftenfabrik durchgeführt. Mit Hilfe der



Blick in die Sechseckweberei

neuen Schlagmaschinen und Pressen kann das Dreifache der früheren Erzeugung hergestellt werden.« Auch die Belegschaftszahlen stiegen in diesem Zusammenhang an und erreichten 1929 mit 1700 Arbeitern den höchsten Stand seit dem Ende des Ersten Weltkrieges.

Einer Studie von 1931 über »Die Nachkriegsentwicklung der Eisenindustrie im Saargebiet« ist immerhin zu entnehmen, daß es dort generell weibliche Arbeitskräfte gab, denn im Kapitel über die Löhne wird berichtet, daß laut Tarifvertrag von 1929 Frauen die Sätze der Hilfsarbeiter bzw. ungelernten Arbeiter erhielten mit der Maßgabe, daß der im Alter von 19 Jahren erreichte Lohn als Höchstlohn galt, was de facto heißt, daß sich den Frauen anders als bei den Männern mit zunehmender Berufserfahrung keine Entwicklungschancen mehr boten.

Ein Zeitungsartikel von 1938 liefert wiederum Hinweise auf die Existenz von Arbeiterinnen in der Drahtproduktion und gleichzeitig eine Vorstellung ihres nicht einfachen Arbeitsalltags: »Dem Drahtzug angegliedert ist die Flechterei. Beim Betreten dieser Räume glauben wir uns fast in eine Spinnstube versetzt. Ein ohrenbetäubender Lärm macht eine Verständigung fast unmöglich. So gehen wir

denn von Maschine zu Maschine und sehen, wie der Draht zunächst zu Federn aufgewickelt wird. Junge Arbeiter und Arbeiterinnen betreuen die Maschinen, die alle fast selbsttätig arbeiten. Im zweiten Arbeitsgang werden die Maschen in äußerst komplizierten Maschinen geflochten. Mit der Handlampe verfolgen die Arbeiter genau den Arbeitsprozeß, um bei einem eventuellen Riß sofort eingreifen zu können und das Geflecht wieder in Ordnung zu bringen. Die Rollen Flechtdraht werden, nachdem sie in Säure gereinigt werden, in einem Zinkbad verzinkt und sind dann versandfertig. In langen Reihen stehen die blinkenden Geflechte in dem riesigen Magazin, durch das wir zu anderen Räumen hindurchschreiten.«

»Totaler Krieg« und Zwangsarbeit

Auch im Zweiten Weltkrieg galt es, die durch Einberufungen entstandenen Lücken in der Belegschaft u. a. mit Frauen zu schließen. Zunächst wurde aber das St. Ingberter Eisenwerk »vorübergehend stillgelegt«, notierte der St. Ingberter Chronist Adolf Jantzer in seinem Tagebuch. Jantzer wurde am 15. September

1873 geboren und sah sich neben seinem Broterwerb als Schneidermeister berufen, sich literarisch zu betätigen und mit seinen Theaterstücken und humoristischen Couplets in seiner Heimatstadt St. Ingbert auf der Bühne zu stehen. Er war ein präziser Beobachter und machte sich mit heimatkundlichen Aufsätzen, Berichten und Zeitungsbeiträgen bald einen Namen. Während des Zweiten Weltkrieges, dessen Ende er nicht lange überlebte, führte er akribisch Buch über alle Ereignisse in seiner Umgebung, so fuhr er im November 1939 fort: »Seit zwei Monaten schon ist unsere »Schmelz«, die bei Kriegsausbruch noch 13–1400 Personen beschäftigte, in Abbruch begriffen. Dadurch, daß die Werke Dillingen, Völklingen, Brebach und Burbach stillgelegt wurden, war dem St. Ingberter Werk seine Rohstoffbasis genommen. Bis zum 6. November waren die Entlassungen schon so weit durchgeführt, daß nur noch 250 Mann und in der Hauptsache unproduktiv beschäftigt waren. Es gelang, die Belegschaft teils am Westwall, teils in benachbarten Werken unterzubringen. Soweit die Arbeiter aus den umliegenden Orten stammten, die geräumt wurden, sind sie mit ihren Familien auch abgewandert.« In St. Ingbert hatte man die kuriose Situation, daß Rentrish und die umliegenden Orte zu Anfang September 1939 evakuiert wurden, St. Ingbert selbst davon jedoch verschont blieb, da »bei Homburg oben die Straße so überlastet war, daß der Verkehr ins Stocken geriet« und keine weiteren »Rückwanderer« mehr in Bewegung gesetzt werden konnten. Allerdings ist ein Drittel der Bevölkerung in jenen Tagen aus Angst vor dem Kriegsgeschehen auf eigene Gefahr hin abgewandert. Zu Jahresanfang 1940 begann sich die Lage wieder zu normalisieren: »Besonders viele Rentrischer, Hasseler und Oberwürzbacher Familien sind nach hier zurückgeführt, nachdem die Männer auf der Grube oder auf dem Eisenwerk wieder untergekommen waren«, d.h. auf der »Schmelz« lief der Betrieb – wie anderswo auch – langsam wieder an. Manche erhielten unter diesen Bedingungen eine Sondererlaubnis, in ihren Heimatort zurückzukehren, viele suchten sich in St. Ingbert eine Bleibe, da die Räumung noch nicht allgemein aufgehoben wurde, so daß die Zahl der St. Ingberter Einwohner von 28000 Ende 1939 auf über 30000 zu Jahresanfang 1940 answoll und bis Februar sogar noch auf über

35000 anstieg. Insgesamt waren in St. Ingbert in diesen Monaten über 10000 Menschen aus den evakuierten Gebieten der Umgebung untergebracht. Wenn man noch die zahlreichen Einquartierungen hinzurechnet, hatte die Stadt trotz der Wohnungsnot zeitweise das Doppelte an Einwohnern gegenüber den Friedenszeiten.

Eine kurze Notiz Jantzers vom 6. März 1940 gibt uns Auskunft darüber, daß das St. Ingberter Eisenwerk mittlerweile »ganz auf Heereslieferungen umgestellt worden« war. Insofern war abzusehen, daß zusätzliche Arbeitskräfte bald gebraucht würden, denn im April hieß es: »Unsere Industriebetriebe sind noch soweit im Takt, ja es wird mit Hochdruck Tag und Nacht gearbeitet.« Zunächst reichten die angestammten Mitarbeiter noch aus: »Auf dem Eisenwerk kommen immer noch Arbeiter aus den geräumten Orten unseres Bezirkes, die abgewandert waren, unter. Alle hiesigen Betriebe sind ja kriegswichtig und müssen in Gang gehalten werden.« Anfang August 1940 beschäftigte das Eisenwerk bereits wieder 500 Arbeiter, und am 15. März 1941 notierte unser Chronist in seinem Tagebuch: »Das wirtschaftliche Leben geht seinen gewohnten Gang. Immer mehr Frauen werden in den Fabriken und Werken beschäftigt. Sie treten an die Arbeitsplätze der unter die Waffen einberufenen Männer und füllen so die Lücken im Produktionsgang aus.« Drei Monate später ergänzte er: »Bis jetzt, Mitte Juni 1941, sind in fast allen unseren industriellen Betrieben, mit Ausnahme der Grube, Frauen und Mädchen zur Arbeitsleistung eingesetzt, sogar in der Brauerei Becker und in der Glashütte. Auch bei den städtischen Werken sind jetzt Frauenspersonen eingesetzt zum Ablesen der Zähler und Wasseruhren. So stellen unsere Frauen und Mädchen überall ihren Mann.« Zum 31. August 1943 waren auf dem St. Ingberter Eisenwerk mit 243 Personen 19 Prozent der Belegschaft weiblich. Zum Vergleich: Auf der Neunkircher Hütte arbeiteten zur gleichen Zeit 1231 Frauen, das waren fast 18 Prozent der Beschäftigten, in der Burbacher Hütte lag ihr Anteil mit 16,2 Prozent am niedrigsten (1253 Frauen), während der Prozentsatz auf der Völklinger (3360 Frauen) und der Halberger Hütte (1267) mit über 24 Prozent am höchsten war.

Daneben stellten Kriegsgefangene und zivile Zwangsarbeiter zeitweise die Hälfte der

Belegschaft, unter letzteren befanden sich auch etliche Frauen. Im Mai 1942 kamen die ersten Zwangsarbeiter, etwa 50 Frauen und 25 Männer aus der Ukraine, im St. Ingberter Eisenwerk an. Bis zum Herbst 1942 betrug der Anteil der Zwangsarbeiter an der mittlerweile 1400 Personen umfassenden Belegschaft 45 Prozent, das waren 500 Männer und 120 Frauen, die auf der Schmelz Schwerarbeit leisten mußten. In der gesamten Industrie und in anderen Betrieben waren im August 1942 »weitgehend jetzt ausländische Arbeitskräfte, Männer und Frauen beschäftigt, Franzosen, Russen, Spanier, Polen und Ukrainer.« Über die sowjetischen Zwangsarbeiter berichtete der Chronist Adolf Jantzer: »Die Frauen und Männer waren in ihrer Heimat schon in Rüstungsbetrieben beschäftigt gewesen. Die Not guckt den armen Menschen zu allen Knopflöchern heraus. Es ist unbeschreiblich.«

Am 28. Januar 1943 kam es darüber hinaus zur Mobilisierung weiter Teile der Bevölkerung, demnach sollten sich alle Männer von siebzehn bis 65 Jahren sowie alle Frauen von achtzehn bis 45 Jahren zum Arbeitseinsatz melden, sofern sie nicht bereits einer kriegswichtigen Beschäftigung nachgingen. Damit zusammenhängend rief das St. Ingberter Arbeitsamt am 10. Februar die entsprechenden Bevölkerungskreise zur Meldung auf. Mittlerweile war die Niederlage bei Stalingrad offensichtlich und Reichsminister Dr. Joseph Goebbels stimmte in jenen Tagen die deutsche Bevölkerung auf den »totalen Krieg« ein. Chronist Jantzer kommentierte die Vorgänge mit einiger Skepsis am 13. März: »Der Einsatz unserer Frauen und älteren Männer vollzieht sich bei uns in glatter Weise, so wie es angeordnet ist, aber ohne jede Begeisterung. Einesteils will niemand zurückstehen, wenn das Vaterland ruft, andererseits aber glaubt kaum noch jemand, daß diese Maßnahme das Kriegsglück noch einmal auf unsere Seite wenden könnte. Unsere Gegner werden immer mehr, werden immer stärker und uns fehlt es jetzt an allem. Hunderte

von Frauen und Mädchen sind bereits in den Betrieben eingesetzt und haben sich schon gut eingearbeitet.«

Das Meldegesetz wurde im Februar 1944 noch einmal verschärft. Nun rief der Generalbevollmächtigte, Gauleiter Sauckel, auch die Männer und Frauen zum Arbeitseinsatz auf, die durch die bisherigen Verordnungen nicht erfaßt worden, aber arbeitsfähig waren. Ziel dieser Maßnahme war es, in den Betrieben noch Männer für den Kriegseinsatz freimachen zu können.

Ende August wurden die Forderungen noch erweitert, nun sollten sich alle Leute zwischen 15 und 65 Jahren für Schanzarbeiten zur Verfügung stellen. Am 14. September notierte Jantzer: »Heute kann man sagen, daß aus fast jedem Hause unserer Stadt wenigstens eine Person zum Schanzen am Westwall eingesetzt ist. [...] Seit heute früh sind alle Mädchen und Frauen im Alter von 16–40 Jahren zum Schanzen aufgerufen.« Und am nächsten Tag hieß es: »Von heute ab ist der hiesige Grubenbetrieb stillgelegt. Die Bergleute wie die Beamten gehen schanzen. Auch die Industriebetriebe der Stadt, soweit sie nicht besonders kriegswichtige Arbeiten haben, stellen Teile ihrer Belegschaft zum Schanzen ab, ebenso alle öffentlichen Ämter.« Man kann davon ausgehen, daß diese Verhältnisse auch für die »Schmelz« galten.

Gleichzeitig blieb der Anteil der Zwangsarbeiter auf dem St. Ingberter Eisenwerk in etwa konstant, im Februar 1944 arbeiteten dort 536 »ausländische Zivilpersonen« und 56



Ehemalige Zwangsarbeiterbaracken unterhalb der Siedlung Alte Schmelz, Aufnahme um 1950

Kriegsgefangene, wie hoch der Frauenanteil unter ersteren war, gilt es noch zu überprüfen. Bei den auf der »Schmelz« beschäftigten Zwangsarbeitern handelte es sich größtenteils um Zivilisten aus der Sowjetunion und Frankreich, »die getrennt nach Geschlecht und Herkunft als »Westarbeiter« und »Ostarbeiter« in Baracken auf dem Werksgelände oder in der Nähe untergebracht waren. Zum Teil standen die Unterkünfte dicht neben den Siedlungshäusern.« Die so genannten Ostarbeiter galten als besonders minderwertig und bekamen das in allen Lebensbereichen zu spüren, so auch bei den Löhnen, die bei ihnen besonders niedrig ausfielen. Die meisten von ihnen waren aus den besetzten Ostgebieten im Auftrag des »Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz« Fritz Sauckel zwangsweise in die Fremde verschleppt worden, in der Regel handelte es sich um sehr junge Menschen.

Eine von ihnen war Nina Stantschenkowa aus Smolensk, die 1943 im Alter von siebzehn Jahren nach Deutschland deportiert und zum Arbeitseinsatz in das St. Ingberter Eisenwerk geschickt wurde. 1988 lud die Stadtverwaltung sie im Rahmen der 1100-Jahr-Feier zu einem elftägigen Aufenthalt nach St. Ingbert ein, wobei sie auch vom saarländischen Ministerpräsidenten Oskar Lafontaine empfangen wurde. Diese Aktion war damals einmalig in der Bundesrepublik und löste daher einen enormen Presserummel aus, selbst das ZDF schickte ein Fernsehteam. Im Rahmen der Diskussionen über die Entschädigung von ehemaligen »Zivildeportierten« wurde die Erinnerung an den Besuch der Sowjetbürgerin Nina Stantschenkowa elf Jahre später noch einmal wach.

Vor Ort erhielt sie vom Drahtwerk als Rechts-Nachfolger des St. Ingberter Eisenwerkes ihre alte Arbeitskarte ausgehändigt, die darüber Aufschluß gibt, daß Stantschenkowa, geboren am 25. 2. 1926, am 14. 7. 1943 ihre Arbeit auf der »Schmelz« aufgenommen hatte. Eingesetzt wurde sie als Kerntrocknerin in der Gießerei. Dort wurden im Zweiten Weltkrieg Granaten gegossen und auch anderes Kriegsmaterial hergestellt. Im Archiv des Drahtwerks fanden sich damals sogar noch ihre Lohnstreifen, die darüber Auskunft gaben, daß sie etwa 80 Reichsmark im Monat »verdient« hat. Aufgrund ihres schlechten Gesundheitszustandes wurde das junge

Mädchen knapp drei Viertel Jahr später dem Metzgermeister Munzinger als Haushaltshilfe zugeteilt, der sie »aufpäppeln« sollte. Zum 19. Januar 1945 kam sie jedoch wieder auf das Eisenwerk. Ihre frühere Kollegin in der Metzgerei Munzinger, die St. Ingberterin Elisabeth B., wußte in diesem Zusammenhang zu berichten, daß Nina Stantschenkowa Anfang 1945 dabei beobachtet wurde, wie sie einer schwangeren Russin ein Stückchen Dörrfleisch zusteckte. Sie wurde denunziert und als Strafe wieder dem Eisenwerk zugeteilt, wo sie bis zum 14. März 1945 – wenige Tage bevor die Amerikaner in St. Ingbert eintrafen – in der Gießerei schufteln mußte.

Die damalige Sozialarbeiterin auf der Alten Schmelz, die auch für die Zwangsarbeiterinnen zuständig war, erinnerte sich im Jahre 2005 an ihre Schutzbefohlenen: »Die russischen Arbeiterinnen haben jede einen kleinen Spind gehabt, wo alles drin sein sollte. Da gab es einen Ingenieur, der auch im Sozialbüro gearbeitet hat, der war so arg... Die hatten das ein bißchen verwechselt und haben die Butter neben der Haarstrehle liegen gehabt. Da hat der den ganzen Spind genommen und alles rausgestellt auf den Boden. Dann ist er zu mir gekommen und hat gesagt: »Gehen Sie mal rüber und zeigen Sie denen, wie man einen Schrank einräumt.« Als ich gekommen bin, haben sie da gesessen mit Tränen in den Augen. Da habe ich gesagt: »Es ist halb so schlimm, ihr Mädchen. Schauen Sie mal, das Fach ist für Essen und das Fach für Frisur, die Schuhe unten und die Kleider ordentlich sauber machen.« Ich habe es ihnen gezeigt. Die waren froh drum. Dann sind sie immer zu mir gekommen, wenn sie etwas gehabt haben.«

Ansonsten waren persönliche Kontakte der deutschen Kolleginnen und Kollegen zu den »Fremdarbeitern« verboten, worüber der Werksschutz wachte. Natürlich ließen sie sich bei der engen Zusammenarbeit in den verschiedenen Fertigungsbereichen nicht gänzlich verhindern. Viele St. Ingberter erinnern sich noch an die russischen Zwangsarbeiter, deren Ernährungslage sehr schlecht war. Manchmal erhielten sie von der Bevölkerung ein Stückchen Brot oder einen Apfel, aber man durfte sich dabei nicht erwischen lassen. Auch beim Einkauf im werkseigenen »Konsum« wurden die Zwangsarbeiter abgeschirmt. Sie erhielten Bons und konnten diese nur zu bestimmten Zeiten einlösen, wenn keine Deutschen im

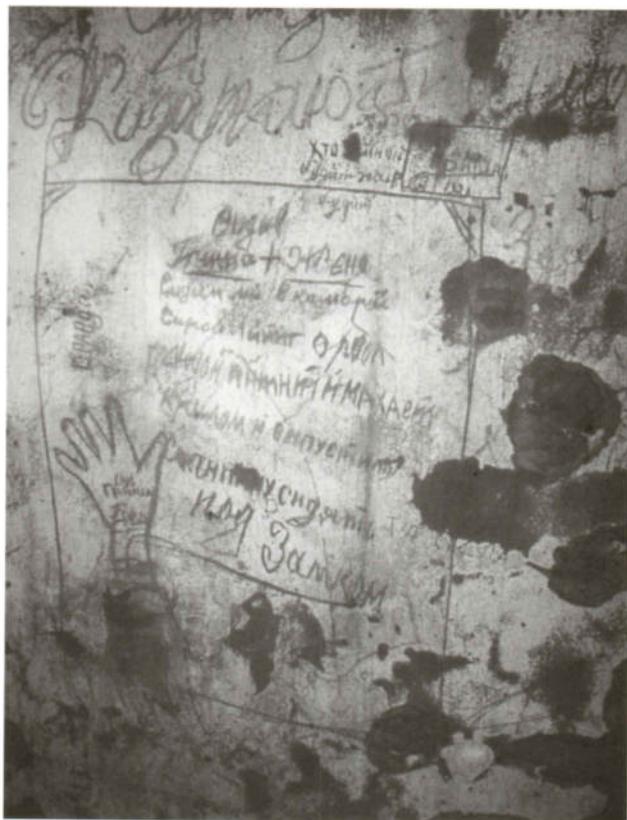
Konsumgebäude anwesend waren. Der Hunger war ihr ständiger Begleiter. Sonntags gingen sie an ihrem freien Tag von Haus zu Haus und boten selbst gekochte Seife oder von ihnen geschnitztes Holzspielzeug (z. B. Entchen zum Nachziehen) zum Tausch gegen Lebensmittel an.

Im Verlauf des Krieges kam es bei den schlechten Lebensbedingungen der sowjetischen Zwangsarbeiter zu mehreren Ausbruchversuchen, so auch am 9. November 1942 auf der »Schmelz«. Was mit den zwölf Menschen geschah, die an diesem Tag aus dem Eisenwerk entflohen, ist unbekannt. Auch im März 1943 sind wieder zwei männliche »Ostarbeiter ... von ihrer Arbeitsstelle entwichen. Beide waren im Betriebe des Walzwerkes beschäftigt und hatten Nachtschicht. Um 20.00 Uhr wurden sie noch mit anderen im Walzwerk beschäftigten Ostarbeitern in geschlossenen Kolonnen durch einen Wachmann zur Arbeitsstelle geführt. Bei Arbeitsbeginn um 20.30 waren K. und I. verschwunden. ... Die Entwichenen tragen Arbeitskleider. Ihre Fluchtrichtung ist unbekannt. Die hiesigen Forstämter, das Feldhutpersonal sowie die Überwachungsstellen der Reichsbahn sind verständigt.« Mit diesem Schreiben an den Landrat forderte die Polizeibehörde die zivile Verwaltung zur Mithilfe bei der Fahndung auf. Aufgrund der allgegenwärtigen Überwachung ist vorstellbar, daß viele Zwangsarbeiter aufgegriffen und schwer bestraft oder erschossen wurden. Andere starben an Unterernährung, im Bombenhagel oder an Infektionskrankheiten. Die 27 Gräber russischer Zwangsarbeiter auf dem St. Ingberter Friedhof, darunter vier Gräber von Frauen, geben nur einen kleinen Eindruck vom Leiden dieser Menschen.

Ende 1944 spitzte sich die Lage »fast unerträglich« zu. In der Nacht zum 28. Dezember lag St. Ingbert unter Artilleriebeschuß, etwa 60 Granaten schlugen im Stadtgebiet ein: »Die Schneidwerke in der Saarbrücker Straße, das Eisenwerk und der Güterbahnhof beka-

men was davon ab.« Mitte Januar 1945 notierte Jantzer in seinem Tagebuch: »Schon in der Frühe war Fliegeralarm, bald krachten auch Bomben, die diesmal dem hiesigen Eisenwerk galten. Dort wurde durch mehrere Bombentreffer bedeutender Sachschaden angerichtet und vier Personen verletzt.« Auf der »Schmelz« hatte man zu Anfang der vierziger Jahre ein ausgedehntes Stollensystem errichtet, das leider vor kurzem abgerissen wurde. In ihm fanden die Arbeiter des Eisenwerks und auch die Bewohner der Siedlung Schutz vor den mittlerweile häufig stattfindenden Luftangriffen. Inwieweit die russischen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen ebenfalls Schutzräume aufsuchen durften, ist noch strittig. Offiziell war dies nicht erlaubt, doch in einem aus drei Räumen bestehenden Luftschutzbunker auf dem Gelände des früheren Herrenparks haben Wandmalereien russischer Gefangener den Krieg überdauert. Ob die Räume zum Schutz vor Luftangriffen oder eher als Kerker bei Strafmaßnahmen genutzt wurden, bedarf noch der Überprüfung.

Die Lage spitzte sich jedenfalls dramatisch zu und in der zweiten Märzhälfte 1945 standen amerikanische Truppen vor der Stadt St.



Luftschutzstollen auf dem Werksgelände mit Zeichnungen russischer und italienischer Zwangsarbeiter

Ingbert. Die politische Führung rief dazu auf, die letzten Kräfte zu mobilisieren und ließ am 19. März in Stollen und Bunkern durchsagen, daß sich die wehrfähigen Männer der Stadt zwischen 16 und 55 Jahren zum Volkssturm oder zum Schanzen melden sollten, auch wenn sie bisher in kriegswichtigen Betrieben gearbeitet hatten, mittlerweile wurden auch die letzten Kleinbetriebe stillgelegt. Es ist zu vermuten, daß auch die Schmelz in dieser Situation die Produktion einstellte. Am nächsten Tag, am 20. März, kamen gegen 14.30 Uhr die ersten amerikanischen Einheiten durch die Ensheimer Straße in die Stadt marschierend, die politische Obrigkeit hatte sich aber in der Nacht zuvor klammheimlich aus dem Staub gemacht.

Bereits eine Woche später verlief das Leben der Bevölkerung wieder in einigermaßen normalen Bahnen, und Jantzer notierte in seinem Tagebuch, »daß das Eisenwerk und die Grube in der nächsten Zeit wieder in Betrieb genommen werden sollen. Vorläufig handelt es sich aber nur um Aufräumarbeiten.« Wir können daraus entnehmen, daß im St. Ingberter Eisenwerk fast durchgehend gearbeitet wurde und die Produktion nicht über lange Zeit stillstand.

Eine Sorge der amerikanischen Besatzungstruppen galt auch den ehemaligen russischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern. Auf dem Gelände der alten Glashütte wurde ein Durchgangslager für sie und ihre Familien eingerichtet, viele tausend Menschen waren dort untergebracht. Täglich wurden sie mit großen Wagen nach Frankreich transportiert, von wo aus sie in ihre Heimat zurückgebracht wurden. Dies ging offensichtlich nicht ohne Probleme vonstatten: »Die russischen und polnischen Arbeiter haben uns vor ihrem Abtransport noch manche Unannehmlichkeit bereitet und benahmen sich sehr rebellierend. Jetzt ist Ruhe, nachdem alle abtransportiert sind.«

Für den 3. April notierte Jantzer in seiner Chronik, daß »auf dem hiesigen Eisenwerk seit einigen Tagen der frühere Direktor des Werkes, jetziger Generaldirektor in Luxemburg, Herr Roger, tätig [ist]. Man nimmt an, daß seine Anwesenheit mit der Wiederinbetriebsetzung des Werkes in Zusammenhang steht.«

In welchen Zweigen gearbeitet wurde, ist unklar, denn aufgrund der zerstörten Eisenbahnverbindung konnten keine Rohstoffe her-

beigeschafft werden und es dauerte noch bis zum 31. Mai, bis die St. Ingberter Bergleute ihre Arbeit wieder aufnehmen und die für die »Schmelz« erforderlichen Kohlen beschaffen konnten. Immerhin hielt Jantzer am 19. Mai fest, daß »die Drahtabteilung der Schmelz wieder in Betrieb genommen« wurde. Am 5. Juni präzisierte er, daß »ein wichtiger Teil des hiesigen Eisenwerkes, die Stiftenfabrikation und Drahtflechtereie vor drei Wochen in Betrieb genommen, arbeiteten aber einstweilen nur 6 Stunden am Tag.« Außerdem notierte Jantzer, daß das Werk ab sofort unter amerikanischer Leitung stehe. Dabei handelte es sich aber nur um eine Übergangslösung, denn am 28. Juni wurde auf der Schmelz per Anschlag bekannt gegeben, daß das Werk wieder in den Besitz der französischen Firma Société des Hauts Fourneaux et Acieries de Differdange – St. Ingbert – Rumelange (HADIR) übergehe, die das Werk schon 1920 gekauft hatte.

Rezensionen

Dann war es vorbei*

Philippe Claudel, *Die Untersuchung*. Roman, Kindler Verlag, München 2012, 224 S.

»Als der Ermittler den Bahnhof verließ, wurde er von einem Nieselregen empfangen, in den sich schmelzende Schneeflocken mischten.« So lautet der erste Satz in Philippe Claudels neuem Buch *Die Untersuchung*. In diesem ersten Satz ist noch alles normal. Nieselregen ist zwar nicht schön, kommt aber gelegentlich vor. Was danach allerdings in dem Roman passiert, ist ein einziger Albtraum oder eine Aneinanderreihung immer neuer Albträume Buñuelscher Prägung, eine Parabel – wie es im Klappentext ziemlich unbeholfen und geschraubt heißt – »auf die Heimatlosigkeit des Menschen in der modernen Arbeitswelt.«

Der Ermittler kommt in eine namenlose Stadt. Er soll in einem großen Unternehmen die auffällig zahlreichen Selbstmorde von Angestellten untersuchen. Von Beginn an scheint sich alles gegen ihn verschworen zu haben. In Regen und Schnee kämpft er sich durch menschenleere Straßen und findet schließlich ein kleines Hotel, in dem nichts so ist, wie es sein sollte. Schon das Einchecken stellt eine gewaltige Aufgabe dar. Nachdem der Ermittler unzählige Formulare ausgefüllt hat, wird ihm von einer riesenhaften Empfangsdame die Hausordnung in die Hand gedrückt, die er laut vorlesen muß. Danach wird er abgefragt, ob er alles behalten hat. »Da er die vierzehnte Frage falsch beantwortete [...], fordert ihn die Riesin auf, die 37 Paragraphen umfassende Hausordnung noch einmal von vorne bis hinten zu lesen.«

Doch damit nicht genug. Statt eines Aufzugs gibts nur eine Treppe. Er wählt die Zimmernummer 14, im Glauben, dieses Zimmer müsse im ersten Stock liegen. »Um ein Haar wäre er bereits auf der ersten Stufe gestürzt, denn diese war ungewohnt hoch. Die zweite Stufe hingegen fiel ungewohnt niedrig aus, viel zu niedrig, was ihn ebenfalls irritierte und ihn beinahe zu Fall gebracht hätte. [...] Eine

solche Treppe konnte nur das Werk eines Psychopathen sein. Das Problem war allerdings, dass die Riesin und der Ermittler längst schon das erste Obergeschoss hinter sich gelassen hatten und höher, höher, höher stiegen.«

Die Wasserhähne, die nur siedend heißes oder eiskaltes Wasser preisgeben, die Türen, die sich nicht öffnen lassen, das morgendliche Frühstück, das ihm mal vorenthalten, mal geradezu aufgenötigt wird, all das lasse ich jetzt mal weg, obwohl es sich sehr unterhaltsam und spannend liest. Der Ermittler bewegt sich vom Hotel in die Stadt, geht und geht und geht und kommt – typisch Albtraum – kaum vom Fleck.

Seine Untersuchung kommt nicht voran. Er wird versehentlich eingeschlossen, macht irritierende und verstörende Beobachtungen, gerät schließlich unter Spionageverdacht, kann nichts mehr sinnvoll einordnen, zweifelt schließlich immer mehr an sich selbst und vermutet schon auf Seite 29, daß er wohl ohne es zu merken gestorben sei. Soweit ist es noch nicht, aber das kommt dann schon noch.

Dem Ermittler geht es im folgenden kaum anders als einem gewissen K. in einem gewissen Schloß. Der Ermittler tritt auf der Stelle und ist überfordert; der Leser hingegen kommt Seite um Seite voran. Die kurzen Kapitel halten die Spannung hoch.

Sowohl der Ermittler als auch der Leser erfahren dann doch Näheres über die zu untersuchende Firma: »Die Firma ist in so vielen Bereichen tätig: Kommunikationstechnologie, Engineering, Trinkwasseraufbereitung, erneuerbare Energien, Nucleosid-Chemie, Erdölförderung, Anlagenbewertung, Arzneimittelforschung, Nanotechnologie, Gentherapie, Nahrungsmittelindustrie, Bankgeschäfte, Versicherungswesen, Bergbauprospektion, Betonverarbeitung, Immobilienhandel, Speicherung und Auswertung nichtstandardi-

sierter Daten, Rüstungsindustrie, Entwicklungshilfe, Mikrokredite, Bildungswesen, Textilindustrie, Kunststoffverarbeitung, Verlagswesen, Hoch- und Tiefbau, Kulturförderung, Steuerberatung, Landwirtschaft, Forstwirtschaft, Psychoanalyse, Unterhaltungsindustrie, Chirurgie, Katastrophenopferhilfe und weiß der Himmel was nicht noch alles.«

Der Aktualitätsbezug des Romans beruht weniger auf der Tatsache, daß es bei Renault und France Télécom tatsächlich eine Reihe von Selbstmorden gegeben hat, sondern vielmehr in der Beschreibung einer grotesken und absurden Undurchschaubarkeit, die den durchschnittlichen Global Player heutzutage auszeichnet. Personen treten ausschließlich als Funktionsbezeichnungen auf. Neben

dem Ermittler zum Beispiel der Kellner, der Polizist, der Pförtner, der Wächter oder der Boß. Gegen Ende des Romans gesellen sich die sprechende Urne, der Psychologe, der eine Frau ist, die Stimme aus dem Container und der Schatten dazu. Wem diese Funktionen dienen, bleibt im Dunklen. Selbst der Ermittler ist überflüssig. Es gibt nichts zu ermitteln und aufzuklären. Alles ist so wie es ist.

Je tiefer der Ermittler in surreale und unverständliche Welten versinkt, desto klarer erkennt der Leser, daß dies alles kein gutes Ende nehmen kann. Tut es auch nicht! Viel Vergnügen beim Lesen.

Dirk Bubel

* Der letzte Satz des Romans.

Neue Liebe – alte Liebe zu Lothringen

Stefan Woltersdorff, *Literarisches Lothringen. Spaziergänge mit Dichtern und Denkern Europas*, Conte Verlag, Saarbrücken 2012, 412 S.

Die Liebe zu Lothringen ist für viele Saarländer nichts Außergewöhnliches. Sie werden mit ihr geboren, wachsen mit ihr auf und verbringen manchen Tag oder die ein oder andere Stunde beim Nachbarn. Gegenüber, jenseits der Grenze, die längst keine mehr ist. Nie eine war? Man könnte es meinen. Selbst wenn aus Berlin martialisch preußische Takte vorgegeben wurden, gab man dem guten Nachbar an der Wand oft den Vorzug zum fernen Bruder über Land.

Zwei Zivilisationen, die deutsche und die französische, nehmen hier Kontakt miteinander auf und rivalisieren miteinander; die zwei Genien, der germanische und der lateinische, streiten nebeneinander um den Besitz der Gebiete und der Seelen.

Das Zitat des französischen Schriftstellers und Spätromantikers Maurice Barrès ist der erste Satz in einem neuen Buch über Lothringen. In mystischem Pathos gehalten, umrahmt es die realistische Absicht des Autors Stefan Woltersdorff zu dokumentieren, wie aus einem lang umkämpften Grenzland, trotz kriegerischer Vergangenheit, eine Kulturlandschaft ganz eigener Prägung entstanden ist. Stefan Woltersdorffs *Literarisches Lothringen* ist nicht das erste Buch seiner Art. Nachdem 1964 Günther Metken die *Liebe zu Lothringen*

entdeckt hatte und nur vier Jahre später *Merian Lothringen* erschienen war, hatten sich nur noch, zwar wohlinformierte, doch mehr oder weniger gängige touristisch orientierte Reiseführer mit der Region im Osten Frankreichs beschäftigt. Ein Defizit, das der Saarbrücker Conte Verlag seit 2007 qualitativ wie quantitativ verdienstvoll aufgearbeitet hat. Zuerst erschienen Klaus Bernardings Tagesreisen nach Ostfrankreich in zwei aufeinanderfolgenden Bänden, dann war Hans Emmerling auf den Spuren bedeutender Persönlichkeiten unterwegs und entdeckte in abgelegenen Dörfern und Landschlössern so manch unbekanntes, historisches Beziehungsgeflecht. Nun also, Band 4 in der Conte Lothringen Reihe.

Um es vorweg zu nehmen, für mich hat Stefan Woltersdorff eines der besten und informativsten Bücher über Lothringen geschrieben. Keine große wortgewaltige Literatur, aber auch kein Reiseführer im klassischen Stil. Der Autor lädt ein zu *Spaziergängen mit Dichtern und Denkern Europas* durch Lothringen. Der Leser folgt ihm mit Vergnügen auf Haupt- und Nebenwegen über die Grenze bei Sarreguemines oder Forbach, im Blietal oder dem Gau, dem Hochplateau hinter Saarlouis. Man ist unterwegs zu Hunderten von Zielen

in allen vier lothringischen Himmelsrichtungen. Durch den »vielsprachigen Nordosten« und den »umkämpften Nordwesten«. Man erkundet den »stillen Südwesten« und ist zu Gast in »den Wechselbädern im Südosten«, wo hinter den Schwaden heißer Quellen sich die Schönen und Mächtigen Europas von Zeit zu Zeit so gerne sehen ließen. Man erlebt den Zauber der Stadtschönheiten Metz und Nancy. Den konkurrierenden Schwestern. Beide waren und sind Mittelpunkte einer jahrtausendealten Kulturlandschaft im Zentrum Europas. Jede von ihnen bewahrt und präsentiert dieses Erbe auf eigene, sehr spezielle Art und Weise. Der Spurensucher Woltersdorff hat die beiden Städte durchstreift, ihre Randgebiete, ihre nähere und weitere Umgebung erforscht und hat jede Menge Fundstücke der besonderen, der literarischen Art zusammengetragen. Das beginnt direkt hinter der Grenze in Forbach, der grauen Stadt, wo Wolfgang Koeppen noch den »schwefelgelben Rauch über dem Gewirr von Gestängen« erlebte und mit einem gigantischen Versuch verglich, »die Industrie unter eine Tarnkappe zu legen«. Doch die gesichtslose Grenzstadt hat ihren Platz in der Literaturgeschichte: Der Straßburger Autor Johann Fischart war Ende des 16. Jahrhunderts Amtmann in Forbach. »Mit über siebzig erhaltenen zumeist satirischen Werken zählt er zu den produktivsten Schriftstellern seiner Generation«, schreibt Woltersdorff, und empfiehlt einen Abstecher ins ehemalige Kasernenviertel der Grenzstadt. »Es ist der einzige authentische Ort, der an den einst populären Roman *Aus einer kleinen Garnison. Ein nihilistisches Zeitbild* (1903) von Fritz Oswald Bilde erinnert.« Ein Schlüsselroman, der sich kritisch mit dem deutschen Offizierswesen auseinandergesetzt hatte und einen gewaltigen Skandal provozierte, verboten und eingestampft wurde und trotzdem in über zwanzig Sprachen als Raubdruck in Europa kursierte.

Stefan Woltersdorff beschreibt Lothringen auch auf Grund eigener Eindrücke. Kurz. Prägnant. Informativ. In wenigen Sätzen wird Historisches und Gegenwärtiges über Städte, Orte und Landschaften gesagt, selbst wenn für den Besucher auf Anhieb nicht mehr viel erkennbar ist. »Einmal mehr braucht der Besucher daher ein wenig Fantasie, um sich das frühere Gesicht der Stadt vorzustellen. Und wie so oft hilft dabei die Literatur«. Und die

liefert der Autor in einer Vielzahl von Zitaten. Goethe in Bitche und anderswo. Erckmann-Chatrian in Phalsbourg. Jean-Paul Sartre und Baccarat. Stéphane Mallarmé, Henri James und Paul Verlaine kamen bis Lunéville, um Charles Guérin zu besuchen. Nancy, die Stadt des polnischen Königs Stanislas Leszczyński, der durch Familienbande zum französischen König Herzog von Lothringen wurde und ungehindert seiner Bauwut frönen konnte. »Nie habe ich so deutlich empfunden wie hier, worin das bauliche Geheimnis des Rokoko besteht: Geometrie von Rosen überblüht«, schwärmte Werner Bergengruen 1956 über Nancy. Rund 60 Kilometer entfernt Metz, die Stadt mit römischen Wurzeln und preußisch-deutscher Vergangenheit. Thermen und Kasernen. Weithin sichtbar die Kathedrale aus gelbem Sandstein. Mit 6500 Quadratmetern Fensterfläche von Herrmann Münster (14. Jahrhundert) bis Marc Chagall (20. Jahrhundert). Eine der imposantesten Kathedralen Frankreichs. »Es ist schwer Metz zu lieben«, schrieb Adrian Printz 1968. Maurice Barrès nannte die Stadt »chaotisch«, während Wolfgang Koeppen sie »traurig, provinziell, eintönig« fand. Stefan Woltersdorff kommt zu dem Schluß: »Metz ist nicht nur eine der ältesten, sondern in literarischer Hinsicht auch eine der interessantesten Städte Frankreichs. Geliebt wurde sie von den Dichtern nur selten. Metz ist auch die Stadt von Paul Verlaine. Der große französische Dichter wurde hier 1844 geboren. Oh Metz meine schicksalhafte Wiege, / vergewaltigt und doch unschuldiger denn je, / Und jungfräulicher als je zuvor.« Damals hatte Frankreich 1871 den Krieg gegen Preußen verloren. Die Stadt lag fortan im Reichsland Elsaß-Lothringen. Bekam deutsche Straßennamen. Zur Zeit der deutschen Besatzung zwischen 1870 und 1918 spielen zwei bekannte Romane. In *Der Zauberer Muzot* versuchte der 1889 in Metz geborene deutsche Schriftsteller Ernst Moritz Mungenast ein lothringisches Familienschicksal in der Reichslandzeit zu schildern. »Zwar bemühte er sich um ein gewisses Verständnis für beide Seiten, neigte aber doch zu einer deutsch-nationalen Sichtweise und gehörte daher zu den literarischen Wegbereitern des nächsten Krieges.«, urteilt Woltersdorff. Schauplatz des zweiten berühmten Romans *Die Katrin wird Soldat* von Adrienne Thomas ist in den Kriegsjahren 1914/15 der Metzter Hauptbahnhof.

»Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, zeigte sich, warum die Stadt mit einem so gewaltigen Bahnhof versehen worden war. Von Berlin nach Metz verlief die Kanonenstrasse, über die innerhalb weniger Tage dreieinhalb Millionen Mann nebst Pferden, Munition und Verpflegung an die Westfront verlegt wurden, schreibt Woltersdorff. Nicht als dunkles Ungeheuer sondern als konkret erlebtes Grauen wird der Krieg hier geschildert und zwar aus der Perspektive der Lothringerin Catérin Lentz. In den Kriegsjahren 1914/18 soll sie als Rotkreuzhelferin Verpflegung an die ausziehenden deutschen Soldaten verteilen« (s. Rezension der Neuauflage in: *Saarbrücker Hefte* Nr. 101).

Mit den literarischen Spaziergängen in Lothringen kommt ein Reiseführer der besonderen Art auf den Markt. Für den Kenner bedeutet er Auffrischung und Erinnerung an Bekanntes und Gesehenes, für den Neuling die

Entdeckung von Landschaften und Städten mit Geschichte und mit Geschichten, die in Deutschland und auch in Frankreich vielfach unbekannt geblieben sind. So wünscht man diesem Buch auch eine grenzüberschreitende Resonanz. Vielleicht in Form einer Übersetzung ins Französische. Da mag es hilfreich sein, daß Stefan Woltersdorff die grenzüberschreitende Pamina-Volkshochschule im elsässischen Städtchen Wissembourg leitet. Schade nur, daß auch dieser Lothringenführer die optische Seite vernachlässigt. Die Landschaften der Jeanne d'Arc, der Jugendstil in Nancy, das Tal der Seille, die Kathedrale und das neue Centre Pompidou in Metz hätten statt winziger grau in grau gehaltener Fotos gute farbige Bilder verdient. Vielleicht bleibt das ja einem späteren Bildband vorbehalten. Trotzdem, der Conte Verlag hat sich ein weiteres Mal um Lothringen verdient gemacht.

Georg Bense

Saarländische Baukultur im 20. Jahrhundert

Marlen Dittmann, *Die Baukultur im Saarland 1945–2010*, Saarbrücken: Institut für Landeskunde im Saarland (= Saarland-Hefte, Heft 4), 2011, 132 S.; dies., *Die Baukultur im Saarland 1904–1945*, Saarbrücken: Institut für Landeskunde im Saarland (= Saarland-Hefte, Heft 3), 2004, 116 S.

Der Begriff der Baukultur hat seit einigen Jahren Konjunktur. Das liegt vor allem darin begründet, daß sich vor circa zwölf Jahren verschiedene Gruppierungen wie Architektenkammern und Bund Deutscher Architekten (BDA) an das Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS) wandten und unter Hinweis auf Aktivitäten anderer europäischer Länder eine Initiative anregten, aus der schließlich die »Bundesstiftung Baukultur« entstand. Seitdem ist Baukultur auch im Namen einer bundesweit agierenden Institution enthalten, der anschließend weitere Organisationen in den Bundesländern folgten. Gleichwohl ist das Engagement für ein baukulturelles Erbe und die Forderung nach baukulturellen Qualitäten bei Neubauprojekten nicht neu. Auch zuvor haben sich schon Einzelpersonen und Interessengruppen für die Baukultur ihres Landes, ihrer Region oder auf kommunaler Ebene stark gemacht. Im Saarland war dies neben anderen auch die

Landesstelle des traditionsreichen Deutschen Werkbundes.

Dessen Erste Vorsitzende ist die in Kiel geborene und in Aachen ausgebildete Architektin Marlen Dittmann, die seit ihrem Umzug mit ihrer Familie nach Saarbrücken vor fast 35 Jahren auch als Publizistin tätig ist und seitdem zahlreiche Zeitschriftenartikel und Buchbeiträge zum Thema veröffentlicht hat. Insofern besteht kein Zweifel an der Leidenschaft und hohen Kompetenz der Autorin, die jüngst fachkundig und auch für Laien leicht verständlich zwei Bände über die Baukultur im Saarland veröffentlichte. Herausgegeben wurden diese vom Institut für Landeskunde im Saarland (IfLiS) in der Schriftenreihe »Saarland-Hefte«, in der 2004 zunächst eine Übersicht über »Die Baukultur im Saarland 1904–1945« erschien, die 2011 durch »Die Baukultur im Saarland 1945–2010« fortgesetzt wurde. Einerseits bieten die beiden Bändchen im kompakten Taschenbuchformat mit jeweils etwas über hundert Seiten

bei einem vorzüglichen Preis-Leistungsverhältnis von nur 5 bzw. 7 Euro einen optimalen Einstieg in das Thema. Andererseits zeigt sich rasch ein gravierender Mangel. Denn der hier zur Architekturnobilitierung herangezogene Kulturbegriff beinhaltet schließlich nicht nur das Bauen, sondern bekannterweise auch das Buch. Als künstlerisch illustrierte, historisch wertvolle oder einfach fürsorglich gestaltete Bände sind sie in vielerlei Form geschätzte Stücke bibliophiler Leser und Sammler. Die vorliegenden Ausgaben arbeiten durch ihr liebloses Layout und die kleinformatischen Fotos dieser Tradition aber leider überhaupt nicht zu. Insofern haben wir hier zwar einen günstigen Einstieg, um die saarländische Baukultur kennenzulernen, aber leider keinen Beitrag zur Buchkultur.

So kommt beim Leser vielleicht schon vor der Lektüre die ketzerische Frage auf, ob die saarländische Baukultur eine derartig schlechte Präsentationsform verdient hat. Gibt es eigentlich Siedlungen oder besondere Bauten, die internationale Beachtung fanden und den Inhalt der Bücher dominieren oder veredeln könnten? Dem ist mutmaßlich nicht so. Die Autorin resümiert in ihrer Schlußbetrachtung des zweiten Bandes, daß die internationalen Stars der Architekturszene des 20. Jahrhunderts im Saarland nicht vertreten sind. Dieser fehlende Glanz »selbstsüchtiger Starprodukte« wird von ihr indes nicht bedauert, aber dies rechtfertigt mitnichten eine solche formale Abwertung des Baugeschehens. Zumal es auf einer zweiten Betrachtungsebene auch nicht ganz korrekt ist. Zwar gibt es tatsächlich kein breites internationales Starangebot wie in anderen Bundesländern, aber selbstverständlich werden die Bauten national anerkannter Architekten wie Gottfried Böhm, Richard Döcker, Rudolf Schwarz und Peter C. von Seidlein aufgeführt. Gleichwertig daneben finden sich mehrere Gebäude national weniger bekannter Planer aus dem Saarland wie Karl Hanus, Hanns Schönecker und Peter Paul Seeberger. Allesamt Architekten, die national und regional in den ersten Jahrzehnten nach 1945 baulich hochwertige Akzente setzten und das Baugeschehen positiv prägten. Was exemplarisch für die jeweilige Zeit zusammengetragen wird, kann sich trotz der »zu beobachtenden Unterwerfung unter den Zeitgeist« durchaus sehen lassen und die Qualität

einiger Bauten kann sich am internationalen Maßstab messen.

Qualifiziert werden die Bauten von Dittmann in ihre Entstehungszeit eingeordnet und es wird auf die grundlegenden Einflüsse und Leitbilder der deutschen Architekturentwicklung hingewiesen. Die Bauten sind in Kapiteln nach Nutzungen sortiert und darin jeweils chronologisch geordnet. Da es jedoch nicht in jeder Dekade adäquate Bauten unter den gewählten Kategorien gibt, kommt es zu entsprechenden Lücken. In dieser Ordnung und ohne Kartenmaterial dient der Band weniger als Architekturführer, sondern mehr als Einführung in das Thema. Daß es einen Schwerpunkt in den ersten Nachkriegsjahrzehnten gibt, scheint nicht nur den Interessen der Autorin geschuldet. Schließlich wurde in diesen Dekaden das Gesicht vieler saarländischer Städte geprägt, insbesondere das von Saarbrücken. Daß diese Bauten heute wieder eine besondere Beachtung finden, wie beispielsweise die Moderne Galerie des Saarlandmuseums von Hanns Schönecker durch den Erweiterungsbau oder das ebenfalls in Saarbrücken stehende und zurzeit durch Leerstand sowie Vandalismus bedrohte Siemensgebäude von Peter C. von Seidlein, spricht für die Notwendigkeit und Bedeutung des Buches. Gerade diese Bauten der 1960er Jahre werden von Laien oftmals voreilig wegen ihrer gleichförmigen Fassaden kritisiert und eines menschenunfreundlichen Funktionalismus bezichtigt. Insofern mag mancher Leser möglicherweise bei einigen der aufgeführten Objekte zunächst verwundert feststellen, daß es sich bei dem vermeintlich schon so oft gesehenen und nicht als wertvoll eingestuften Haus um ein besonderes Gebäude handeln soll. Weshalb dieses Buch zuvorderst eine jener Publikationen ist, die einen fachunkundigen Leser für die Betrachtung seiner gebauten Umwelt sensibilisieren.

Das Taschenbuchformat des Buches begrenzt allerdings nicht nur die Auswahl der Objekte, sondern auch die Intensität der Betrachtung, so daß keine umfängliche und tiefgehende Analyse einzelner Bauten erwartet werden darf, was dem Format auch nicht entsprechen würde. Die Autorin führt jedoch ausreichend an die Bauten heran und urteilt mitunter deutlich. In dem wechselhaften Stil von deskriptiver Vorstellung und Urteil liegt dem Leser zwar kein wertfreier Lesestoff vor, aber

dennoch eine kompetente Einführung in die jüngere Baukultur des Saarlandes. Und wenn Kultur etwas mit der Identitätsbildung eines Landes zu tun hat, dann hilft dieses kleine

Buch auf jeden Fall, um jüngere Bauten und Stadtbildprägungen verständlich zu machen.

Ulrich Pantle

Der Neue Mensch als »kackender Arbeiter«

Peter Winterhoff-Spurk, Unternehmen Babylon. Wie die Globalisierung die Seele gefährdet, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2008, 280 S.

Peter Winterhoff-Spurk hat im Jahr 2011 für sein bereits 2008 erschienenes Buch den Seume-Literaturpreis erhalten. Anlaß für die Hefte, sich mit diesem Buch intensiver auseinanderzusetzen. Peter Winterhoff-Spurk lebt heute in Saarbrücken und in Leipzig. Er war bis zu seinem Ruhestand Professor für Psychologie (Medien- und Organisationspsychologie) und Leiter der Arbeitseinheit für Medien- und Organisationspsychologie an der Universität des Saarlandes in Saarbrücken.

Der Autor hat ein Buch vorgelegt, das die spät-mittelalterliche Vergangenheit der Niederlande untersucht, um uns damit die Augen für die gegenwärtigen Gefahren unserer globalisierten Gesellschaft zu öffnen. Originellerweise bedient er sich als versierter Medienpsychologe einer Methode der visuellen Didaktik aus der Kunstgeschichte.

Er wählt als »symbolischen Rahmen« Pieter Bruegels Gemälde »Turmbau zu Babel«(1563), das er als Parabel auf die globalen Entwicklungen im 21. Jahrhundert interpretiert. Bruegel wird als zeitgenössischer Kritiker und Mahner der damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse dargestellt, der den Zeitgeist mit einem in der europäischen Mythengeschichte wohlbekannten Sujet einfangen wollte. Bruegels Bildsprache ist äußerst komplex; jedes kleine Detail seiner Werke ist beabsichtigt und ist auch meist ein Bedeutungsträger. Winterhoff-Spurk macht sich den zeitkritischen Charakter des »Wimmelbildes« von Bruegel zunutze, um der Leserschaft anschaulich und eindringlich gesellschaftliche Transformationsprozesse und deren Folgen für die »Seelen« der Menschen darzustellen und mit einer Vielzahl empirischer Befunde zu unterfüttern.

Winterhoff-Spurk interpretiert Bruegels Bild als Warnung an die Menschen, die zu hoch hinaus wollen: die Gemeinschaft zerfällt.

Wenn ein umfassender sozi-ökonomischer Wandel nicht von der Gesamtheit aller Bürgerinnen und Bürger gestaltet wird, droht eine politische Katastrophe, »...eine mentale Gemengelage, ein öffentliches Klima, das an die Zeit Bruegels vor dem Bildersturm erinnert: ein weit verbreitetes Unbehagen an gesellschaftlichen Entwicklungen, ein Gefühl der Angst, des Bedrohtseins, das sich (noch) dumpf gegen Ausländer und Moslems richtet« (S. 257). Die Diagnose ist klar: »Es knistert im sozialen Fundament unserer Gesellschaft [...] vor allem die Globalisierung ökonomischer Prozesse als Realisierung neoliberaler Wirtschaftstheorie und einer im Wesentlichen auf die Maximierung des »shareholder value« gerichteten Unternehmenspolitik. Sie verändert unsere soziale Welt und zeigt sich im Leben nahezu jedes Einzelnen« (S. 8).

Das Buch ist in zwölf Kapitel gegliedert; diese werden jeweils mit Details aus dem »Wimmelbild« Bruegels eingeleitet. Im ersten Kapitel beschreibt der Autor sehr eindrucksvoll den schleichenden und gewaltigen sozialen und ökonomischen Transformationsprozeß im Flandern des 16. Jahrhunderts, die Rechtfertigungsideologie des Calvinismus zur Akkumulation von Reichtum, die Gewaltausbrüche der Unterschicht und die politischen Kämpfe.

Die weiteren Kapitel beschäftigen sich mit folgenden Themen: theoretische Grundlagen der Globalisierung, Folgen für die Beschäftigten (prekäre Arbeitsverhältnisse, Streß, Burnout, innere Kündigungen, Diebstahl, Vandalismus, Sabotage), Management-Fehler, Wahrnehmung von Wirtschaftsfragen in den Medien, insbesondere im Fernsehen (fehlendes Wissen über Strukturen, Zusammenhänge und Hintergründe der Globalisierung), soziale Folgen (Patchwork-Familie, klaffende Einkommensunterschiede, steigende Armuts-

risiken, Unsicherheit in der Lebensplanung, »Drei-Drittel-Gesellschaft«), psychische Reaktionen auf gesellschaftliche Veränderungen, Entstehung eines neuen Sozialcharakters (»Histrio«), Verehrung der politischen Eliten, Gestaltung der Arbeitsbedingungen und eine bilanzierende und vorausschauende Orientierung im Schlußkapitel. Sozio-ökonomischer Wandel – das ist nach Winterhoff-Spurk die Botschaft und Lehre aus dem biblischen Mythos und aus der Zeit Bruegels – muß vernünftig gestaltet werden als eine Aufgabe für alle Bürgerinnen und Bürger; er darf nicht allein den politischen und ökonomischen Eliten überlassen werden.

Das für mich spannendste Kapitel ist das achte, in dem es um die Entwicklung eines neuen Typs von »Sozialcharakter« geht, der bislang in der Literatur zur Globalisierung in dieser Weise noch nicht herausgearbeitet wurde. Das Bruegelsche »Wimmelbild« hat dafür den »kackenden Arbeiter« als Symbol: Respektlosigkeit, Arbeitsverweigerung, »innere Kündigung« und Verantwortungslosigkeit.

Das Konzept einer kompromißlosen neo-liberalen Shareholder-Value-Unternehmenspolitik habe – so Winterhoff-Spurk – psychopathisch verformte Menschen hervorgebracht: massiver Vertrauensschwund innerhalb aller Bereiche der Gesamtgesellschaft, Bindungsunsicherheit, Zunahme prekärer Arbeitsverhältnisse und psychischer und physischer Erkrankungen, Zerbröseln der gemeinschaftlichen Strukturen und Entstehen eines neuen egozentrischen, oberflächlichen »Sozialcharakters«. Auf der Grundlage erlebter und befürchteter Bindungsunsicherheit wächst ein politisch desinteressierter, allenfalls über mediale Inszenierungen kurzfristig zu politischem Aktionismus bereiter, ansonsten gesellschaftlich nicht engagierter und vor allem mit seinen Inszenierungen Beschäftigter als Bürger der Zukunft heran.

Dieser neue Charaktertyp wird in der diagnostischen Psychologie als »Histrio« bezeichnet (aus der römischen Antike: Schauspieler, Tänzer, S. 176 ff.): Der event- und personenbezogene, oberflächlich denkende, flache, egozentrische, skrupellos und ohne Schuld- und Mitgefühle, wenig strukturierte, labile, oberflächliche und impressionistische Mensch ohne systematisch strukturiertes Faktenwissen, der nach Bewunderung und Events strebt und leicht manipulierbar ist. Zusätzlich werden

durch das Fernsehen kollektive Weltansichten vermittelt, die das alltägliche Leiden kompensieren durch die Vermittlung von Heilsversprechen (mediale Berieselung durch Seifenoper, Casting-, Container- und Talk-Shows); das Fernsehen habe dadurch einen erheblichen Anteil an der Genese dieses neuen Sozialcharakters – so der Medienpsychologe: »Durch Fernsehen lernt man nicht, sich politisch und gesellschaftlich zu engagieren, es führt im Gegenteil eher zur Verdrossenheit gegenüber Politikern und ihrem Handeln«. (S. 205 f.)

Winterhoff-Spurk hat ein faszinierendes Buch über die bislang vernachlässigten Facetten der psycho-sozialen Verwerfungen der Globalisierung geschrieben in der Tradition angloamerikanischer Wissenschaftler (leider bei uns hier wenig geschätzt): anschaulich, in flüssigem, erzählendem Schreibstil, pointiert-verdichtend, populärwissenschaftlich und nicht oberflächlich-vereinfachend. Winterhoff-Spurk zeigt sich als ein kompetenter Globalisierungskritiker, der weit über den Tellerrand seiner fachspezifisch psychologischen Profession hinausgeht und mit profunden sozialwissenschaftlichen, kulturellen, ökonomischen, historischen und kunstgeschichtlichen Kenntnissen und Instrumenten diagnostiziert.

Wer sich kritisch mit der Globalisierung und vor allem mit den handlungsorientierenden Gegenstrategien im psycho-sozialen Bereich auseinandersetzen möchte, der kommt an diesem Buch nicht vorbei.

Klaus Ludwig Helf

Gebrauchswert schwer erkennbar

Daniel Kirch, Sonderpolitikzone Saarland. Die Entwicklung des Parteiensystems von 1985 bis 2009, Tectum Verlag, Marburg 2012, 426 S.

Nach den politischen Ereignissen des ersten Halbjahres 2012 – Platzen der Jamaika-Koalition, vorgezogene Neuwahlen, Große Koalition – wird ein Buch, welches das saarländische Parteiensystem analysieren will, beinahe zwangsläufig auf großes Interesse stoßen. Möglicherweise dürften einige Leser enttäuscht werden, denn, wenngleich gelegentlich so etwas wie Hintergrundwissen aufscheint, wirkt die Analyse der empirischen Befunde – sobald man das unnötige Wissenschaftschinesisch ins Allgemeinverständliche übertragen hat – stellenweise banal. So viel Aufwand für so wenig Ergebnis? – Nein, die Frage ist nicht fair, immerhin hat Daniel Kirch sehr viel entlegenes Material zusammengetragen und gesichtet, so daß für den Laien eine Art politische Landes-Zeitgeschichte entsteht. Das kann als Gedächtnisstütze einen durchaus hohen Gebrauchswert haben, falls es im Ortsverein wieder einmal lebhaft wird.

Nachdem der Autor anfangs die Fragestellung seiner Doktorarbeit in Politikwissenschaften und die dazu benutzte Begrifflichkeit einführt, erörtert er im Hauptteil vor allem die Verschiebungen in der saarländischen Parteienlandschaft, die programmatischen Differenzen der Parteien und ihre Koalitionsfähigkeit bzw. Koalitionswilligkeit zwischen 1985 und 2009.

So kurz der Aufriß der Fragestellung auch ist, so wenig vermag er zu überzeugen. Ein quantitativer Ansatz: Zahl der Parteien, ihr Anteil an den Wählerstimmen, Entwicklung des Wahlverhaltens steht dem qualitativen Versuch zur Seite, Aussagen zu treffen über ideologische Unterschiede und Bündnisperspektiven. Dabei wird keineswegs erklärt, nach welchen Kriterien oder Leitfragen die inhaltliche Annäherung erfolgen soll. Eine systematische Inhaltsanalyse läge nahe, aber dann wäre zu begründen, welche Inhalte warum ausgewählt werden. Für den Laien – und Leser aus Nachbarwissenschaften, z. B. Soziologen oder Historiker – wäre eine Abgrenzung zum besseren Verständnis angebracht. Was unterscheidet Parteiensystemforschung von herkömmlicher Wahl- oder Parteienforschung? Folgerichtig wirken die Hauptkapitel 7 und

8 nicht immer konsequent systematisch, eher narrativ.

Wenig hilfreich, weil zu oft unverständlich sind die im Kapitel 2 vorgetragenen »Theoretischen Vorüberlegungen«. Kirch orientiert sich an angloamerikanischen Forschern und übernimmt teils ohne, teils mit unzureichender Erklärung deren englische Terminologie, vermutlich wichtige Passagen des Theorieansatzes werden in langen englischsprachigen Zitaten verpackt. Das entsprechende Namedropping im Hauptteil ist keineswegs benutzerfreundlich. Ein Glossar im Anhang wäre mehr als wünschenswert. Das zwingt im übrigen auch zu Begriffsbestimmungen, eindeutigen Festlegungen. So benutzt der Verfasser ohne zureichende Unterfütterung Termini wie »cleavage«, »vote-seeking«, »policy«, die schon in der angloamerikanischen Forschung vieldeutig sein können – und dann in der deutschen Rezeption nahezu schillernd wirken.

Eine fast groteske Nachlässigkeit in seiner Terminologie leistet sich Kirch bei der häufigen Verwendung des Wortes »libertär«. Wer dabei als solide ausgebildeter Politologe an den Anarcho-Syndikalismus des Spanischen Bürgerkrieges denkt oder an die Philosophie des »Libertarismus« zur Abschaffung des Staates, der wird – wie Ottmar Schreiner zu sagen pflegt – »mächtig hinter die Fichte geführt!« »Libertär« wird in diesem Buch eingesetzt zur Pauschalcharakterisierung der »68er-Generation«, als Gegenbegriff zu »autoritär«.

Was auch immer unter »68er-Generation« verstanden werden kann, mit »libertär« ist dieses in sich extrem widersprüchliche Phänomen nicht zu erfassen, schon gar nicht zu generalisieren. Infolgedessen finden sich unter »libertär« bei Grünen, CDU, SPD, FDP nicht zusammenpassende Zuschreibungen. Zudem produziert der Verfasser eklatante Widersprüche: Wie kann er von »68er-Generation« an der Saar schreiben, wenn er auf S. 129 – zutreffend! – feststellt, daß »1968« im Saarland keine große Bedeutung hatte. Wie kann er Lafontaine zu den »68ern« zählen, wenn er auf S. 234 – erneut zutreffend! – behauptet, Lafontaine sei kein klassischer »68er«.

Daß Studentenbewegung, APO »trotz Pop und Spuk und alledem« im Saarland keine nennenswerte Rolle spielen, ist also richtig. Was Kirch vielleicht meint, aber keineswegs durchdacht hat – und sich deshalb unzulässig vereinfachend auf »68« zurückzieht –, ist der spezifische saarländische Wertewandel in den sechziger Jahren. Hier kann dem Autor kein Vorwurf gemacht werden, denn es fehlt hierzu – wie übrigens allgemein zur saarländischen Zeitgeschichte nach 1955 – an brauchbaren Vorstudien. Eine in Vorbereitung befindliche Studie zur Entwicklung der saarländischen Sozialdemokratie bis 1965 gibt erste aufschlußreiche Hinweise. So führt der praktisch vor der saarländischen Haustür, ja sogar innerhalb des Saarlandes blutig ausgefochtene Algerienkrieg zu allmählichen Umwertungen des Widerstandsbegriffs bei den Jungsozialisten. Willy Brandts erste Kanzlerkandidatur 1961 hat zur Folge, daß »Emigrant« an der Saar immer weniger als Schimpfwort benutzt wird. Den überragenden Stellenwert der sogenannten »Wilden Streiks« im Saarland von 1969 und 1973 erwähnt Kirch gar nicht erst, dabei erzwingen diese Ausstände zuerst bei der IG Metall und dann bei den anderen Gewerkschaften eine stärkere Berücksichtigung der Mitgliederbasis, vor allem der Vertrauensleute und eine (selbst-)kritischere Sicht auf die angebliche Sozialpartnerschaft mit den Arbeitgeberverbänden. Das ist ebenso eine bedeutsame Voraussetzung für die politische Entwicklung vor und nach 1985 wie die von Kirch eher beiläufig erwähnte Stahlkrise, deren auch für die Parteien außerordentlich dramatischen Langzeitfolgen der Verfasser nicht annähernd zu würdigen weiß. Das ausgeprägte Selbstbewußtsein der IG Metall resultiert unter anderem daraus, daß die von ihr und dem DGB Saar durchgeführte Sammlung von 170 000 Solidaritätsunterschriften 1984 erst die Wechselstimmung erzeugt, die zum SPD-Wahlsieg von 1985 führt. Manfred Wagner oder Albrecht Herold, Kurt Hartz und wie sie alle heißen, werden nicht müde, auf diese, auf ihre historische Leistung hinzuweisen. Aber diese alten Kämpfer, alles ehemalige Landtagsabgeordnete, mithin Vertreter im Parteiensystem, hat der Autor nicht befragt.

All das ist deshalb bemerkenswert, weil Kirch wiederholt die besondere Bedeutung des DGB

und seiner Einzelgewerkschaften für die Parteien und das Parteiensystem nachdrücklich herausstellt. Er behandelt durchaus die Frage: Welchen Stellenwert haben die Gewerkschaften für die Parteien? – Kirch fragt aber nicht umgekehrt: Welchen Stellenwert haben die Parteien für die Gewerkschaften? Mit der Selbstbeschränkung auf die erste Frage kommt Kirch zu dem Ergebnis, daß die Gewerkschaften – basierend auf der gemeinsamen Kritik an Schröders Agenda-Politik – ein gut freundschaftliches Verhältnis pflegen zur Linkspartei und dem Charismatiker (bei Kirch auch »Demagoge« oder »Populist«) Lafontaine. Gleichsam wunderbar findet der Verfasser den freundlichen Ton, den führende Gewerkschafter (und namhafte Sozialdemokraten) wie Eugen Roth oder Alfred Staudt in ihren Grußworten vor den Linken-Parteitagen anschlagen. Offensichtlich ist Kirch die »Geschäftsgrundlage« der DGB-Gewerkschaften entgangen: Sie basieren auf dem Prinzip »Einheitsgewerkschaft« und sind deshalb überparteilich. Gerade im vorliegenden Fall ist dieses Prinzip sehr ernst zu nehmen, denn im Verhältnis zur Linken und zur SPD müssen die Gewerkschaften eine angemessene Distanz einhalten, Provokationen und Einseitigkeiten jeder Art streng vermeiden, damit der Parteienstreit nicht in die Gewerkschaften und – das wäre noch viel verheerender! – in die Arbeit der Betriebs- und Personalräte getragen wird. Partei-Betriebsgruppen neben den Betriebsräten und Vertrauensleuten würden die seit Jahrzehnten bewährte Organisationsstruktur zerreißen, zutiefst spalten, die Arbeiterbewegung ganz außerordentlich schwächen. Da sind dann die wohlwollend-zurückhaltenden Aussagen der Interviewpartner Eugen Roth und Hans-Peter Kurtz, beide SPD, nicht weiter erstaunlich; es handelt sich um beschwichtigende Höflichkeitsfloskeln.

Was die Gewerkschaften wirklich von Linken und Lafontaine halten, werden sie vor eingeschalteten Mikrofonen bestimmt nicht preisgeben. Nur so viel sei angedeutet bzw. in Erinnerung gebracht: Als Lafontaine 1988 vorlaut hinausposaunte, die 35-Stunden-Woche bei vollem Lohnausgleich sei nicht machbar, hat er der Gewerkschaftsbewegung, der er seine Wahl drei Jahre zuvor zu verdanken hatte, nachhaltig geschadet. Sein Geeiere beim Einigungsprozeß 1990 ist auch bei Gewerkschaftern unvergessen. In der Regierungszeit

Lafontaine haben Gewerkschaften zweimal versucht, einen gestandenen Kollegen als Minister in die Landesregierung zu stemmen, der damalige Ministerpräsident lehnte den ÖTV-Mann Linsler schroff ab wegen vermeintlicher Unfähigkeit. Welch ein Affront (das ist die Pikanterie im heute angeblich guten Verhältnis zwischen Linsler und Lafontaine). Auf Dauer zerrüttet wurde die Beziehung der Gewerkschaften zu Lafontaine, als dieser die Kürzungsorgien in den Öffentlichen Diensten durchpeitschte. Dabei hat nicht nur das Ausmaß die Kollegen getroffen, sondern vor allem die brutal-autoritäre Vorgehensweise. Der Arbeitskreis Senioren bei der Gewerkschaft der Polizei Saar spricht davon noch heute mit Entsetzen. Über Lafontaines spätestens seit dem 11. März 1999 sattnam bekannte persönliche Unzuverlässigkeit sollte man mit hauptamtlichen Gewerkschaftern und Betriebsräten gar nicht erst sprechen.

Von alledem weiß der junge Politikwissenschaftler Kirch augenscheinlich nichts; darum scheint es ihn auch zu irritieren, daß trotz intensiver Abwerbungsversuche keine namhaften Gewerkschafter zur Linkspartei gegangen sind. Nun, das ist weniger eine Frage der unbewältigten Vergangenheit als vielmehr eine der Zukunftsaussichten. Lafontaine ist bekanntlich nicht allein unzuverlässig, er ist auch noch alt, krank und zänkisch. Schon jetzt zeichnet sich ab, wie wenig er die Linke im Lande noch im Griff hat. Bereits vor Jahren war in etwa vorhersehbar, was passiert, wenn Lafontaine, womit jederzeit gerechnet werden muß – oder darf –, die politische Bühne verlassen wird. Die saarländische Linke wird zerfallen, an ihren inneren Widersprüchen zerbrechen. Darum sind in der Vergangenheit nur die paar Gewerkschafter zur Linken abgewandert, die ohnehin – wie Linsler – ihre Zukunft schon lange hinter sich hatten.

Mit kritischen Fragen an seine Zeitzeugen – vielleicht auch anderen Gesprächspartnern – hätte Kirch diese Beobachtungen selber anstellen können, dann wären weite Teile seines Buches anders ausgefallen. Aus Platzmangel kann die Darstellung der Beziehung Gewerkschaften/CDU hier nicht auch noch kritisiert werden. Indes scheint es ziemlich naiv, daß Kirch Peter Müllers Selbstdarstellung (S. 186) unkritisch übernimmt, wonach der damals noch junge CDU-Fraktionsvorsitzende aus

gewerkschaftlicher Solidarität 1994 in die Gewerkschaft der Polizei eingetreten ist. Nach der »Polizeireform« geschah das nicht aus Überzeugung, sondern aus schierem Opportunismus.

Daß Kirch tatsächlich unkritisch ist gegenüber seinen Interviewpartnern, soll hier nicht behauptet werden. Dazu sind seine Ausführungen über Quellenauswahl und Auswertungsmethoden zu kurz geraten. Auf den ersten Blick wirkt sein Quellen- und Literaturverzeichnis mit seinen beinahe sechzig Seiten schier überwältigend. Bei näherem Hinsehen fallen die vielen Zeitungsartikel, Presseerklärungen, Interviews auf, die Parteiprogramme und Parteitagsreden. Das nennt man in der der Politologie verwandten Zeitgeschichtsforschung Sekundärquellen. Primärquellen, namentlich parteiinterne Papiere, vertrauliches Schrifttum stand Kirch wohl nicht zur Verfügung. Keine Partei wird sich da irgendeine Blöße geben. Können Interviews mit ehemaligen oder noch handelnden Akteuren diese Lücke schließen? Prinzipiell nein!

Schon seit den berühmten Niethammer-Projekten der siebziger Jahre zur mündlichen Geschichtsüberlieferung ist hinlänglich bekannt, wie gering der Quellenwert ehemaliger Politiker als Zeitzeugen anzusetzen ist. Zu groß ist das Bedürfnis nach Selbstlegitimation, nach Behauptung der Deutungsmacht, die Versuchung, das jugendliche Gegenüber zu manipulieren. Ganz zu schweigen von der Eitelkeit, sich ins rechte Licht zu rücken vor der Geschichte, Denkmalspflege zu betreiben in eigener Sache.

Weiß Daniel Kirch von diesen Risiken? Wenn ja, thematisiert er sie nicht, denn alles, was der Leser über die Zeitzeugen-Befragungen erfährt, ist, daß sie keinem festgelegten »Fragebogen« folgten. Über die Dauer der Gespräche – mehrere Minuten, mehrere Tage – wird nichts gesagt. Auch nichts über die Systematik ihrer Auswertung. Das ist schon sonderbar, immerhin hat Kirch zwischen November 2009 und März 2011 31 Zeugen interviewt. Nur Männer. Keine Frauen. Nach welchen Kriterien Kirch seine Gesprächspartner ausgewählt hat, teilt er nicht mit. Die Auswahl wäre allerdings erklärungsbedürftig. An erster Stelle Lafontaine, dem so viel Platz eingeräumt wird. Ob man nun will oder nicht: Er ist nun mal seit mehr als 30 Jahren die zen-

trale Figur im saarländischen Parteiensystem – von ihm gibt es keine O-Töne. Warum nicht? CDU-Persönlichkeiten wie AKK oder Peter Altmaier wurden nicht befragt – haben diese erst nach 2009 die politische Bühne im Lande betreten? Mehrmals betont Kirch die Sonderrolle der Landeshauptstadt für das Parteiensystem auf Landesebene. Warum kommen Hans-Jürgen Koebnick, Hajo Hoffmann oder Charlotte Britz nicht zu Wort? Völlig unverständlich ist die offensichtliche Ignoranz gegenüber Politikerinnen. Kein Wort zu frauenpolitischen Themen wie Frauenförderung oder Quotierung in den Parteien, alleinerziehende Mütter, Benachteiligungen von Frauen am Arbeitsplatz usw. usf. Sind das keine Themen im Parteiensystem? Hierzu – und gewiß zu vielem anderen mehr – hätten z. B. Brunhilde Peter oder Simone Peter Rede und Antwort stehen können. Apropos Simone Peter: Was Kirch über die saarländischen Grünen seit den achtziger Jahren schreibt, ist mehr als gewöhnungsbedürftig. Fast scheint es, als habe ihm Hubert Ulrich, der »Mafioso« (so Daniel Cohn-Bendit über seinen »Partei-freund« in der *taz* zwei Tage nach Bildung der Jamaika-Koalition 2009), den Füllfederhalter geführt. So viel Beschönigung und Einebnung von Verwerfungen und vielleicht sogar kriminellen Machenschaften bei den Grünen sind sonst nur in einer Parteitagsrede oder einem Nachruf zu erwarten.

Es gäbe noch unendlich viel zu diesem Buch zu kommentieren, auch zu kritisieren. Grundlage jedes Parteiensystems ist die Finanzierung der Parteien und die Entwicklung ihrer Mit-

gliederzahlen, von beiden abhängig ihre Kampagnenfähigkeit. Trotz der erheblichen negativen Entwicklungen bei allen Parteien verliert Kirch hierzu kein Wort. Schenkt man Kirch Glauben, so haben in allen Gesprächen und sonstigen Verlautbarungen zwischen den Parteien die großen Zukunftsthemen keinen hohen Stellenwert eingenommen. Zwar wird die erste und zweite Teilentschuldung des Saarlandes in den neunziger Jahren ganz kurz angedeutet, aber die zur aktuellen »Schuldenbremse« führenden Entwicklungen nicht mehr.

Demographische Verschiebungen, Reaktionen der Parteien darauf, ihre Gestaltungsabsichten – Fehlanzeige. Das gilt auch für den Strukturwandel, insbesondere die Energiesicherung nach der Kohle. Es ist doch nicht so, daß diese Themen erst nach 2009 diskutiert wurden. Von demographischen Problemen war bei deutschen Politikwissenschaftlern und Soziologen schon seit 1978 die Rede. Damals noch als eine Art realer Science-Fiction.

Kirch legt einen diskussionswürdigen Versuch vor zur ersten Historisierung der jüngsten Vergangenheit, sein theoretischer Ansatz vermag nicht völlig zu überzeugen ob seiner Schablonenhaftigkeit – was da nicht hineinpaßt, wird ausgelassen. Der Gebrauchswert des Buches für die politische Praxis dürfte gering sein. Und zu guter Letzt: Angesichts der politischen Umbrüche in der ersten Jahreshälfte 2012 könnte das Buch zum Zeitpunkt seiner Veröffentlichung bereits überholt gewesen sein.

Wilfried Busemann



Autorinnen und Autoren

Georg Bense, geb. in Köln, aufgewachsen in Stuttgart, Fernsehjournalist, Autor, Regisseur und Kameramann zahlreicher Filme für ARD, ZDF und arte.

Julian Bernstein, geb. 1981 in Saarbrücken, Studium der Französischen Kulturwissenschaften und der Interkulturellen Kommunikation, seit 2007 Veröffentlichungen in der Berliner Wochenzeitung *Jungle World*.

Mirka Borchardt, geb. 1987 in Gütersloh, Studium der Historisch orientierten Kulturwissenschaften, Veröffentlichungen in der *Saarbrücker Zeitung*, *FAS*, *Jungle World*.

Dirk Bubel, geb. 1955, Studium der Soziologie und Sozialpsychologie, wechselnde Tätigkeiten im In- und Ausland als Autor, Journalist und Kleinbauer, Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften- und Verlagsprojekten, seit 1989 Projektberater bei der Arbeit und Kultur Saarland GmbH.

Wilfried Busemann, Historiker, im Ruhrgebiet aufgewachsen, Veröffentlichungen zur Geschichte rheinischer und saarländischer Arbeiterbewegungen, zur Alltagsgeschichte und zur Entschädigung saarländischer NS-Opfer.

Bernhard Dahm, geb. 1953, Rechtsanwalt mit Schwerpunkt Asyl- und Ausländerrecht.

Sabine Graf, Dr., geb. 1962 in Zweibrücken, Studium der Literaturwissenschaft und Philosophie an der Universität des Saarlandes, Promotion über den Schriftsteller Otto Flake und dessen publizistisches Werk zwischen Selbstverständigung und Selbstinszenierung. Arbeitet als Autorin und Kunstkritikerin.

Klaus Ludwig Helf, Journalist; Referent für Mediendidaktik am Landesinstitut für Pädagogik und Medien (LPM), dort auch für Pressearbeit zuständig; nebenamtlich Dozent für Pädagogik und Politik an der Fachhochhochschule für Verwaltung des Saarlandes.

Hans Horch veröffentlichte zuletzt in der Nr. 106, Winter 2011/12 der *Saarbrücker Hefte*: *Von Menzel zu Minkmar. Gallopbobie im Wandel der Zeiten*. In Nr. 92, Herbst 2004 erschien

sein Beitrag *Röchlings Verbrechen oder: Der deutsche Imperialismus vor Gericht*. Dieser Aufsatz steht auch zum Download zur Verfügung auf der Internetseite www.saarbruecker-hefte.de

David Lemm, geb. 1979 in Neustadt/Weinstraße, schreibt derzeit seine literarisch-anthropologisch ausgerichtete Dissertation *Kindheit und Adoleszenz in der Fremde*. Freier Mitarbeiter der *Saarbrücker Zeitung*, Mitherausgeber der Literaturzeitschriften *Streckenläufer* und *Wortbruch*.

Uwe Loebens, geb. 1958 in Völklingen, Bildender Künstler, journalistische Tätigkeit u. a. für den Saarländischen Rundfunk.

Ulrich Pantle, geb. 1963, Architekt, Dr. Ing., lebt in Ludwigsburg und Saarbrücken, seit 2011 Professur für Baugeschichte, Architekturtheorie, Soziologie und Entwerfen an der HTW des Saarlandes.

Ekkehart Schmidt-Fink, geb. 1964 in Kassel, aufgewachsen in Teheran und Köln, seit 1994 in Saarbrücken und Luxemburg beschäftigt als Diplom-Volkswirt, Öffentlichkeitsarbeiter und Journalist bei isoplan und etika.

Delf Slotta wurde 1958 in Göttingen (Niedersachsen) geboren und lebt in Saarbrücken. Studium der Geographie mit dem Abschluß Diplom. Seit 2011 Leiter der Stabsstelle Lenkungs-kreis Bergbauflächen und Direktor des Instituts für Landeskunde im Saarland.

Herbert Temmes, geb. 1969, Studium der Geschichte und Germanistik; MBA Gesundheitsökonomie; Geschäftsführer der Deutschen Multiple Sklerose Gesellschaft LV Saarland e. V.

Fabian Trinkaus, geb. 1980 in Homburg/Saar, Studium der Geschichtswissenschaft und Germanistik an der Universität des Saarlandes, Abschluß 2009. Seit November 2009 Promotion im Fach Geschichte an der Universität des Saarlandes und der Universität Luxemburg zum Thema *Arbeiterexistenzen und Arbeiterbewegung in der Eisen- und Stabindustrie*.

